



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

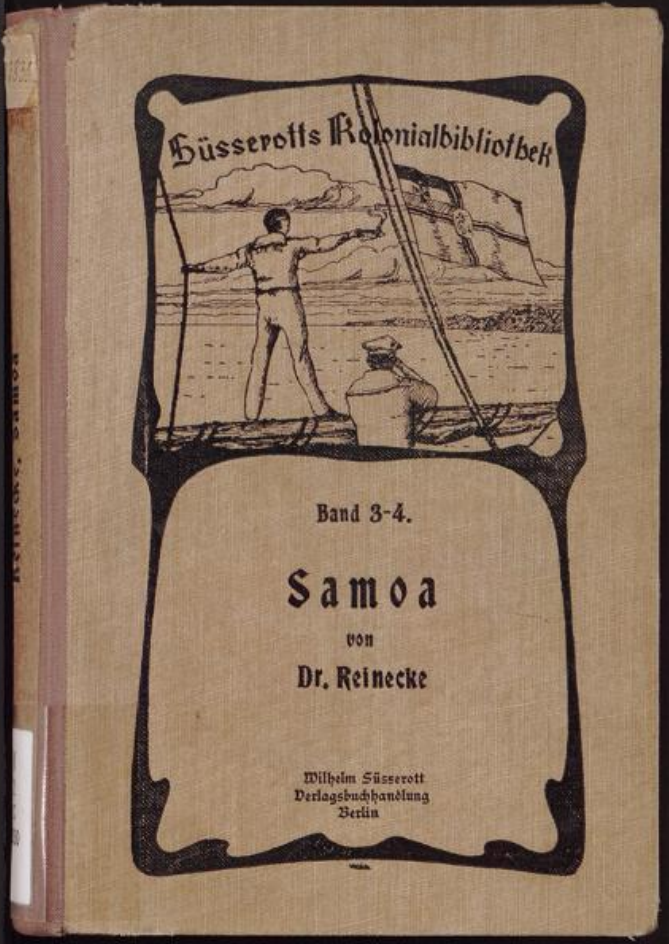
DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Samoa

Reinecke, Franz

Berlin, 1902

urn:nbn:de:gbv:46:1-14594



3830
Süßerotts Kolonialbibliothek



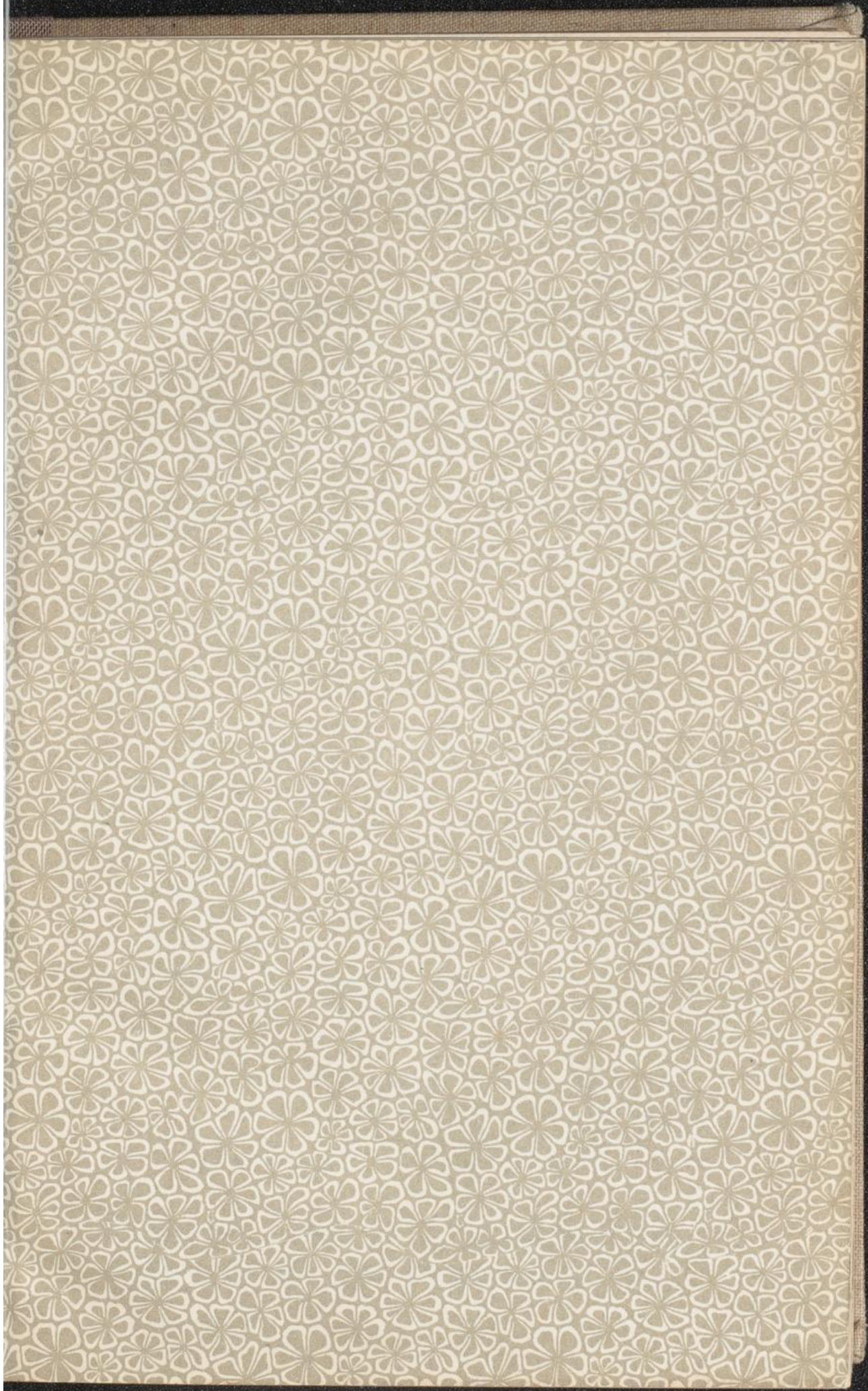
Band 3-4.

Samoa

von

Dr. Reinecke

Wilhelm Süßerott
Verlagsbuchhandlung
Berlin



V. 2. c 3830

Von **Süsserotts Kolonialbibliothek**

erschien bisher:

Bd. I. Ernst Tappenbeck, Deutsch-Neuguinea.

Preis gebd. Mk. 3.—, postfrei Mk. 3.30.

Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte.

Die Süsserott'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin eröffnet mit diesem Bändchen eine kleine Bibliothek „billiger wissenschaftlich-populärer Darstellungen der einzelnen Kolonien“ des Deutschen Reiches. Ernst Tappenbeck war ganz der rechte Mann, dieses Unternehmen glücklich zu inaugerieren. Er steht seit einem halben Jahrzehnt mit Neuguinea in engster Verbindung und war zu drei verschiedenen Zeiten an Ort und Stelle.

(Kreuz-Zeitung v. 14. 9. 01.)

**Bd. II. Dr. C. Mense,
Tropische Gesundheitslehre und Heilkunde.**

Preis gebd. Mk. 3.—, postfrei 3.30.

Der Verfasser, der auf eine langjährige ärztliche Thätigkeit in verschiedenen Tropenländern zurückblickt und durch das von ihm herausgegebene „Archiv für Schiffs- und Tropenhygiene“ bekannt ist, hat mit seinem Buch dem in den Tropen wohnenden Europäer eine Hülfe an die Hand geben wollen, die ihm in seiner Abgeschlossenheit den Arzt ersetzen soll. Leicht und verständlich geschrieben wird das Buch jedem in den Tropen lebenden Laien von grossem Nutzen sein. . . .

(Deutsches Kolonialblatt v. 15. 2. 02).

Bestes Geschenk für Angehörige in den Kolonien.

Bd. III/IV. Dr. Reinecke, Samoa.

Preis gebd. Mk. 5.—, postfrei 5.30.

Demnächst erscheint:

Professor D. K. Dove: Deutsch-Südwestafrika.

Hauptmann d. D. Leue: Deutsch-Ostafrika.

Professor D. Fesca: Tropische Agrikultur.

Bergassessor a. D. Hupfeld: Togo.

**Wilhelm Süsserott, Verlagsbuchhandlung,
Berlin W. 35, Potsdamerstr. 42.**

Rudolph Hertzog

Gründung 1839.

Gründung 1839.

Berlin C., Breitestr. 15.

Goldene
Medaille.



Berlin 1896.

Zur Tropenausrüstung:

Reisehemden — Oberhemden — Nachthemden
Strümpfe und Socken aus feiner Baumwolle, Tricot-
Unterzeuge aus Germania-Gaze, feiner leichter
Mako-Baumwolle und Flor.
Netzjacken. — Wollene Leibbinden.

Wollene Flanell Anzüge.

Jacketts aus Gloria, Alpacca, Lustre, Bast-
seide und Baumwoll-Stoffen.

Gummi-Mäntel — Regenmäntel aus wasser-
dichten imprägnierten Stoffen. — Reise-Hüte.
Reise-Mützen.

Schlafdecken aus Wolle, Baumwolle, Seide,
Kameelhaardecken.

Cretonnes — Blaudrucke — Kattune
in lebhaften Farben.

Tropenanzüge werden nach Maass angefertigt.

Preislisten franko.

Samoa

von

Dr. f. Reinecke.



V. 2. c. 3830

Wilhelm Süsserott
Verlagsbuchhandlung
Berlin.

Seiner Hoheit
dem
Herzog
Johann Albrecht zu Mecklenburg,
Präsidenten der Deutschen Kolonialgesellschaft,

ehrfurchtsvoll gewidmet

vom

Verleger.

Vorwort.

Als ich Anfang 1899 nach Ausbruch der letzten kriegerischen Unruhen auf Samoa nach dem Tode des Königs Malietoa den Herausgeber einer Zeitschrift auf die Bedeutung dieser Ereignisse für die Zukunft aufmerksam machte, wurde mir erwidert: „Samoa wird bald wieder zum alten Eisen geworfen, das Interesse dafür schnell wieder erloschen sein.“ Diese Ansicht war damals wohl ziemlich allgemein und hatte eine gewisse Berechtigung, wenn auch die Zeit meine Vermutungen in noch grösserem Umfange bestätigte, als ich gedacht hatte.

Es ist erstaunlich und in der Weltgeschichte fast ohne Gleichen, welche Anziehungskraft auf das allgemeine Interesse, welchen Einfluss auf die Diplomatie der ersten Weltmächte das ferne kleine Inselparadies besonders seit jener Zeit ausgeübt hat und vielleicht noch ausüben wird. Noch erstaunlicher aber, zumal für Kenner der Verhältnisse, ist das, was vielfach in Büchern, Broschüren, Zeitschriften und Tageszeitungen über Samoa und die Samoaner berichtet worden ist.

Mit dem um und über die „Perle der Südsee“ verschriebenen und bedruckten Papier könnte man wahrscheinlich die Inseln bedecken, mit der dabei verwendeten Tinte und Druckerschwärze aber sicherlich alle Samoaner so schwarz färben, wie sie sich noch heute die Phantasie vieler vorstellt. — Papier ist geduldig und — „mundus vult decipi, ergo decipiatur“ denken mit Erfolg viele Schriftsteller. Zum Nachteile unserer Kolonie und der Anschauungen über sie. —

Wenn man, wie Verfasser, längere Zeit zu Forschungszwecken auf den Inseln gewilt, und sie gleich anderen Forschern durchkreuzt hat, dann mutet es sonderbar an, wenn sich z. B. ein vielgereister Schriftsteller wie neuerdings geschehen, rühmt als „erster Forschungsreisender“ die ungefähr 20 km breite Insel Upolu durchquert zu haben, oder wenn gar ein anderer bekannter Schriftsteller behauptet, die Samoaner schreiben mit „arabischen Lettern“!

Diese bedauerlichen Wahrnehmungen unterstützten die Aufforderung des Herausgebers der vorliegenden Kolonialbibliothek und veranlassten mich, ihr zu entsprechen, um, soweit Zeit und eigene

Erfahrungen gestatteten, ein getreues Bild von Samoa zu geben. Die Thatsachen bedingten aber auch, zusammen mit der lehrreichen Geschichte unserer jungen Kolonie, eine Überschreitung der ursprünglich gestellten Grenzen.

So wird nun auch hier das kleine Samoa grösser erscheinen als seine Kolonialgeschwister.

Sofern eigenes Wissen nicht ausreichte, habe ich kritisch aus den zuverlässigsten Quellen geschöpft und diese genannt. Letzteres ist eine leider oft geflissentlich vernachlässigte Ehrenpflicht gegenüber den Pionieren der Forschung, denen wir Dank schulden. Ich habe an dieser Stelle besonderen Dank zu sagen den Herren Wirkl. Legationsrat Rose, Consul Biermann (langjähriger Beschützer der deutschen Interessen auf Samoa) und Meyer-Delius, Direktor der deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee-Inseln zu Hamburg. Diese Herren haben mich in meinem Streben, die Verhältnisse richtig zu schildern, bereitwillig unterstützt.

Zur Förderung richtiger Aussprache samoanischer Worte bin ich von den berechtigten Gewohnheiten abgewichen, indem ich auch auf der Karte dort, wo n oder g wie ng gesprochen wird, solches benutzt habe: Nähere Angaben über die Aussprache finden sich auf Seite 108—110. Erwähnt sei noch, dass s besonders am Anfang der Worte scharf (wie ss) gesprochen wird.

Zur Orientierung über die Verhältnisse im Innern der Insel Savaii habe ich auf der Karte einige Touren mit Tagesgrenzen ungefähr eingezeichnet.

Breslau, im März 1902.

F. Reinecke.

Inhalt.

Geographisches.

Lage und Grösse	1
Entstehung. Die Eingeborenen	3
Topographie	6
Klima	10
Kraterseen und Flussläufe	14
Bodenverhältnisse	18
Die Küsten	20

Geschichte.

Geschichte der Entdeckung	25
Vorgeschichte der Samoaner	29
Ursprung der politischen Wirren	33
Der deutsche Reichstag	38
" " " nach 20 Jahren	42
Die Folgen	47
Die Zeit der politischen Bürgerkriege	51
Das Gefecht bei Vailele	55
Die Sturmkatastrophe im März 1889	59
Das Königreich Samoa (Malietao Laupepa)	66
Die Krisis	73
Die Kämpfe	78
Die samoanischen Freiheitskämpfe	86
Die Samoa-Kommission	93
Die Stimmung	95
Deutsch Samoa	98

Von den Samoanern.

Der Name Samoa	101
Aus der samoanischen Mythologie	103
Sprache, Musik und Dichtung	108
Ansiedlungen	114
Die Samoaner	120
Gesellschaft und Verfassung	126
Tulafale und Fono	130
Familienleben und Ehe	132
Tätowierung	135
Die Dorfjungfrau	138
Bekleidung und Schmuck	141

Landeserzeugnisse	144
Die feinen Matten	149
Nahrungs- und Genussmittel	151
Die Kava	156
Leben, Spiele und Unterhaltungen	159
Abend und Nacht	166
Communismus	168
Der Siva	171
Fischfang	174
Kriegführung	181

Pflanzungen.

Das Haus Godeffroy	184
Die D. H. P. G.	189
Landbesitz und Pflanzungen	193
Verwaltung der Pflanzungen	199
Pflanzungsarbeiten und Ernte	203

Die Wirkungen der Civilisation.

Apia	209
Das Leben in Apia	216
Ansiedler, Beachcomber und Seeräuber	225
Mischehen	230
Die Bekehrung der Samoaner	234
Falsche Propheten	236
Die verschiedenen Missionen	237
Ein offenes Wort über die Missionen	242
„Sein oder nicht sein“	246
Lehrer und Schüler	247
Verwaltung Samoas. Einst	249
Jetzt	252
Handel	255
Krankheiten	263
Viehhaltung	266
Landesprodukte	267
Kulturland. Upolu	269
Savaii	273
Aussichten für Ansiedler	275

Tierleben.

Landfauna	282
Tierleben im Meere	291
Palolo	292

Vegetation.

Allgemeines	295
Nutzpflanzen	302



Samoanisches Mädchen.

Geographisches.

Lage und Grösse.

Die Samoa-Inseln liegen, inmitten des grössten Weltmeeres, fast genau um die Hälfte des Erdumfanges von uns, rund 4000 Km vom australischen Festland (4500 von Sydney), 8000 Km von Asien (China) und Nordamerika (Californien) und 12000 Km von Südamerika entfernt. 800 Km Wasserfläche trennen sie von den Tonga-, 1000 Km von den Viti-*) (Fiji) Inseln, 2000 von Tahiti (Gesellschafts-Inseln) 3000 Km von Neu Seeland (Auckland), fast 4000 Km von Hawaii. Ihre geographische Lage ist zwischen dem 13. und 15.° südl. Breite und 173.—168.° westl. Länge. In von O. S. O. nach W. N. W. gestreckter Kette ragen sie als hohe, malerische Gebirge mit steilen, zackigen Reliefs aus den farbenwechselnden Fluten des stillen Oceans empor, bestürmt und umtost von dem rhythmischen Anprall der Wogen, die sich, donnernd aufschäumend, an ihren Felsenküsten oder ihrem vorgeschobenen Korallengürtel brechen. Meerestiefen von 2000 bis 4000 m, zum Teil mit steilem Abfall, umgeben den herrlichen Archipel und machen ihn zu einer isolierten Welt für sich in der weiten Wasserwüste.

Der von der Küste Südamerikas kommende südäquatoriale Meeresstrom umschliesst die Inseln mit seinen zwei Armen; auch die Lokalströmungen, soweit man sie von der allgemeinen, äusseren

*) Auf den neueren Karten hat sich zwar immer mehr die verunstaltete, willkürliche Schreibweise Fiji und Fidschi eingebürgert, lediglich nach Angabe des englischen See-Kapitäns Palmer, corrumpiert durch Tonga-Missionare, denen der Buchstabe „V“ im ursprünglichen und einheimischen Namen Viti nicht geläufig schien. Nachdem aber auch der internationale Geographencongress zu Berlin 1899 mit besonderer Rücksicht auf die heillose Verwirrung, welche durch derartige völlig unmotivierte Entstellungen in der Südsee-Nomenclatur entstanden ist, die Wiedereinführung einheimischer Namen für notwendig erklärt hat, sollte auch die allein richtige Schreibweise für Viti wieder allgemein eingeführt werden, zumal die Ortsnamen z. Viti Levu (Hauptinsel) die alte Orthographie behalten haben. Fidschi ist einfach scheusslich und sprachlich absolut fremd, zumal es von vielen noch ganz falsch mit Betonung der letzten Silbe gesprochen wird.

Stromrichtung abzweigen kann, verlaufen in ostwestlicher Richtung. Der stärkste dieser Lokalströme zieht sich an der Nordküste Savaiis entlang.

Die Namen der grösseren Inseln von Osten nach Westen lauten:*) Tau (Manua), Ofu, Olosinga (als Manua-Gruppe zusammengefasst), Tutuila, Upolu, Manono, Apolima und Savaii. Zu Upolu und Tutuila gehören ausserdem noch einige kleine insulare Vorlagerungen. Upolu, Manono, Apolima und Savaii bilden das deutsche Schutzgebiet, während nach dem deutsch-englischen Abkommen vom 14. November 1899 Tutuila und die Manua-Gruppe, sowie der noch 100 km weiter östlich liegende kleine Rosa-Atoll, unter Hoheit der Vereinigten Staaten von Nordamerika stehen. Unser Anteil umfasst demnach 2572 qkm mit 32800 Bewohnern, (16850 männlich und 15950 weiblich) während die amerikanischen Inseln nur 215 qkm Fläche mit rund 4000 Eingeborenen enthalten. Diese Flächen und Bevölkerungszahlen verteilen sich auf die einzelnen Inseln wie folgt:

	Fläche qkm	Bewohner.	auf 1 qkm
Savaii	1691	14000	8
Apolima	4,7	300	64
Manono	8,5	750	94
Upolu	868	17750	20
Tutuila	134	4000	19
Ofu	23		
Olosinga	15		
Tau (Manua)	42		

Dem Flächeninhalt nach repräsentieren die Samoa-Inseln ungefähr 1% unserer Schutzgebiete in der Südsee; in der Wertgleichung stehen sie weit höher.

Die deutschen Inseln Upolu, Manono, Apolima und Savaii sind ungefähr 70 km von der westlichsten amerikanischen Insel Tutuila entfernt; die zu dieser gehörige Manua-Gruppe, liegt noch 100 km weiter östlich.

Die westlichste und zugleich die grösste deutsche Insel ist das rhombische Savaii, in den grössten Entfernungen 85 km lang und 50 km breit, während die fast parallelen Seiten ca. 40 bis

*) Zur Aussprache samoanischer Worte vgl. Abschnitt Sprache S.

55 km in Luftlinie messen; thatsächlich stellen diese infolge ihrer vielen Einbuchtungen viel grössere Entfernungen dar. Eine etwa 9 km breite Wasserstrasse trennt Savaii von dem steilen bis 150 m hohen Felseneiland Apolima, weiter südöstlich ragt das flach kegelförmige Manono aus seinem Riffgürtel empor, durch den es mit dem 1—2 km entfernten Upolu, der wichtigsten Insel des ganzen Archipels, verbunden ist. Upolu ist auch ca. 85 km lang aber höchstens 26 km breit; nach beiden Enden sich allmählich verschmälernd.

Entstehung.

Über die Entstehung der Inseln sind die Ansichten geteilt. Nach Darwin sind sie als Reste eines versunkenen Festlandes zu betrachten, die durch spätere Senkung und submarines Verschwinden der anderen Gebiete übrig geblieben sind. Das scheint aber durch die grossen Tiefen der Umgebung von 2000—4000 m sehr in Frage gestellt.

Eine andere neuerdings mehr und mehr verlassene Anschauung, die Hebungstheorie, möchte Samoa wie viele weitere Landbildungen auf ein successives Emporwachsen der betreffenden Erdrinde zurückführen.

Jedenfalls sind die Inseln Produkte vulkanischer Thätigkeit, der sie sehr wahrscheinlich allein ihren Ursprung verdanken und der auch ihr ganzer Aufbau und zum mindesten ihre Oberfläche unverkennbar entspricht; ihre Entstehung ist, vermutlich von Osten nach Westen fortschreitend, vor sich gegangen. Nach der Samoa-mythe entstand erst Manua, dann Savaii, Upolu und schliesslich Tutuila.

Sämtliche Inseln stellen riesige Basalttrümmer-, Lava- und Schlackenhaufen mit zahlreichen Kraterkegeln und Kesseln dar. Auf Savaii sind die Krater nicht lediglich auf ein Kammgebiet beschränkt, sondern sie ragen in Form abgeschnittener Kegel, als parasitische Krater schon über die Küstenausläufer des Centralstockes empor. Die jüngsten dieser Kamine erdinnerer Revolutionen haben auf Westsavaii noch deutliche Spuren ihrer letzten zerstörenden und aufbauenden Thätigkeit zurückgelassen. Ihr letzter noch erkennbarer Ausbruch soll, soweit man auf Zeitangaben der Samoaner und ersten Missionare unter ihnen vertrauen darf, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts stattgefunden haben und scheint mit einer allgemeinen Hebung des Gebietes Hand in Hand gegangen zu sein. Das eigentliche Übersättigungsgebiet, von den

Eingeborenen „o le mu“, das Verbrannte, Glühende genannt, liegt zwischen Sasina-Asau (Nordseite) und Satupaitea-Tufu (Südseite). Es ist gekennzeichnet durch weite kahle, basaltische schwarz-blau glänzende Lava- und Schlackenfelder, auf denen die senkrecht auffallenden Sonnenstrahlen in der Mittagszeit eine wahre Glut erzeugen, die man selbst durch die Schuhsohlen empfindet. In Rissen und Spalten hat sich hier erst eine kümmerliche Vegetation angesiedelt.

Der älteste Teil Savaiis scheint die östlichste Hälfte zu sein. Sie ist auch in ihrer Form wesentlich von der westlichen verschieden. Weit mehr zerrissen, reich an gesonderten Vorlagerungen und parasitischen Kegeln, aber auch wieder an flacheren, tief in das Innere eingreifenden Küstenflächen, bietet sie dem Auge mehr Abwechslung als die Westhälfte der Insel.

Die langgestreckte Form der Insel Upolu lässt schon an und für sich auf ein Zusammenwirken mehrerer Urheber bei dem Aufbau schliessen; nur auf der Westhälfte haben sich dieselben ihren ursprünglichen Charakter inmitten ihrer Auswurfsgebiete bewahrt. Der mächtige Krater des Tofua überragt dort isoliert, nur nach Süden Ausläufer vorschiebend, das Gebiet. Weiter nach Osten reiht sich dann Krater an Krater, und in der Mitte der Insel etwa erweitert sich diese vulkanische Kette, um schliesslich in ein Chaos von Kegeln und Kämmen überzugehen, zwischen denen sich stellenweise breite, flache Einsenkungen hinziehen. Das östlichste Drittel entbehrt typischer Vulkane fast ganz; die ursprünglichen vulkanischen Formen sind verwischt, sodass auch hier der ältere Charakter unverkennbar ist.

Der eigenartigste Bildungsherd aller Inseln ist der Krater Tofua, dessen puddingförmiger Ring, 650 m hoch, 3—400 m über seine Umgebung emporragt, stellenweise in einem Winkel von 30—40° abfallend. Hat man diesen aussen mit weichem, schlüpfrigem Verwitterungs- und Verwesungsboden bedeckten, dicht bewaldeten Abfall erstiegen, so blickt man vor sich in den riesigen Kraterkessel hinab; denn der diesen umschliessende Ring ist oben meist nur 2—4 m breit; auf der Nordwestseite zeigt er eine Einsenkung, die aber von Bäumen überragt, äusserlich nicht erkennbar ist. Der obere Durchmesser des Krateringes beträgt etwa 1 Km. Die innere stellenweise sehr steile Wand ist ebenfalls von Vegetation bedeckt; aber nur von mehr vereinzelt Bäumen; der Boden ist mit basaltischen Trümmern von überwiegend rundlicher Form übersät; sie stellen die letzten Auswurfsreste des Vulkanes dar und sind in besonderen Massen, die Verwitterungserde verbergend, auf der Südseite angehäuft.

Der Fremde vermutet auf dem Grunde des riesigen, ungefähr 100 m. tiefen Kessels umso mehr einen See, oder sicherlich stehendes Wasser, weil der Tofua fast stets oder doch mindestens zur Nachtzeit eine Wolkenmütze auf hat. Aber keine Spur davon, nicht einmal

ein Tümpel findet sich, wenn nicht gerade der Himmel gerade besonders reichlich Regen gesendet hat. Der Grund ist zwar weich, wo er nicht von Steintrümmern bedeckt wird, aber auch unendlich durstig. Dazu kommt, dass man von Lava keine Spur findet, selbst nicht in der Umgebung des Berges. Nur an den Küsten sind noch Reste davon zu finden. Der Rand des Tofua besteht wahrscheinlich nur aus basaltischen Trümmern und weichen Tuffen.

Ganz entgegengesetzt verhält sich der zweitbeste Krater Upolus, der Lanuto'o über Vaitele. Derselbe sitzt einem längeren Kraterzuge auf, ist ungefähr 100 m höher als sein westlicher Kollege und wahrscheinlich erheblich älter.

Man gelangt zu ihm von Vaitele aus, langsam im Walde ansteigend, auf einem nördlichen Ausläufer des Kammes, der dann in Absätzen erst breit, dann sich verengend in etwa 2 Stunden zum Fuss des äusseren dicht bewaldeten Kraterwalles führt. Stellenweise ist der Anstieg so steil, dass man sich an Wurzeln und Stauden emporziehen muss. Der hier etwa 40 m hohe Rand ist, da er tiefgründig aber auch mit Blöcken durchsetzt ist, schnell im Zickzack erklimmen; nach Süden und Westen fällt er steiler und viel tiefer ab; auch im Nordosten endet an seinem Fusse eine tiefe Schlucht, durch die man bis zum Hafen von Apia — etwa 30 Km. entfernt — blickt. Der obere Rand des Lanuto'o ist an den meisten Stellen viel breiter als der des Tofua; nach dem Kessel zu fällt er von der Nordseite ziemlich sonst aber sehr steil ab. Der obere Durchmesser des ovalen Krateringes beträgt in der Länge etwa $1\frac{1}{2}$ Km. Im Grunde des üppig bewaldeten Kessels schlummert ein herrlicher grüner See in einem tiefen Bett, das besonders auf der Südseite rasch bis zu 20 m sinkt. Dieser See wird von den Niederschlägen nicht beeinflusst; sein Stand ist jahraus jahrein mit ganz kurzen Erhebungen nach anhaltendem Regen unverändert, weil Lavaschichten ihm bis zu gewisser Höhe ein festes Gefäss verleihen, dessen Undurchlässigkeit bis zum Niveau des Normalstandes reicht; was darüber steigt sickert ohne sichtbaren Abfluss hinab in die Tiefe des Erdreichs und teilweise in die Schluchten rings um.

Feste geschlossene Lava, wie wir sie auf Savaii nicht nur im Westen sondern, auch anderwärts und besonders an den Küsten blosgelegt finden, ist auf Upolu selten: auch hier trifft man sie nur noch als Reste geflossener Lavaströme, ebenfalls an der Küste, stellenweise auch noch in Flussläufen. Dagegen fehlt es nicht an Schlackengängen und tieferen Lavalagern, die man besonders beim Pferdetrapp an hohlem Klang der Huftritte vermuten kann. Besonders auf Savaii und West Upolu sind mehrere solche Schlackengänge bekannt, die zum Teil oberirdisch münden und auf weite Strecken zugänglich sind, zum Teil auch unterirdisch in das Meer führen. Die Decke und auch der Boden dieser oft 2—3 m

hohen Höhlengänge sind stellenweise mit Tropfstein bedeckt, der sich frisch weich anfasst aber schnell erhärtet. In vielen Höhlen leben tausende von Fledermäusen.

Die unterseeischen Schlackengänge lassen mit der Thatsache, dass die nie rastenden Korallentierchen auch innerhalb des Aussenriffes fortleben und weiterbauen, darauf schliessen, dass die Inseln säcularen Senkungen unterworfen sind d. h. zeitlich unerkennbar sinken, während das Meer langsam höher an ihnen emporsteigt.

Die Eingeborenen der Inseln gehören zum polynesischen Rassenstamm, welcher als Zweig der Malayen zu betrachten und den Javanern, sowie den Eingeborenen der Carolinen, Philippinen und Marianen am nächsten steht. Ethnographisch erinnern speziell die Samoaner in mancherlei auch an die Indianer Nordamerikas, mit denen sie vor allem die schier beispiellose Gastfreundschaft und damit übereinstimmende typisch communistische Gewohnheiten gemein haben. Am nächsten verwandt sind sie mit den Tonganern, den Maoris auf Neu Seeland, und den Eingeborenen von Uea, Rarotonga, der Gilbert-Inseln, ferner von Tahiti und Hawaii. Diesen polynesischen Stämmen haben sie einen im allgemeinen robusteren Körperbau voraus. Ihrer eigenen Überlieferung und Ansicht nach stehen sie mit den Maoris in direktestem Abstammungsverhältnis; sie halten sich bezw. Samoa sogar für den Ausgangspunkt der polynesischen Rasse, was jedoch besonders hinsichtlich des unverkennbaren Alters des Maori-Stammes in ethnographischer und anthropologischer Beziehung als ein wenig berechtigter „Nationalstolz“ zu betrachten ist. Auch die Entstehung, und das danach wahrscheinlich relativ geringe Alter der Samoa-Inseln selbst, widerspricht dem entschieden (vgl. die Schöpfungsgeschichte).

Topographie.

Wenn auch das Massiv Savaiis sich mehr als ein einheitliches Ganzes darstellt, so entbehrt das bis 1650 m hohe Centralgebirge keineswegs einer gewissen Gliederung, die allerdings vom Meere und von der Küste aus nicht in die Erscheinung tritt. Man erblickt nur überall die hier besonders typischen Formen von Kratern, welche über das Ganze emporragen. Während flache Küstenstriche fast nur auf der nördlichen und östlichen Seite vorhanden sind, und sich auch im Osten einige 1000 m nach dem Innern der Insel aus-

dehnen, rücken die Gebirgsmassen auf der Südseite besonders nahe an das Meer heran, stellenweise über 100 Meter dort unvermittelt steil abstürzend. Nur ein Teil der Westhälfte bietet in flacheren Einbuchtungen Raum für Ansiedlungen der Eingeborenen.



Gebirgsbild aus dem Hafen von Pangopango.

Das Innere der Insel ist wild und zerklüftet; tiefe Schluchten mit oft senkrechten Wänden durchschneiden die Gebirgsmassen und trennen die Teile derselben von einander. Erst in einer Höhe von circa 1000 m gewinnen einzelne Gebiete etwas den Charakter starkwelliger Hochebenen, aus denen allerdings isolierte Kegel überall wieder noch emporragen. Am wenigsten zerklüftet ist der nordwest-

liche Teil der Insel. Dort stehen die Kegel und Gipfel des nach dem Westkap von Falealupo auslaufenden Kammes noch durch einen mehr oder weniger steil ansteigenden Höhenzug miteinander in Verbindung.

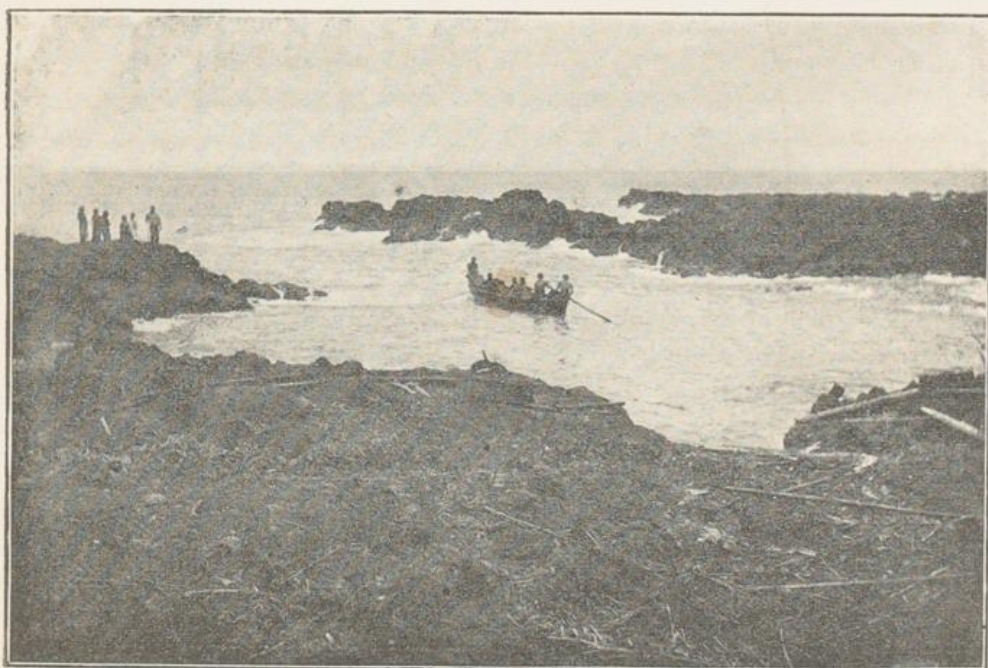
Dieser westliche Kamm teilt sich etwa im ersten Drittel der Insel und geht allmählich in drei Haupterhebungen über. Der nördlichste derselben ist der niedrigste und erreicht im Maungaloo, d. h. langer Berg, seine höchste Erhebung bei circa 1200 m. An ihn schliesst sich nach Süden eine entsprechend lange Einsenkung, die dann von dem ebenfalls west-östlich laufenden mittleren und höchsten Rücken (bis 1650 m) begrenzt wird; dieser steht mit dem Nordrücken durch langsam ansteigende Käme in Verbindung. Der südlichste Höhenzug ist am wenigsten als solcher ausgeprägt, aber am meisten zerklüftet; seine Ausläufer sind steil und durch schauerliche Schluchten getrennt, die dann meist in Buchten zwischen Vorgebirgen münden. In solchen Buchten liegen die Dörfer der Eingeborenen, deren Verkehr sich fast ausschliesslich auf das Meer beschränkt, da zu Land die steilen Vorgebirge schwere Hindernisse bilden und keine Küstenwege frei lassen, sondern direkt dem Ansturm des Meeres ausgesetzt sind.

Das östlichste Drittel Savaiis stellt ein Gewirr von unzähligen Einzelerhebungen dar, die ebenfalls steil zu dem stellenweise breiten, flacheren Küstenstrich oder zum Meere abfallen und nur auf einzelnen schmalen Rücken und Ausläufern zugänglich sind.

Das Innere der Insel ist den meisten Samoanern eine terra incognita; nur Schweinejäger versteigen sich, vorsorglich durch Markierungen an den Bäumen den Rückzug deckend, manchmal hinauf in die höheren Regionen, wo dichtes Gestrüpp in mächtigem Urwald das Vordringen des auf basaltischen Trümmerblöcken unsicher tastenden Fusses erschwert und fast stets Regen die an sich relativ niedrige Temperatur doppelt empfinden lässt. Nur wenige Samoaner lassen sich für Geld und gute Worte zu einer mehrtägigen Tour in die höchsten Regionen — einmal und nicht wieder, bewegen; zumal wenn man sich nicht „vorwärtsrasten“, sondern fortkommen will. Länger als drei Tage ist es kaum möglich, einen Eingeborenen in den Bergen zu halten. Allein unternehmen sie überhaupt nur äusserst selten grössere mehrtägige Inlandturen, zumal da sie noch des Nachts vor bösen Geistern Furcht haben.

Savaii ist von den anderen Inseln getrennt durch die ungefähr 9 km breite Strasse von Apolima, der nächsten Insel; einer kleinen Felsenfestung im Meere. Sie bildet die Spitze eines steil aus dem Meere emporsteigenden Kraters, dessen Rand auf der Ostseite durchbrochen, hier dem Meere, aber nicht immer Menschen, den Zutritt zum Kessel gestattet, denn der Eingang ist durch flache Felsmassen und Korallenriffe teilweise versperrt, und eine enge Passage führt

durch sie in das Innere der kleinen Insel, wo ein kleines Dorf steht. Die Einfahrt ist unpassierbar bei Niedrigwasser und hohem Seegang. Die Insel ist infolgedessen nicht dauernd bewohnt, hat aber schon mehrfach in Kriegszeiten als vorzüglicher Schlupfwinkel eine Rolle gespielt. Ungefähr 100 m von dem Eingang zur Insel ragt ein flacher Felsen aus dem Meere, wahrscheinlich ein Teil des alten Kraterringes, dessen Verbindungen dem Wogengänge nicht widerstanden haben; denn zwischen Apolima und jener Vorlagerung ist eine tiefe Fahrstrasse, die auch von grösseren Schiffen passiert werden kann.



Einfahrt von Apolima.

Zwischen Apolima und Upolu ragt Manono als flacher grüner, wenig über 100 m hoher Hügel über das Meer und das ihn mit Upolu verbindende Riff empor; es ist sehr wahrscheinlich, dass auch diese Insel ihre Entstehung einem besonderen Ausbruch verdankt. Ihr Umfang beträgt ungefähr 7 km.

Soweit die langgestreckte Gestalt Upolus, der Hauptverkehrsinsel, einen Vergleich mit Savaii zulässt, wiederholt sich auf ihr der eben geschilderte Charakter Savaiis. Auch hier ist, wie schon angedeutet, die Westhälfte im Innern weniger zerklüftet, und der von der Mitte nach Westen allmählich abfallende ungeteilte Centalkamm wird überragt von einzelnen Kegeln. Die weitesten flacheren Küstenstriche befinden sich hier auf der Nordseite der westlichen Hälfte; im übrigen sind sie häufiger auf der Südseite, wenn auch

dort gerade durch besonders steile, in hohen Felsküsten endigende, Ausläufer unterbrochen.

Der Abfall der Berge ist auch auf der Südseite Upolus im allgemeinen am schroffsten. Der westlichste Ausläufer des Centralstockes wird im letzten Drittel durch den riesigen Kegel des Tofua unterbrochen, ihm folgen nach Osten zu der Maungataiti, Singaele, Lauto mit dem Lanutoo-See, Suisinga und Maunga fiamoe (Schlafberg). Von diesem letzten, fast in der Mitte der Insel stehenden Berg aus teilt sich der Centralkamm in zwei Hauptarme, von denen der nördliche in langen schmalen Rücken zur Küste hinabsteigt, während der südliche meist solcher Ausläufer entbehrt und überhaupt nur schwer zugänglich ist. Tiefe Schluchten begleiten und trennen die Kämme; dem Fiamoe ist nördlich der 390 m hohe Apiaberg, an dessen nordwestlichen Fusse Apia liegt, vorgelagert. Zwischen den beiden Hauptrücken erstreckt sich an einzelnen Stellen ein weites, allmählich ansteigendes Hochplateau bis zu dem ungefähr 1000 m hohen Lepua. Östlich von diesem höchsten Berge Upolus löst sich das Kammgebiet allmählich auf, und isolierte Gebirgsmassen, durch riesige Einsenkungen von einander getrennt, heben ihre scharfen, steilen Spitzen und Rücken hoch in die Lüfte und verleihen der Ostinsel einen unvergleichlich grossartigen und doch bezaubernd lieblichen Charakter. Am herrlichsten wirkt dieses topographische Antlitz Upolus bei Solosolo-Fangaloo (nördlich), wo die eckige Spitze des nur auf schmalen Kamme zugänglichen Fao die Umgebung beherrscht und rechts dahinter als scheinbar selbständige Gruppe die zackigen Formen der östlichen Falealiliberge emporragen. Nach dem Ostcap zu fällt das Relief allmählich, jedoch meist zu Steilküsten ab. Die kleinen östlich vorgelagerten Inselchen Fanuatapu, Nuutele und Nuulua sind schwer zugängliche Felsgebilde, vielleicht Skelettreste eines einzigen mächtigen Kraters, Nuutele scheint jedoch ähnlich Apolima als besonderer Krater entstanden zu sein.

Klimatisches.

Nahe dem Äquator und von den unendlichen Wassermassen des Oceans umgeben, welcher nicht nur die Temperatur reguliert, sondern auch als massgebende Wärmequelle zu betrachten ist, ist das Klima Samoas naturgemäss ausgesprochen feucht tropisch. Die Temperaturen zeigen die geringsten überhaupt bekannten Schwankungen zwischen 20—24° C im Minimum und 27—31° im Maximum; niedrigere und höhere Wärmegrade sind im Küstengebiet seltene

Ausnahmen. Die Wärme des Meerwassers ist noch erheblich constanter (27—30°), oft tagelang ohne merkliche Differenzen. Im Inneren der Inseln, wo üppiger Urwald die wärmende Einwirkung des Tagesgestirnes und die ausgleichende Kraft des Oceans vermindert, sinkt die Temperatur je nach der Höhe des Gebietes um einige Grad, des Nachts zeitweise bis auf 14° C. Die Temperatur des Flusswassers ist jedoch in diesen Höhen meist nur 2—4° niedriger als die der Luft. Wasser von 12° C gilt auf Samoa daher schon als kalt. Dementsprechend hält sich auch die Erdwärme in engen Grenzen. Während der Zeit des südlichen Sonnenstandes erreicht die Luftwärme ihr Maximum im Dezember und Januar; dem entspricht das Minimum im Juni und Juli, dem südlichen Winter. Eine scharfe Trennung der Jahreszeiten giebt es überhaupt nicht; und auch die am 11. Februar und 30. Oktober senkrecht strahlende Sonne wird in dieser Zeit ihrer Kreuzung des samoanischen Breitengrades kaum heisser empfunden als sonst. Unangenehme Hitze herrscht überhaupt nur bei Windstille und diese wiederum gerade in der wärmeren Jahreszeit von November bis März. Von März bis Oktober sorgt der aus Ost-Süd-Ost wehende Passat für Luftbewegung am Tage; er erwacht meist 1 bis 2 Stunden nach der Sonne, die an den längsten Tagen, (22—31. Dezember), um 5½, an den kürzesten, (Ende Juni), kurz vor 6½ aufgeht, und flaut um Sonnenuntergang allmählich ab. Dann tritt an seine Stelle eine nächtliche Landbrise, welche von dem bergigen Centralgebiet der Inseln herab zur Küste strömt, um allmählich auf dem Meere zu erlöschen. Diese nächtliche kühle Luftströmung verdankt ihre Entstehung dem verschiedenen Verhalten des Wassers und des Landes gegen Abkühlung und Verdunstung. Wasser besitzt bekanntlich eine sehr grosse Wärmekapazität, d. h. Fähigkeit die Wärme festzuhalten und dann die geringste Oberfläche, weshalb z. B. ein Liter Wasser, mit dem man einen Schwamm tränkt, aus diesem viel eher verdunstet als aus einem Gefäss von gleichem Umfange. Der Schwamm entspricht dem Lande, wie wir später sehen werden, hier ganz besonders; somit verdunstet das Land erheblich mehr Wasser als der Ocean, wozu noch die Mitwirkung der Vegetation erheblich beiträgt. Bei Verdunstung aber wird Wärme gebunden, d. h. der Luft entzogen, und diese abgekühlt. Da sich nun verschieden warme Luftschichten auszugleichen streben und kältere, oder sagen wir weniger warme, Luft schwerer ist als wärmere, so strömt die erstere von den Bergen herab, und erzeugt somit die Landbrise, die oft einige hundert Meter von der Küste entfernt noch kräftig genug ist, um als leichter Segelwind zu dienen. In den Tabellen der meteorologischen Beobachtungen von Apia zeigt uns die Windrubrik für die Monate Mai—September daher die konstanten Tagesvariationen früh S. oder S. W. (Landbrise), mittags O. S. O. (Passat) und abends wieder S.

oder S. W.; auf der Südseite der Insel würde es heißen: N. O., O. S. O. und N. O.

Die Passatzeit ist die trockene Saison (März bis November), insofern von einer solchen in absolutem Sinne überhaupt die Rede sein kann; denn gerade der Passat sorgt auch in dieser Periode für Niederschläge dort, wo er hinkommt, d. h. nicht von den Bergen abgehalten wird. Selten fehlen besonders auf der Südseite des Kammes Passatwolken längere Zeit; und die Nächte sind daher meist feucht, wenn auch manchmal wochenlang ohne messbare Niederschläge. Die Menge der letzteren wird, wie schon angedeutet, erheblich korrigiert durch die Gegend und ihre Abhängigkeit von den Bergen, die bei der überwiegend geringen Höhe der Wolkenbahnen deren Richtung und Fortbewegung erheblich beeinflussen. Deshalb sind die östlichen und südöstlichen Inselgebiete im allgemeinen weit mehr gegen Trockenheit gesichert, als die nordwestlichen und nördlichen Lagen.

Diese Erscheinung erfährt eine wesentliche Änderung mit dem Ausbleiben des Passates. Wenn die Sonne sich der südlichen Halbkugel nähert und jenseits des Wendekreises des Steinbocks den Winter aufhebt, das Eis löst und Wasser in Dampfform umwandelt, dann beginnt für das zentralpazifische Gebiet die Regenzeit, die Periode meteorologischer Schwankungen und des unbeständigen Wetters. Die Sonnenherrschaft ruft hier förmliche Revolutionen im Luftmantel unserer Planeten hervor. Absolute Windstille bei klarem Himmel wechselt oft ganz plötzlich mit stürmischem Regenwetter aus sehr verschiedenen Richtungen, bei denen indessen nun die nördlichen Winde oft vorherrschen und nicht selten mit orkanartiger Stärke herangebraust kommen, Wolken und Wogen vor sich her-treibend. Dort wo monatelang erfrischender Regen und Trinkwasser fehlte, vermag das Land nicht die Wassermassen aufzunehmen und in sonst trocknen Flussläufen abzuleiten, die in Stunden und Tagen herniederströmen. Von einem echten, fröhlichen Tropenregen kann man sich bei uns kaum einen Begriff machen; ein Wolkenbruch ist ein „Waisenknabe“ dagegen. So erreichen denn auch die Niederschläge an bevorzugten Regentagen oft in wenigen Stunden Zahlen, die wir uns in Deutschland kaum in einem Monat leisten; nicht selten beträgt die Tagesmenge über 100 mm. Als Jahresdurchschnitt für Apia sind, soweit es dank der eifrigen Messungen des deutschen Arztes Dr. Funk und anderer Regenstationen auf der Nordseite Upolus bisher festgestellt ist, rund 3500 mm ermittelt; d. i. ungefähr das Sechsfache unserer Jahres-Niederschläge.*) In manchen Jahren steigt der Jahresniederschlag über 4000 mm. (1892 auf 4150). Andererseits kommen auch erheblich trocknere Jahre vor, so

*) Brandenburg hat durchschnittlich 550 mm Regen im Jahre.

z. B. wurden 1893 u. 94 ungefähr nur je 2500 mm gemessen. Die reichliche Hälfte des Regens fällt fast stets in die Monate December, Januar, Februar, März. Die Monatsmenge steigt nicht selten über 500 mm, im Februar 1890 betrug sie 727, 1891 670, 1893 505 usw.; in solchen Monaten regnet es allerdings dann fast täglich; die höchste Tagesleistung betrug am 20. Februar 1891 132,3 mm, d. i. $\frac{1}{5}$ unseres Jahresdurchschnitts, und am 20 u. 21. Februar 1893 211,1 mm. Während in der Regenzeit Wochen ohne Regentage oder überhaupt eine Reihe von mehreren Tagen ohne Niederschläge zu den grössten Ausnahmen gehören, sind solche in der Passatzeit auf der Nordseite der Inseln nicht selten; in einzelnen Lagen vergehen sogar in trocknen Jahren mehre Wochen ohne Regen. Für Apia kann aber auch auf die trockensten Monate (Mai — August) immer noch ein Durchschnittsniederschlag von 100 mm gerechnet werden; im August 1891 allerdings fielen nur 25,7 mm, im Juli 1890 33,0, Mai 1894 37,0; doch das sind Extreme aus 6 Jahren, denen z. B. in 1894 von Mai—August 490, 243, 179 u. 430 als respectable Monatsmengen gegenüber stehen.

Das Wetter ist während des südlichen Sommers unberechenbar. Der herrlichste, zu dieser Zeit intensiv blaue Himmel wird in Zeit von wenigen Viertelstunden, ja Minuten, von einer finsternen drohenden Wolkenmasse verhüllt; in Form brausender Böen jagen sie heran, prasselnd ziehen sie über die Insel hinweg, von der Sonne gefolgt, deren trocknende Arbeit indessen oft schon nach kurzer Zeit von einem neuen Guss vereitelt wird; so jagt oft tagelang eine Bö die andere. Die Feuchtigkeit durchdringt Alles, selbst die abgeschlossenen Wohnräume und bietet Schimmelpilzen und Rost reichliche Nahrung.

Heftige Gewitter sind im allgemeinen selten; elektrische Lufterrscheinungen dagegen sind zu allen Jahreszeiten zu beobachten; am häufigsten treten sie mit Beginn der wärmeren Jahreszeit, im Oktober auf.

Elektrische Erscheinungen am Horizont, Wetterleuchten sind auch in der trockenen Jahreszeit häufig. Starke Gewitterstürme, Cyclone und Orkane, wie sie auf Tahiti, Tonga und den Viti-Inseln so gefürchtet und häufig sind, suchen Samoa seltener heim. Die Samoa-Inseln sind allerdings in den letzten 25 Jahren drei Mal von Stürmen betroffen worden; sie waren indessen mit Ausnahme eines Cyclones, der 1883 das innere Kammgebiet der Insel Savaii verwüstete, fast nur durch die Wut des aufgeregten Oceans an der Küste verhängnisvoll, sodass eigentlich nur Schiffe in Häfen dadurch gefährdet und vernichtet wurden. Der Hafen von Apia kann davon allerdings Schlimmes erzählen, denn er selbst hat die schwersten Opfer gefordert. Erdbeben von kurzer Dauer mit geringen Erschütterungen sind häufig; sie verlaufen meist in ost-westlicher Richtung und lassen erkennen, dass unten tief im Erdenschosse das Verhängnis noch nicht schlummert.

Nachstehende Tabelle veranschaulicht in je zwei Monatstagen die Wetterverhältnisse aus dem Jahre 1894.*)

Monat.	Regen monatlich.		Datum.	Lufttemperatur.			Maximum.	Minimum.	Windrichtung und Stärke.			
	Zahl.	Tag. Max.		Menge.	7 Vm. 2 Nm. 9 Ab.				7 Vm. 2 Nm. 9 Ab.			
					mm	mm						
Januar	27	73,8	404,1	1.	24,6	29,1	26,5	28,6	21,9	S. 1	O. 5	S. 5
"				15.	26,1	28,5	25,7	28,7	22,9	SO. 2	OSO. 5	SSO. 2
Februar	20	53	203,9	1.	26,3	28,1	25,3	28,6	22,1	SW. 1	SO. 1	W. 1
"				15.	25,1	28,1	24,8	29,1	22,9	SSO. 2	OSO. 4	SO. 2
März	29	62,2	369,1	1.	23,1	28,3	24,3	28,9	22,5	SW. 1	OSO. 4	S. 1
"				15.	25,1	26,9	23,9	28,9	24,4	S. 1	SO. 2	OSO. 4
April	26	53,5	239	1.	26,5	29,2	25,1	28,8	25,1	SSO. 2	ONO. 4	WSW. 2
"				15.	25,5	28,6	25,1	28,8	23,5	SO. 2	NO. 4	O. 2
Mai	11	17,3	35,7	1	23,9	28,6	25,5	28,9	21,9	S. 1	OSO. 4	OSO. 2
"				15.	24,1	28,7	24,7	28,6	22,5	S. 1	O. 5	SSO. 1
Juni	17	40,2	149,1	1.	22,5	28,6	23,0	28,8	21,1	OSO. 1	O. 6	S. 1
"				15.	27,0	28,0	25,5	28,1	24,3	OSO. 6	OSO. 5	S. 2
Juli	16	48,9	132,8	1.	24,1	27,7	26,3	27,9	23,5	S. 1	OSO. 5	S. 2
"				15.	20,8	27,3	22,0	28,6	19,9	SW. 1	OSO. 5	S. 1
August	12	42,0	80,0	1.	23,9	28,2	26,3	28,3	23,3	S. 1	OSO. 5	OSO. 4
" (1895)				15.	23,4	28,5	24,6	26,7	21,4	SSO. 1	OSO. 5	OSO. 2
Septbr.	13	11,4	41,3	1.	24,9	29,0	24,7	28,6	20,0	S. 1	OSO. 4	S. 1
"				15.	24,4	27,5	24,9	27,7	22,9	S. 1	OSO. 4	SO. 3
Oktober	22	38,5	183,1	1.	25,3	28,3	25,9	28,7	23,4	S. 1	OSO. 5	S. 2
"				15.	24,9	29,4	25,3	31,5	23,4	SW. 1	N. 2	W. 1
November	21	56,6	315,4	1.	23,9	28,1	25,1	28,6	22,9	SSW. 1	ONO. 3	ONO. 3
"				15.	23,9	27,6	25,2	29,1	23,4	WSW. 1	OSO. 5	SO. 3
Dezember	22	69,3	335,8	1.	22,4	23,6	22,3	27,4	22,1	WSW. 1	SW. 1	W. 1
"				15.	24,7	29,1	24,9	29,6	24,4		ONO. 2	W. 1

Kraterseen und Flussläufer.

Das Vorhandensein und die Aufspeicherung von Wasser in Flüssen und Becken steht in direkter Abhängigkeit von dem Alter und Bau der Inseln bzw. den verschiedenen Gebieten.

Auf der jungen Westhälfte Savaiis fehlen nicht nur Flussläufe gänzlich, sondern während der trocknen Jahreszeit Wasser überhaupt, sowohl im Innern, wie im Küstengebiet. Selbst das

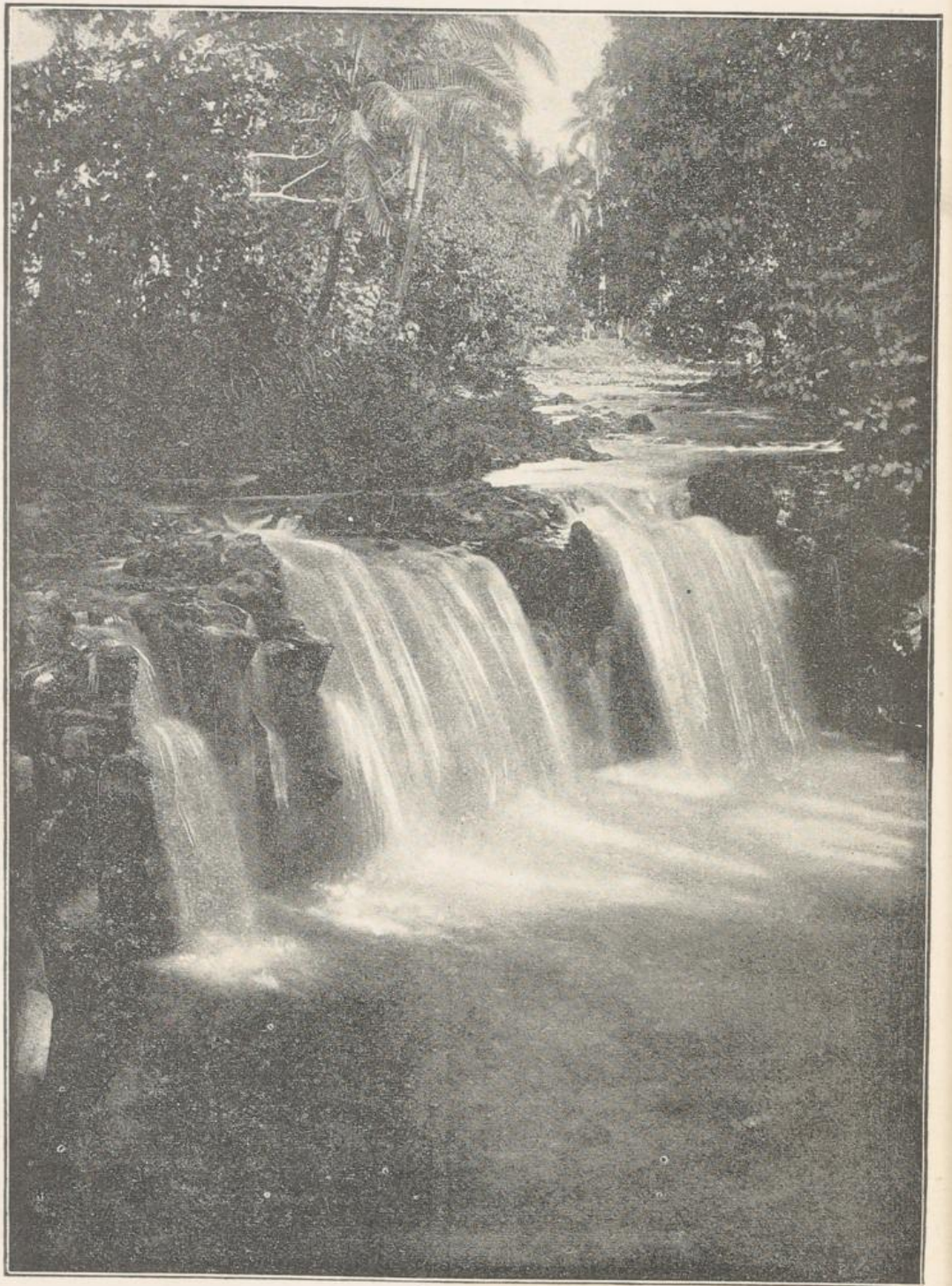
*) Nach „Deutschen überseeischen-meteorologischen Beobachtungen der Seewarte“, die mir Herr Wirkl. Geh. Admiraltätsrat Dr. von Neumayer in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt hat.

Küstensandquellwasser, das die Eingeboren dort auffangen, ist selten frei von salzigem Geschmack, was indessen die Samoaner nicht abhält, ihren Durst damit zu löschen, sodass man an Chamisso erinnert wird, der in seiner „Reise um die Welt“ versichert sich ganz gut an Meerwasser gewöhnt zu haben. (!)

Auf Süd-Ost Savaii, wo der Passatwind für dauernde Feuchtigkeit sorgt, fehlt selten frisches Wasser. Auch in den oberen Regionen der Berge werden die Schluchten und Erdrisse daher nie ganz trocken und ruhen in einigen Kraterkesseln auch dauernde Seen, von denen besonders der Lepaenga auf der nördlichen und der Mataulau auf der südöstlichen Hälfte erwähnungswert sind. Beide Wasserbecken liegen in steilen, tiefen Kraterkesseln, deren schroffe Wände hoch darum und darüber emporragen, und die verdunstenden Strahlen der stets durstigen Sonne abhalten. Besonders charakteristisch sind die Flussläufe auf Savaii. Die Eingeborenen haben ihnen daher einen spezifischen Namen „alia“ d. h. eigentlich Schlucht, gegeben, während Fluss vai (Süsswasser) bezw. vaitafu heisst. Das ist ausserordentlich treffend; denn thatsächlich fehlen auf Savaii eigentliche Flüsse noch gänzlich. Entsprechend dem Lauf der Kraterauswurfkämme ziehen sich von dem Küstengebiet tiefe, schroffe Schluchten bis in das Innere, ihr Grund ist wiederum zerklüftet und zerrissen und steht mit unterirdischen Ableitungen, Schlackengängen etc. in Verbindung, in welchen das Wasser spurlos verschwindet. Die ganze Oberfläche der Insel könnte man daher mit einem riesigen Sieb vergleichen, in welches die Niederschläge sich ergiessen. Nur nach sehr starken, anhaltenden Regengüssen kommt es vor, dass auch das Sieb versagt, und dass die Abflusslöcher und Risse die Wassermassen nicht schnell genug abführen können, sodass diese schliesslich die alia zum Fluss verwandeln, den zu durchschwimmen dann selbst der kühnste Samoaner nicht wagt.

So kann es kommen, dass dort, wo man heute einen reissenden Strom sich wälzen sieht, man morgen eine fast trockene Schlucht wiederfindet; denn das Wasser verrinnt ebenso schnell, wie es erschien. Es gehört aber, wie gesagt, ein ganz besonderer Dauerregen dazu, um eine alia in einen Fluss zu verwandeln; denn schon das lockere trümmerhafte Erdreich vermag grosse Niederschläge aufzunehmen und abzuleiten. Dieses Wasser sinkt dann allmählich zum Meeresniveau hinab, um im Küstensand als Quellwasser hervorzusickern, wenn man dort ein Loch gräbt, oder um sich in unterirdischen Schlackengängen zu sammeln und in diesen dem Meere zuzufliessen. Einzelne dieser Gänge münden erst in einiger Entfernung von der Küste; und dort kann man nach starkem Regen an der Trübung des Meerwassers den Ausfluss erkennen.

Auf Upolu ist der von Humboldt im „Kosmos“ erwähnte Krater Tofua wie schon gesagt, dadurch besonders auffallend, dass in seinem



Maniani-Fall bei Apia (Vaisigago-Fluss).

riesigen Kessel sich kein Wasser erhält. Dagegen verdanken mehrere von seinem Fuss ausgehende Flussläufe ihm ihre Existenz und ziemlich andauernde Speisung. Im allgemeinen aber ist dieses Gebiet Upolus, besonders der nordwestliche Teil, sehr trocken und arm an Süßwasser. Diese Armut weicht dem Überfluss im Centrum der Insel, wo die Perle Samoas, der herrliche Kratersee Lanuto'o, im lieblichen romantischen Bett des Lauto schlummert, die graciösen Palmen sich in dem blaugrünen Meerauge spiegeln und seit einigen Jahren Bewohner Apias in erhabener Bergeinsamkeit sich erfrischen und läben. Der Lanuto'o eröffnet das eigentliche Seen- und Flussgebiet Upolus. Nach der Nord- und Südseite führen zahlreiche unterirdische den Seestand regulierende Abflüsse in Bächen, mit prächtigen Wasserfällen und Cascaden zum Küstenland hinabrauschend, die überflüssigen Wassermassen dem Meere wieder zu. Vom Lanuto'o ab steigt nach Osten zu die Menge der Niederschläge und der Flussläufe. Das Kammgebiet ist übersät mit alten Vulkanmulden, Seebecken und, selbst in der trockenen Jahreszeit, nicht selten sumpfig, morastig, durchzogen von kleinen Rinne und Bächen, die sich zu Flüsschen vereinigen und schliesslich hunderte von Metern in anmutige Schluchten hinabplätschern und brausen, als glitzernde Silberstreifen vom Meere aus zu erkennen. Auch der höchste Berg auf Upolu der Lepua beherbergt den Rest eines Seebeckens „vaipuna“ d. h. Wasserquell, das indessen in tiefem Kessel, dessen Südwand geborsten und der Zeit erlegen ist, nur zeitweise einen See beherbergt. Dank dem Passat ist die Südseite Upolus reicher an Niederschlägen als die Nordseite und demgemäss trocknen, wie schon erwähnt, auch die Flussläufe hier selten aus, und sie sind ausserdem zahlreicher und grösser, zum Teil, wenigstens im Küstengebiet, schon mit Recht als Flüsse zu bezeichnen; während die Wasserläufe der oestlichen Hälfte auf der Nordseite nur in der Regenzeit eine grössere Mächtigkeit erlangen, in der regenarmen Jahreszeit aber nur schwach gespeist werden, sodass auch in ihrem Bett das Wasser verrinnt, ehe es die Küste erreicht. Dort macht sich daher Wassermangel recht oft unangenehm fühlbar; denn man hat auch in Apia noch keine Anlage zum Entsalzen des Meerwassers errichtet, sondern begnügt sich auch heut noch — so lange der Vorrat reicht — mit Regenwasser, das in grossen Eisentanks von den hässlichen Wellblechdächern gesammelt und, mit oder ohne Filtervorrichtung, zum Waschen, Kochen und Trinken verwendet wird. Als Trinkwasser ist diese „Regenconserven“, besonders wenn sie sehr lange ohne frische Zufuhr gestanden hat — und das ist in der trockenen Jahreszeit zunehmend der Fall — nicht gerade besonders appetitlich und angenehm, zumal sie meist auch recht warm ist. Man thut daher gut, sich den normalen Durst möglichst abzugewöhnen, wenn man nicht nach Landessitte mit einem Schuss Cognac die ästhetischen Bedenken betäuben

oder den Selterwasserfabrikanten unterstützen will, der in günstiger Lage hinter Apia eine einträgliche Sodawasserfabrik eingerichtet hat, und die Anerkennung verdient, zu billigem Preise mit gutem Fabrikat, einem dringenden Bedürfnis abgeholfen zu haben. Manchmal versagt aber auch die Selterquelle.

Ausser dem Sodawasserfabrikanten freut sich noch die Kaste der Wasserhändler über die Einrichtung einer regenlosen Zeit. In Fässern und Tonnen holen sie aus den Flussläufen das nicht immer köstliche Nass, um es in Apia für teures Geld ihren Abonnenten zu verkaufen; eine Wagenladung wird mit 6—10 Mk. bezahlt. Glücklicherweise aber sind lange, ganz regenlose Perioden nicht allzuhäufig; und wer über genügend grosse Fangflächen und Cisternen verfügt und rechtzeitig zu sparen anfängt, pflegt der Hilfe der teuren Wasserlieferanten entbehren und sogar noch unbesorgt sich dem erfrischenden Genuss eines Brausebades hingeben zu können; eine schöne gesunde Einrichtung, die bei keinem besseren Haushalt fehlt.

Leider ist wenig Aussicht vorhanden, dass es gelingen könnte, durch Brunnen der Wassercalamität, die auch auf den Pflanzungen besonders dem Vieh oft recht fatal wird, abzuhelfen; denn es fehlt eben in dem zerrissenen Fundament der Inseln an wasserführenden bzw. undurchlässigen Schichten. Indessen darf man hoffen, dass bei gedeihlicher Entwicklung des Wohlstandes und der Ansiedlung auch eine Anlage zur Herstellung guten salzfreien Wassers aus Meerwasser nicht lange auf sich warten lassen wird, wie sie bereits seit langer Zeit in Port Said, Suez, Aden, Shanghai, Ascension besteht. Inzwischen hat die Technik auch hier Fortschritte gemacht und Verbesserungen erzielt, welche eine baldige Vereinigung der bisher noch getrennten Prädikate viel, gut und billig erhoffen lassen. Die Methode der Zukunft ist nach Marinestabsarzt Dr. Hubers Ansicht die Destillation mit künstlicher Luftzuführung und anschliessender Filtration. Bisher hat man diese Combination noch nicht vollkommen erreicht.

Bodenverhältnisse.

Das Fundament und Massiv aller Inseln besteht, wie schon gesagt, aus Basalt und basaltischen Verbrennungsprodukten; es ist zerklüftet, wahrscheinlich bis zu grossen Tiefen, und entbehrt fester Schichten. Die äussere Hülle dieser Bildungen, die ursprüngliche Unterlage, auf der heute und seit Jahrhunderten organisches Leben in wunderbarer Üppigkeit gedeiht, kann man sich in drei Hauptformen vorstellen.

I. Den wesentlichsten Bestandteil bilden mehr oder weniger abgerundete, löchrige Basaltblöcke von schwarzbläulicher bis hellgrauer Farbe, in allen Grössen auf einander getürmt. Diese Blöcke erinnern in ihrer porigen rauhen Oberfläche an einen weitmaschigen Schwamm. Die durch Verbrennung und schnelle Erstarrung gebildeten vulkanischen Veränderungen des Urgesteins bieten der atmosphärischen Einwirkung eine grosse Oberfläche dar, da Luft und Feuchtigkeit auch durch Poren und Kanäle in das Innere der Blöcke gelangen kann. Die zerklüftete Oberfläche gewährt Staubteilchen und organischen Bestandteilen Raum und Schutz und erschliessender Vegetation Substrat. Hier hat denn auch stellenweise die zersetzende und neu bildende Kraft pflanzlicher Entwicklung, im Verein mit rasch fortschreitender Verwitterung, in kurzer Zeit die Zwischenräume der rauhen Formen des äusseren Inselskeletts mit fruchtbarer Erde ausgefüllt, die Unebenheiten der Oberfläche ausgeglichen und an manchen Orten mit einer mehrere Meter hohen humosen Schicht bedeckt. Das gilt besonders für Einsenkungen und bestimmte alluviale Küstengebiete. An den Abhängen der Berge hingegen spült der Regen den Überschuss an solchen Verwitterungs- und Verwesungsprodukten, soweit er nicht durch die Vegetation selbst festgehalten wird, oberflächlich meist wieder ab, um ihn, entweder unter den oberen Trümmern oder in Schluchten und auf flacheren Gebieten, anzuhäufen. Die hier erwähnten Oberflächen und Bodenverhältnisse sind in gleicher Weise fruchtbar, wie der üppige Urwald auf Steingeröll und auf lehmigem Grunde beweist.

II. Minder schnell geht die Zersetzung und Besiedlung auf erstarrten Lavaströmen vor sich, wie wir sie auf West-Sawaii noch antreffen. Hier sind die Pioniere der Vegetation zunächst auf die Bruchspalten und sekundären Veränderungen der glatten, eisenfesten Decke angewiesen; und viele Generationen müssen vergehen und sich opfern, ehe diese Oberflächen mit einer Humusschicht bedeckt werden.

III. Nicht viel günstiger sind im dritten Falle die Ablagerungen von Tuff, vulkanischen Aschen und Schlacken, die vorwiegend die nördlichen Abhänge und Ausläufer der Kraterkegel bedecken. Anspruchslose Flechten, Farne und Gräser, sowie ihnen folgend, kleine Sträucher vermögen zwar der Trockenheit und den sengenden Strahlen der Sonne trotzend, sich auf dieser rauhen, festen Unterlage zu behaupten; aber eine grössere Vegetation findet darauf nicht eher die notwendigen Lebensbedingungen, als bis die bescheidenen Vorkämpfer mit ihren eigenen Resten einen Nährboden geschaffen haben.

Für Kulturen kommt somit nur die erstbeschriebene Unterlage, und zwar in erster Reihe das Schwämmmland und reichlicher Verwitterungsboden überhaupt, in Betracht. Das Verwitterungsprodukt des Basaltes liefert erfahrungsgemäss überall günstiges Substrat für

Pflanzenwuchs; hier ist es besonders fruchtbar und reich an Phosphorsäure und Stickstoff,*) und die fortschreitende atmosphärische Zersetzung in den Bergregionen auf freiliegendem Gestein sorgt, im Verein mit dem abwaschenden Regen, andauernd für Zufuhr neuen Bodens und neuer Nährstoffe. Man darf sich aber keineswegs einbilden, auf Samoa Ackerflächen in unserem Sinne zu finden. Wohl giebt es einige kleine Gebiete in tieferen und höheren Lagen, wo sich eine tiefe Bodenkrume angesammelt hat, aber auch dort ragen meist noch Basaltblöcke darin oder darüber empor, sodass zum mindesten eine Bearbeitung des Kulturlandes mit modernen Geräten schlechterdings ausgeschlossen ist; Pflug und selbst Spaten kennt daher der Pflanze nicht; Axt, Hacke und Messer sind seine Hilfsmittel zur Reinigung des Bodens und im Kampfe gegen Unkräuter. Dafür erspart ihm die Fruchtbarkeit und Regeneration des Landes die rationelle Bearbeitung und Düngung, und die meisten Kulturgewächse finden sogar in den Gesteinstrümmern nicht nur Festigung, sondern auch noch für ihre Wurzeln ersperrliche, selbsterschliessende Thätigkeit.

Die Küsten.

Das Hauptinteresse an den Samoa-Inseln gilt den Küstengebieten, welche für Ansiedlungen und Kulturen, wenn auch nicht allein, so doch in erster Linie, in Betracht kommen. Leider entbehren die Inseln Buchten, die zu sicheren und in allgemeiner Beziehung guten Häfen geeignet wären; denn der Hafen von Apia besitzt nur wenige Vorzüge, aber in mehrfacher Hinsicht erhebliche Fehler und selbst die gegen jeden Seegang geschützte, von hohen Bergwänden umschlossene Bucht von Pangopango auf Tutuila**) ist nicht frei von Schattenseiten. Der Hauptfehler des Hafens von Apia ist seine offene Lage nach Norden, die ihn bei Seegang und Sturm aus Norden gefährlich macht; das östliche Korallenriff ist nur bogenförmig nach Westen vorgeschoben und verschliesst anstehender Düngung nur ein kleines flaches Becken sehr unvollkommen; bei hohem Wogen-

*) Für die Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee-Inseln angestellte Boden-Analysen ergaben: Stickstoff stets über 0,2%, durchschnittlich über 0,3 und einige sogar über 0,4%. Phosphorsäure von 54 Proben: 3 unter 0,1%, 25 über 0,1, 18 über 0,2 und 8 über 0,3%. Kali relativ gering, im Durchschnitt 0,05%. Kalk und Magnesia im Durchschnitt 0,5%.

**) Vergl. Abbildung S. 7.

gang stürzen sich die Wellen über diese, von winzigen Tierchen in stetem Kampfe gegen den Wogenprall erbaute, Mauer hinweg, und rütteln an den Ankerketten, die Schiffe zu eiliger Flucht aus dem engen gefährlichen Schlupfwinkel auf die hohe See treibend, wo nicht Riff noch Sandbank ihnen Verderben drohen. Das gilt für alle Buchten und Landungsstellen Deutsch-Samoas, die selbst für kleine Segelschiffe und leichte Ruderboote nicht immer genügenden Schutz zu bieten vermögen.

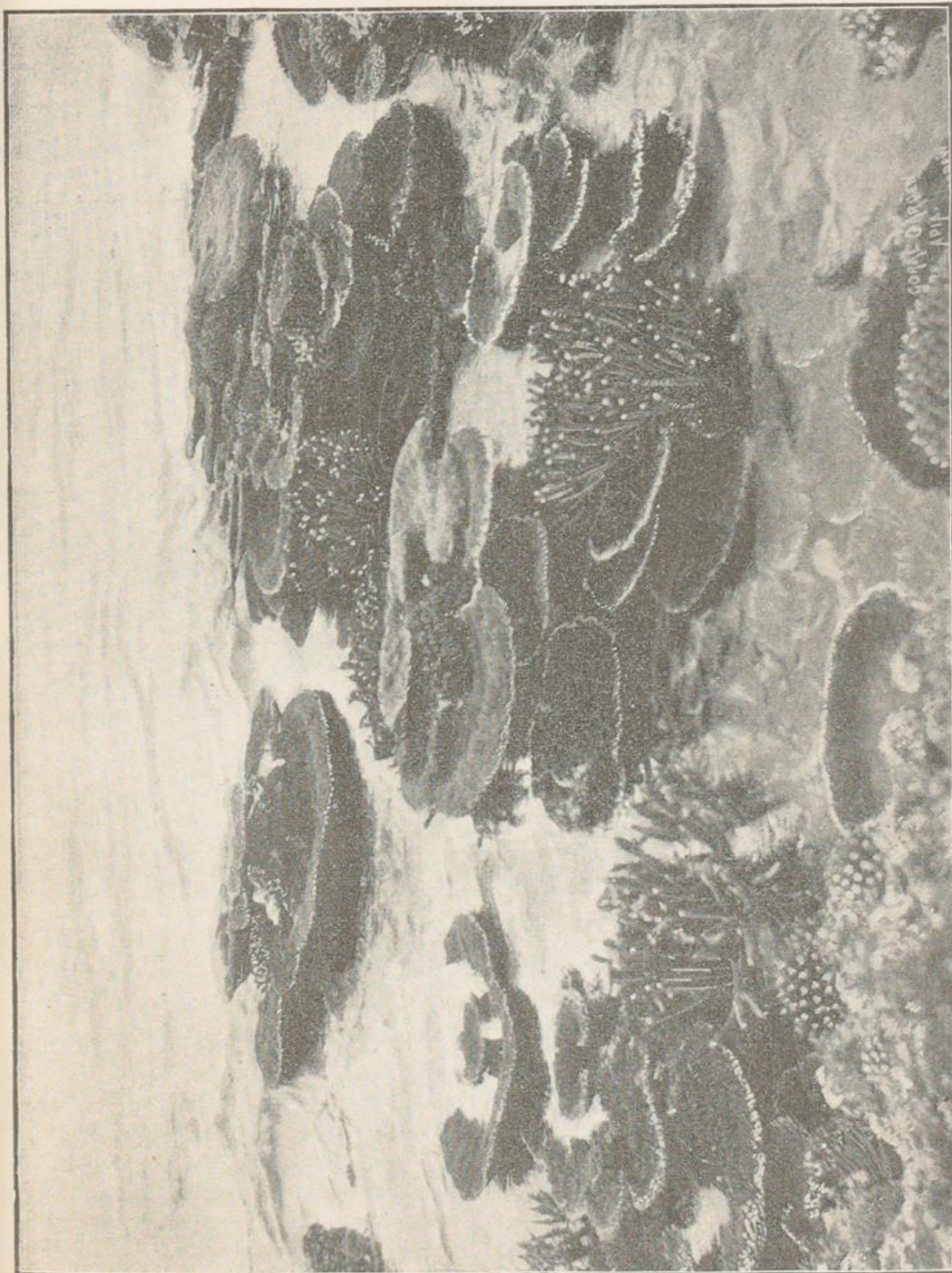


Eingang zum Hafen von Pangopango (Tutuila).

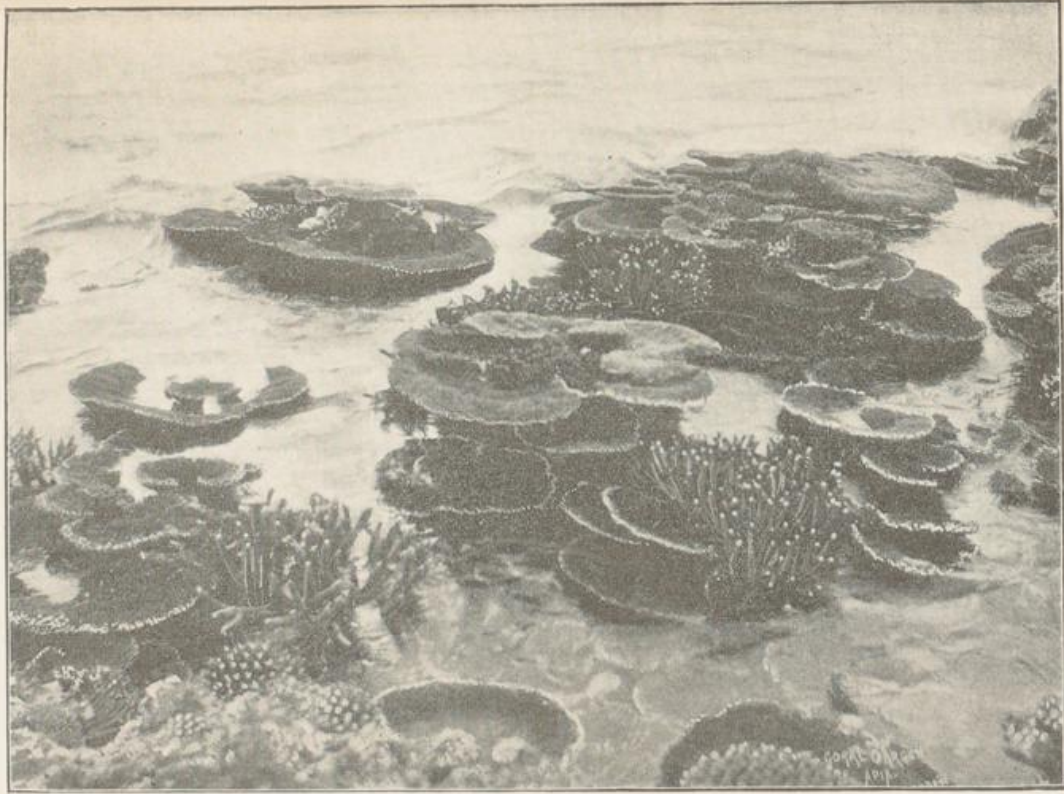
Korallenriffe umgeben mit einem festen Gürtel einen grossen Teil der Inseln und zwar fast überall dort, wo nicht hohe Bergwände steil und tief in das Meer hinabragen, da die Korallentierchen sich nur bis zu einer gewissen Tiefe im Meere ansiedeln. Wo aber die Küste über dem Meeresspiegel hoch emporsteigt, dort fällt sie im allgemeinen auch steil und tief zum Meeresboden hinab, des tierischen Schutzwalles entbehrend, bestürmt von der ungeminderten Wucht des gewaltig pulsierenden Oceans. Hier züngelt der weisse Gischt, der sich anderwärts als blendender Schaumgürtel über die Aussenriffe hinwegwälzt, aufbäumend an den tief-

schwarzen Wänden empor, Atom auf Atom lösend und hinabziehend zum Grunde des Meeres. Wo Korallen einmal festen Fuss gefasst haben, da bauen sie unentwegt weiter der Brandung entgegen; denn gerade sie ist ihr Lebenselement, ihre Nährmutter, die den winzigen, mit Nesselhaaren bewaffneten Baumeistern noch winzigere Beute als Nahrung, und gelösten Kalk als Baumaterial, zuführt. In diesem harten Kampf ums Dasein schieben die Korallen sich stetig weiter vor in das Meer, die Entfernung der Brandung von der Küste vergrößernd. Das ist zwar zum Schutz der letzteren ganz gut, aber auch nicht minder nachteilig für den Schiffsverkehr; denn die Korallen wachsen so lange weiter, bis sie die Oberfläche des Meeres bei mittlerem Wasserstand erreicht haben; bei Ebbe ragen sie also sogar zum Teil darüber hinaus. Infolgedessen ist der Bootsverkehr auf die Flutzeiten beschränkt und auch dann noch nicht überall sicher vor Collisionen und scharfen Reibungen mit den festen submarinen Mauern. Das erschwert naturgemäss den Verkehr ganz bedeutend und beschränkt ihn auf bestimmte Stunden zur Zeit des hohen Wasserstandes. Einzelne Buchten erfreuen sich allerdings, innerhalb des äusseren Riffgürtels, tieferen Wassers; aber auch dort erschwert die flache Passage über das Aussenriff meist den Verkehr; im allgemeinen bleibt er mindestens auf die Vermittlung durch leichte Boote mit geringem Tiefgang angewiesen. Landungsstellen für grössere Fahrzeuge giebt es bisher an den Küsten überhaupt noch nicht.

Auch zu Lande sind die Verkehrsverhältnisse recht mangelhaft und schwierig. Eigentliche Wege im Sinne von Fahrstrassen giebt es heute nur in und um Apia und nach den beiden Nachbarpflanzungen Vailele und Vaitele, sowie im Bereich der Mulifanua-pflanzung. Im übrigen existieren nur Fusspfade längs der Küste und auf Upolu einige solche über die Insel. Diese Fusswege sind, da sie nur für die biegsamen, festen Sohlen der Eingeborenen berechnet und eigentlich nur durch diese mit Hülfe des Buschmessers hergestellt sind, keineswegs irgendwie als Wege nach unseren Begriffen zu betrachten und zu Pferde durch Busch nicht oder schwierig zu passieren, obwohl die Gäule selbst auf schlechtestem Steingeröll erstaunlich sicher gehen und auch die Übergänge in den Steinwällen — drei bis fünf 60 bis 100 cm hohe Cocosstammalissaden — willig oder nach einigem Zureden, gut nehmen. In richtiger Erkenntnis dieser Verhältnisse hat Gouverneur Dr. Solf sofort energisch mit Anlegung von Wegen an der Nordküste begonnen, um zunächst die Verkehrsverhältnisse in der Nähe von Apia und westwärts nach Mulifanua zu, auf der längsten flachen und dichtest bevölkerten Küstenstrecke Samoas überhaupt, fahrbar zu machen. Nach Osten zu ist von Vailele aus die Anlegung einer fortlaufenden Fahrstrasse durch Steilküsten sehr erschwert. Nicht minder schwierig ist es



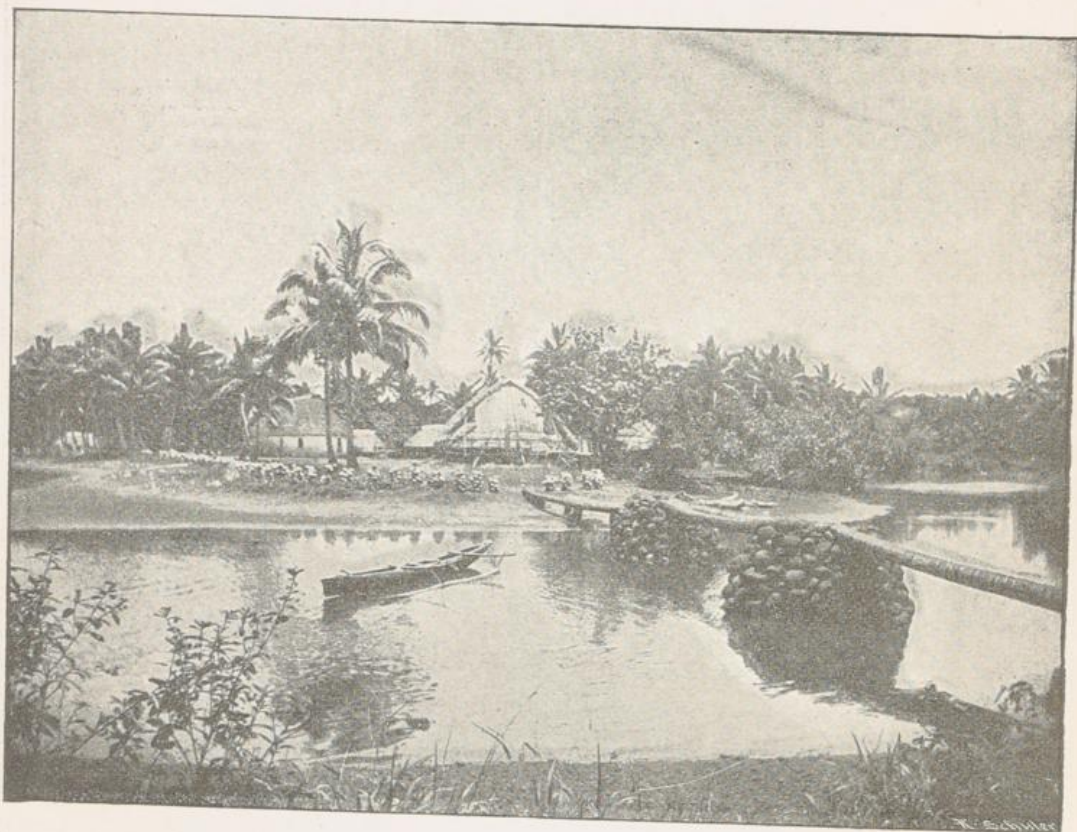
Korallen bei Ebbe.



Korallen bei Ebbe.

einen Fahrweg über die Berge nach der Südseite Upolus anzulegen; selbst eine Fusswanderung, die 8—10 Stunden erfordert, stösst schon auf mancherlei Terrainschwierigkeiten.

Auf Ost- und Nord-Savaii liegen die Verhältnisse etwas günstiger, da man die meisten Steilküsten ohne grosse Umwege und Steigungen landeinwärts umgehen kann; die Südwestküste dagegen ist absolut unwegsam und eigentlich gänzlich auf den Verkehr zu



Brücke auf Steinfeilern. (Aus Dr. Krämers „Die Samoa-Inseln“).

Wasser beschränkt. Eine Durchquerung dieser Insel von Nord nach Süd erfordert, bei tüchtiger Leistung auf stellenweise sehr beschwerlichem Gebiete, ungefähr drei Tage.

Ein weiteres Verkehrshindernis sind, besonders auf der Passatseite der Inseln, die Flüsse und Flussmündungen — zur Regenzeit stets, aber sonst auch bei Hochwasser —; denn die Brücken der Samoaner, einfache Cocosstämme in Holzgabeln oder auf eingerammten Stämmen und Steindämmen ruhend, erfordern von einem Laien oft mehr Balancierfähigkeit und Gleichgewicht als er besitzt.

Geschichte der Entdeckung.

Während Tahiti bereits 1605, die Tonga- und Viti-Inseln 1643 entdeckt wurden, blieb der Samoa-Archipel, in der Mitte zwischen diesen drei Gruppen, bis in das 18. Jahrhundert unbekannt. Die Geschichte erkennt dem kühnen holländischen Weltumsegler Roggeveen den Ruhm zu, Samoa 1722 zuerst aufgefunden zu haben. Er hat allerdings nur eine Insel gesehen und sie Beaumann-Insel genannt; das ist schon bedenklich und wäre nach seinen Angaben höchstens durch westliches Vorbeilaufen an Sawaii erklärlich, doch dafür passt die Beschreibung nicht recht. Zweifellos wird erst die Entdeckung durch die Angaben des französischen Seefahrers Louis Antoine de Bougainville, der 1768 von Tahiti aus Samoa berührte. Ihm folgte die französische Forschungsexpedition von de la Pérouse, der mit seinen beiden Schiffen Astrolabe und Boussole am 6. Dezember 1787 die Durchfahrt von Apolima passierte, dann ostwärts segelte und vor Tutuila in der Bucht von Fangasa vor Anker ging. Hier fand ein Zusammenstoß mit den Eingeborenen statt, der diese für längere Zeit in den Ruf furchtbarer Kannibalen brachte.

Nach der Darstellung der Niedermetzung jener französischen Landungstruppen soll die leichte Bestrafung eines Diebes den Angriff der Tutuilaer verschuldet und die Ermordung von 13 Europäern als Rache zur Folge gehabt haben. Der Befehlshaber der zur Umsegelung der Welt von Ludwig XVI. ausgesandten Unternehmung, Sieur de la Pérouse, erzählt selbst bei der Beschreibung der Insel „Maouna“ — er hatte jedenfalls den Namen eines Häuptlings oder maunga, d. h. der Berg, für den Namen des Landes gehalten, — wie in der Bucht von Fangasa die Eingeborenen sich in Hunderten von Kanus um die Schiffe gedrängt und Schweine und Kokosnüsse zum Tausch angeboten hätten. Für die üblichen Sachen, die auf andern Inseln mit Erfolg als Tauschmittel in den Handel gegeben waren, zeigten die Samoaner gar kein Interesse; nützliche Gerätschaften und Kleidungsstücke verschmähten sie, dagegen zeigten sie grosses Verlangen nach Glasperlen, so dass de la Pérouse für einige Perlenstränge nicht weniger als fünfhundert Schweine eintauschte, unzählige Tauben, Kokosnüsse und eine grosse Anzahl von Schildkröten und Papageien. Die Eingeborenen benahmen sich dabei äusserst friedlich und vertraulich, ohne irgend welche Überraschung oder Scheu zu verraten. Das musste auf die Fremden einen guten Eindruck machen. „Unsere Einbildungskraft“ so schildert sie La Pérouse, „dachte sich in einem so herrlichen Lande nur ungestörtes Glück. Diese Insulaner sind ohne Zweifel die glücklichsten Bewohner

der Erde. Umgeben von ihren Weibern und Kindern, verleben sie im Schoss der Ruhe heitere und ruhige Tage; sie haben keine andere Sorge, als Vögel aufzuziehen, und wie der erste Mensch, ohne Arbeit die Früchte zu pflücken, die über ihren Häuptern wachsen.“ Diese bewundernde Meinung fand einen Widerspruch in der folgeschweren Bestrafung eines Samoaners, der angeblich einen Hammer stehlen wollte und dafür dann über Bord geworfen wurde. Von anderer Seite wird nicht ohne Ursache vermutet, dass er Ausartungen der Mannschaft gegenüber naiver Gunst und Zugänglichkeit der perlen-süchtigen Samoanerinnen gerügt oder verhindert hatte. Jedenfalls trat mit diesem Zwischenfall eine Missstimmung unter den Samoanern ein, sodass La Pérouse versuchte, ihnen durch die Schiesswaffen zu imponieren, indem er Tauben fliegen und herunterschliessen liess. Das soll indessen auf die Samoaner keineswegs den erwarteten Eindruck gemacht oder gar ihnen Furcht vor den Waffen der Franzosen eingeflösst haben. Der Kommandant der Astrolabe, Vicomte de Langle, kehrte inzwischen nach einer kleinen Forschungsreise längs der Küste, ganz entzückt von der Schönheit des Landes, zurück; besonders begeistert von einer schönen Quelle, die er in der inneren Bucht von Asu gesehen hatte. Da er verschiedene Scorbutkranke an Bord hat, will er frisches Wasser einnehmen. de la Pérouse, der das Schicksal James Cooks vor Augen hat, dessen Ermordung auf Hawaii noch frisch in aller Gedächtnis ist, giebt nur mit Widerstreben dem Drängen des Kapitäns nach und lässt eine auserlesene Mannschaft von 60 Seelenten und Schützen an Land gehen, um frisches Wasser einzunehmen. Vicomte de Langle hatte am nächsten Morgen unerwartete Schwierigkeiten, das am Tage zuvor gesehene Wasser, in die mitgebrachten Fässer zu schöpfen, da die Quelle fast ganz versiegt war! Er muss infolge dessen viel länger als beabsichtigt an Land bleiben, bedient sich aber bei den Schöpfarbeiten der angebotenen Hülfe der Eingeborenen, die nach und nach in mehr als tausend Auslegerbooten zusammenströmen. Plötzlich (?) fangen die Samoaner an, grosse Steine vom Strand aufzulesen und damit die Franzosen zu bewerfen. Kapitän de Langle versucht mit Güte dreinzureden. Es ist zu spät, und er selbst giebt zuerst die beiden Schüsse ab, die er zur Verfügung hat, und damit das Zeichen zu einem allgemeinen Kampf. Im selben Augenblick hat ihn ein Steinwurf auf die Backbordkante seiner Gig geworfen und ein wilder Samoaner bearbeitet ihn derartig mit seiner Keule, dass er sofort den Geist aufgibt. Seine Leiche wird noch weiter völlig zerschlagen und in der schändlichsten Weise beschimpft. Alles stürzt sich in die Boote und ins Wasser, um zu den Schiffen zurückzuschwimmen. Noch zehn Mann werden von Steinwürfen erreicht und dann mit Keulen erschlagen, darunter der Naturforscher de Lamanon, der als Schiffsarzt auf der Boussole

reiste, ein Deckoffizier und ein Artillerist mit deutschem Namen, Roth; 49 Mann retten sich an Bord zurück, fast alle, mehr oder weniger schwer, durch Steinwürfe verwundet. Voll Grausen wird die Geschicklichkeit im Schleudern und die ungeheure Kraft der Eingeborenen betont. Noch zwei Tage kreuzen die beiden Schiffe, von denen das Flaggschiff mit de la Pérouse während des Unglücks weiter nach Westen gesegelt war, an der Küste auf und ab; die starke Brandung verhindert aber eine Landung. So müssen denn die Leichen der Erschlagenen in den Händen der wilden „Indianer“ bleiben, und am dritten Tage nach dem Überfalle von Asu geht die Expedition weiter nach Upolu, wo die Mannschaft an der Küste von Aleipata einige der Angreifer wiederzuerkennen glaubt und nur mit Mühe vom Oberbefehlshaber von blutiger Rache zurückgehalten wird.

Diese erste Schilderung des Vorganges ist ein Auszug aus dem Bericht eines Beteiligten, in dem wiederum die Kriminalfrage: „où est la femme?“ eine verschleierte Rolle spielt; denn die Gunst der Samoanerinnen wird auch darin besonders hervorgehoben. De la Pérouse und Mr. Vaujuas haben jedoch erklärt, dass keine Herausforderung oder Schuld von Seiten der Expedition vorgelegen habe. Dennoch widerspricht gerade der ganze Bericht von La Pérouse der Annahme, dass die vorher so gerühmten Samoaner ohne jeden besonderen Grund einen auch für sie verlustreichen Kampf mit den Fremden gesucht haben. Der Verfasser einiger hübscher Artikel über Samoa machte in der Kölnischen Zeitung dazu folgende treffende Bemerkungen: „Die sehr ausführliche Darstellung von de la Pérouse verliert unter diesem Gesichtspunkt sehr an Glaubwürdigkeit, und so sehr man in solchen Fällen geneigt und verpflichtet ist, den Aussagen der Weissen mehr Gewicht beizumessen als denen der Eingeborenen, so gebietet die Gerechtigkeit doch, zu sagen, dass höchst wahrscheinlich die Samoaner mehr Ursache hatten, gegen die Franzosen aufzutreten, als umgekehrt. Dazu kommt die geringe Wahrscheinlichkeit für den Diebstahl eines Hammers. Kurz zuvor wird erzählt, dass die Samoaner alle Gerätschaften und ähnliche Tauschgegenstände verächtlich von sich gewiesen und nur Sinn für Schmuck und Glasperlen gehabt hätten, und dann soll ein Hammer, mit List oder Gewalt, entwendet worden sein, der wohl bei dem Reichtum der Inseln an harten Hölzern und stahlharten Gesteinen am wenigsten Reiz für einen Eingeborenen gehabt haben mag.“

Diese Beurteilung des Falles ist auch in weiterem Sinne und prinzipiell bei Feindseligkeiten zwischen Weissen und Eingeborenen sehr aner kennenswert; denn es unterliegt keinem Zweifel, dass, wenn auch nicht in allen, so doch in den meisten Fällen, dabei das Verhalten der Fremden, oder böse Erinnerungen an frühere Besucher und Vorgänge, die Schuld an blutigen Zusammenstößen trifft. Rohe Walfisch-

fänger, Abenteurer und geflüchtete Sträflinge von Australien und Neu-Caledonien haben dazu viel beigetragen, während die Missionare fast überall, besonders in früherer Zeit, gut aufgenommen wurden.

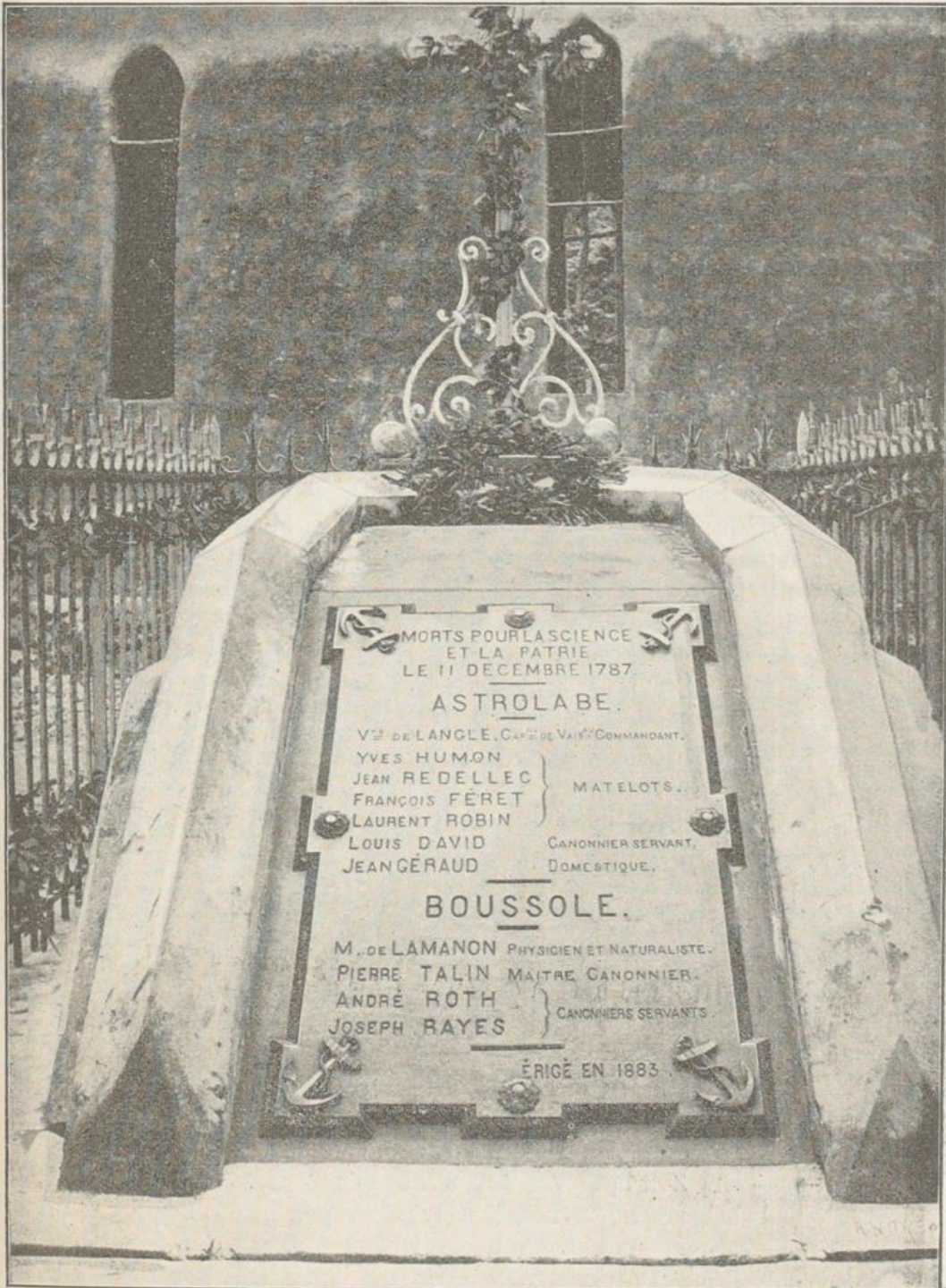
Ein Denkmal zu Fangasa in der „Masacre-Bay“ erinnert auf dem Grabe der gefallenen Franzosen neben einer kleinen Missionskirche an diesen ersten Kampf zwischen Samoanern und Weissen. La Pérouse verliess nach diesem Verlust Samoa und fand, wahrscheinlich infolge Scheiterns seiner Schiffe, in der Santa Cruz-Gruppe mit seinen Begleitern ein vorzeitiges Ende. Nach ihm berührte der zu einer Strafexpedition gegen Tahiti ausgesandte englische Kapitän Edwards die Inseln flüchtig, und auch die russische Expedition unter O. v. Kotzebue mit A. v. Chamisso auf dem Schiffe „Rurik“ scheint 1816 vor Samoa nur kurz Anker geworfen zu haben.

Für die Geschichte Samoas im eigentlichen Sinne sind alle diese Besuche ohne sonstige Bedeutung. Wir verdanken ihnen keinerlei zuverlässige Nachrichten. Dieses Verdienst gebührt der Londoner bezw. der Wesleyanisch-methodistischen Missionsgesellschaft, die im Jahre 1830 bezw. 1836 ihre erfolgreiche Arbeit auf Upolu begann.

Als 1839 die von den Vereinigten Staaten Nordamerikas ausgesandte Erforschungsexpedition unter Wilkes Samoa besuchte, fand sie bereits einen grossen Teil der Eingeborenen unter dem Einfluss der Missionare und überall freundliches Entgegenkommen, sodass die Studien der Fachgelehrten hier sehr erleichtert wurden und gute Erfolge hatten, obwohl gerade damals unter den Eingeborenen grosse Unruhen und Kämpfe herrschten, nachdem der letzte Alleinherrscher Tamafaigā 1830 wegen seiner Gewaltthätigkeit getötet worden war.

Vorgeschichte der Samoaner.

Die Südseeinsulaner waren früher überwiegend ausgezeichnete Seefahrer mit erheblichen nautischen Kenntnissen. Von einzelnen Inselgruppen existieren heut noch alte Orientierungskarten, teils aus Bambusstäben mit verschiedenen Marken zusammengestellt, teils in Form bemalter Stoffe etc. Diese primitiven Hilfsmittel lassen darauf schliessen, dass jene Navigatoren eine ausserordentliche Orientierungsgabe besessen haben, die heute nur noch fragmentarisch erhalten ist. Jedenfalls hat in früheren Jahrhunderten zwischen den verschiedenen Inselgruppen und Volksstämmen, zeitweise vielleicht sogar ziemlich lebhafter, Verkehr stattgefunden. Die besten See-



Denkmal in der Massacre-Bay (Tutuila).

fahrer sollen die Gilbert-Insulaner gewesen sein, die auch jetzt noch selbständig in leichten Fahrzeugen grosse Reisen über den Ocean unternehmen.

Auch alle polynesischen Stämme müssen, wie aus ihren Überlieferungen hervorgeht, einst das grosse Weltmeer zielbewusst durchkreuzt und mit einander Beziehungen unterhalten haben.*) Die Samoaner scheinen hierbei besonders beteiligt gewesen zu sein; denn die ersten Missionare fanden Angehörige ihres Stammes auf verschiedenen anderen Archipelen. Ob sie sich jemals besonderer eigener Hilfsmittel bei ihren Seefahrten bedient haben, ist nicht ermittelt. Sie besaßen jedenfalls eine grosse Kenntnis des Sternhimmels und bezeichnen auch heut noch eine ganze Zahl von Fixsternen, Planeten und Sternbildern mit Namen. Die Venus heisst der Morgen- und Abendstern: fetuao, Mars ist das Bleichgesicht: matamemea, die Plejaden heissen die Häuptlingsaugen: matalii, der Gürtel des Orion die Last: amonga, welche auf einer Stange zwischen den Schultern getragen wird. Die Milchstrasse wird als stehende Wolke: aoto'a betrachtet, Meteore sind Feuersterne: fetuafi, und Kometen lange Feuerscheine: pusaloo etc. Auch der Mond: masina, hat ein samoanisches Gesicht und zwar das einer Häuptlingstochter Sina, die ihn in einer Hungersnot für eine Brodfrucht gehalten und herabgerufen hatte. Der Mond stieg herab zu der Hungrigen und nahm sie samt ihrem Kinde und einem Hammer mit sich.

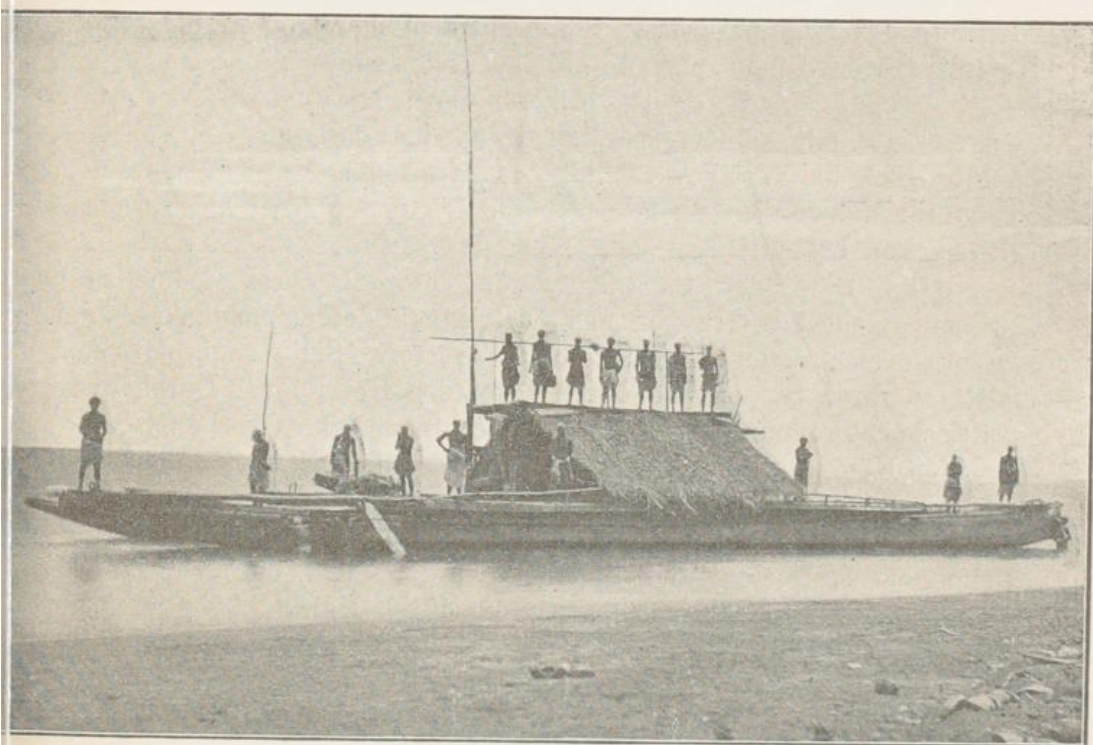
Heut machen die Samoaner von ihrer Sternkunde bei ihren Reisen keinen Gebrauch mehr, da Fahrten nach andern Inselgruppen fast ganz aus der Mode gekommen sind. Sie begnügen sich mit den Sagen und Überlieferungen einstiger grosser Expeditionen, die keineswegs das Privileg einzelner Unternehmungslustiger waren, sondern in grösseren Zügen, zu starken Flotten vereinigt, ausgeführt worden sein müssen, und zwar oft als kriegerische Eroberungs- und Recognoszierungsfahrten.

Dementsprechend hatten die an und für sich schon kriegerischen Männer in der Vorzeit auch daheim mehrfach mit gemeinsamen Feinden zu kämpfen.

Sowohl die Tonganer- wie die Viti-Insulaner haben auch ihrerseits die Inseln Savaii und Upolu mit kriegsstarken Flotten heimgesucht; beide Inseln sind früher — vielleicht schon vor Jahrhunderten — eine Zeit lang von dem mächtigen Tongakönige Talaaifeii besiegt und beherrscht worden. Davon zeugen noch heut grosse Steinwälle — sogen. Tonganerwälle —, welche die besieigten Samoaner als Zeichen ihrer Unterwerfung errichten mussten, sowie breite mit Stein- oder Korallenplatten belegte Wegstrecken — die Tonga-

*) Vergl. Thilenius „Die Fahrzeuge der Samoaner“ Globus LXXX No. 11.

wege — und alte Kampfplätze, wo die Samoaner jetzt noch die Geschichte jener Unterdrückung auffrischen. Zwei kühne Samoaner sollen schliesslich die Tonganer vertrieben haben. Dabei kam es besonders auf Nordost-Savaii zu blutigen Kämpfen, in denen die Feinde zum Teil auf das Meer und nach ihren Inseln flohen, zum Teil in die Berge gedrängt wurden, wo sie sich oberhalb Lealatele auf einem nur schwer zugänglichen Gebirgsstock „olo“ festsetzten und verteidigten, bis sie sich schliesslich, aus Mangel an Wasser, ergaben und zu den harten Bedingungen des Kauens furchtbar ätzender frischer Tarowurzel, und zu voller Unterwerfung bereitfanden.



Kriegs-Kanoe (des Rebellen-Königs Maatafa).

Aus jener Zeit findet man auf Samoa bei Nachkommen dieser Besiegten und ihrer Weiber noch an verschiedenen Orten den tonganischen Gesichtstypus erhalten. Seitdem haben die Kriege mit Tonga aufgehört und einem freundschaftlichen Verkehr Platz gemacht.

Kampflust, politische und Autoritäts-Konflikte, verwickelten die leicht erregbaren Söhne Samoas nach der Befreiung vom Joch der Tonganer bald wieder und oft in blutige Kämpfe, die nur zeitweise durch Alleinherrscher unterbrochen wurden. Anfang des 19. Jahrhunderts errang der schlaue, aber auch kannibalische, Häuptling Tamafainga eine Oberhoheit als König und gefürchteter Schreckensherrscher. Nach seinem Tode herrschten wieder zehn Jahre lang

Bruderkriege, die durch den Sieg des klugen Malietoa Tavita, der sich 1840 zum Tupu aller Inseln und Parteien machte, einem längeren Frieden wichen. Diese dem Lande wie den Bewohnern gleich nötige Ruhe würde wahrscheinlich von grösserer Dauer gewesen sein, wenn nicht äussere Einflüsse das Parteiwesen zu neuer Blüte gebracht hätten.

Die Bewohner der Samoa-Inseln haben, entsprechend ihren rivalisierenden Sippen, stets Parteien gebildet, die mannigfache Verschiebungen im Laufe der Zeit aufweisen, aber doch in gewisser Beziehung an bestimmte Distrikte gebunden waren. Nach der alten Überlieferung bildete ursprünglich Manua, die östlichste Inselgruppe, den Sitz der einflussreichsten Sippe mit dem Tuimanua an der Spitze. Später traten Upolu und die kleine „Königsinsel“ Manono in den Vordergrund. Auf Upolu behielt der grosse Ostbezirk Atua lange Zeit, mit seinem obersten Häuptling Tuiatua, die Führung, bald jedoch im Wettbewerb mit dem westlichen Aana-distrikt, dem Tuiaana; dazwischen trennte sich die Mitte der Insel als Tuamasa von beiden.

Die Bewohner Savaiis waren, obwohl auch sie politisch zusammengehörige Gruppen und Distrikte bildeten, meist Anhänger dieser drei grossen Parteien ohne grössere Selbständigkeit, und leisteten ihren Sippen und deren Häuption Heerfolge. Durch diese politischen Trennungen war schon die einheitliche Oberhoheit eines einzigen Königs sehr erschwert. Jeder Distrikt hatte seinen höchsten Häuptling, der sich keinem der Anderen unterordnen wollte. Da aber zwischen den höchsten Sippen auch verwandtschaftliche Beziehungen bestanden und gepflegt wurden, war es nicht ausgeschlossen, dass ein Tui gleichzeitig — durch Heirat, Adoption oder Wahl — zwei, ja alle drei Bezirke vereinigte. Dann pflegten aber bald Reibereien zu entstehen; denn ohne persönliche Zurücksetzung und Kränkung war das kaum denkbar, und dem Übergangenen schlossen sich seine speziellen Sippen an.

Neben jedem König oder Tui, als dem höchsten Repräsentanten und dem Herrscher in Kriegszeiten, bestanden in allen Bezirken beratende und einflussreiche Körperschaften: Tumua, Puletua, Taimua, Faipule, Tulafale, etc. je nach den Umständen. Denselben steht neben anderen Rechten und Funktionen die Verleihung der grössten Würden und Titel zu (vergl. Kapitel Adel und Volk), und demgemäss auch die Mitwirkung an der Verwaltung und Regelung gemeinsamer Angelegenheiten. Da diese Räte und ihre Mitglieder teils diesem, teils jenem Distrikt angehören, können auch zwischen ihnen Differenzen entstehen.

So setzt sich z. B. die Tumua ursprünglich aus Vertretern der eigentlichen Herrscherorte Atuas (Lufilufi) und Aanas (Leulumoenga) zusammen; sie kooptiert aber in Königsfragen auch Ver-

treter von Tuamasanga (Afenga); sie bildet die höchste Körperschaft Upolus und in weiterem Sinne Samoas überhaupt und verleiht die höchsten (Königs) Titel.

Die Puletua ist eine Körperschaft, die besonders in den siebziger Jahren als Anhang Malietoas die Tuamasangapartei vertrat und den in Leulumoenga vereinigten Faipule und Tumua, den Vertretern der Aaana- und Atuparteien im Gefolge Mataafas, feindlich gegenüberstand und von der englischen Agitation stark beeinflusst wurde.

Diese drei Körperschaften waren die Werkzeuge der politischen Umtriebe der verschiedenen Freundschaftsverträge und schwieriger diplomatischer Operationen, die das grossartige samoanische Chaos der nächsten Kapitel vorbereiteten.

Ursprung der politischen Wirren.

Ende der fünfziger Jahre drang das mächtige und weltbekannte Hamburger Handelshaus J. C. Godeffroy & Sohn mit seinen kolonialisatorischen Bestrebungen in die Südsee vor. Die centrale Lage der Samoa-Inseln bot diesem genialen Unternehmen den geeigneten Ausgangspunkt. Apia wurde die Centrale der wirtschaftlichen Erschliessung und ersten, rasch Früchte tragenden, organisierten Handelsentfaltung im grossen Ocean. Fern von der Heimat wehte die deutsche Flagge als nationales Herrschaftssymbol von vielen Masten auf dem weiten Weltmeer, an den Gestaden der Inseln und auf den Gebäuden stetig sich vermehrender Handelsstationen. Diese Erfolge des Hamburger Hauses lockten indessen bald andere Nationalitäten, besonders englische Abenteurer aus den australischen Kolonien und Amerikaner, in seinen Cours; und bald mischte sich in die segensreiche Arbeit der Pioniere deutscher Kolonisation neidender Wettbetrieb politischer Widersacher und Wühler auch auf Samoa.

Bis Anfang der siebziger Jahre hatten die deutschen Ansiedler dort in bestem Einvernehmen mit den Eingeborenen gelebt, und diese selbst hielten auch nach dem Tode Malietoa Tavitas noch Frieden und standen in regem Geschäftsverkehr mit der deutschen Firma, der sie Cocosnuss-Oel, den damals wichtigsten Exportartikel aus dem gegohrenen und ausgepressten Kern der Kokosnuss, gegen Waren lieferten.

Am schlimmsten trieben es zunächst die Colonials (Kolonisten von Australien und Neu Seeland), die das britische Mutterland schon 1872 zu einer Annektierung der ganzen Südsee zu bewegen versuchten. Dann trat ein sehr geschickter Deutsch-Amerikaner, angeblich jüdischer Abstammung, Namens Steinberger auf, der den Präsidenten Grant ver-

Reinecke, Samoa.

anlasst hatte, für die Union durch seine Vermittlung einen Freundschaftsvertrag mit dem fruchtbaren Samoa abzuschliessen, und die Inseln den amerikanischen Interessen zu sichern. Nachdem der Kommandant des amerikanischen Kriegsschiffes „Narraganset“ schon am 17. Februar 1872 mit einem Tutuilahäuptling einen Vertrag über Abtretung des Hafens von Pangopango an Amerika geschlossen hatte, verstand es „Oberst“ Steinberger bewunderungswürdig, sich schnell bei dem damaligen König Malietoa Talavou und den Eingeborenen beliebt zu machen und sich selbst schliesslich von dem König zum „Premierminister“ ernennen zu lassen. Sein Einfluss wuchs unter dem Schein amerikanischer Bevollmächtigung derartig, dass er schliesslich eine neue Verfassung „im Namen des Königs“ einführte und auch einen grossen Druck auf die Angelegenheiten der Ansiedler auszuüben begann.

Das erweckte zuerst den Neid der Engländer, deren Missionare ausserdem hinreichenden Anlass fanden, gegen den ausschweifenden Lebenswandel des „Premierministers“ Protest zu erheben und sogar, mit Unterstützung des amerikanischen Konsuls Forster, eine Beschwerde an die amerikanische Regierung zu richten. Diese liess daraufhin ihren Abgesandten zwar im Stich, versetzte aber auch den Konsul. Da sich Steinberger jedoch keineswegs ohne weiteres aus seiner guten Position verdrängen lassen wollte, steckte er sich nun hinter die Samoaner und conspirierte gegen die Vertreter der Mächte und auch gegen seinen königlichen Herrn Malietoa, der sich jetzt von ihm lossagte, dafür aber von seinem Volke „entthront“ wurde.

Das deutsche Kriegsschiff „Gazelle“, welches Ende Dezember 1875 vor Apia erschien, vermochte nichts gegen Steinberger auszurichten, zumal die deutschen Interessen nicht direkt von dessen Ausschreitungen berührt wurden. Dagegen erschien bald danach das englische Kriegsschiff „Barracouta“, dessen Kommandant, auf Wunsch des englischen Konsuls, die von Steinberger geführten Samoaner zur Auslieferung des Ruhestörers aufforderte. Da das nicht erfolgte, kam es am 13. März 1876 zu einem Kampfe zwischen einem Landungscorps und den Samoanern, wobei auf beiden Seiten mehrere Mann fielen. Steinberger wurde dann gefangen genommen und nach Amerika zurückbefördert, wo er vor einigen Jahren in New York gestorben sein soll.

Der gewandte Abenteurer hatte es, das muss ihm der Neid lassen, verstanden, die Eingeborenen richtig zu nehmen und sie zu leiten; nach seinem Abtreten von der samoanischen Bühne entstanden bald neue Uneinigkeiten unter den Parteien, deren Führung die Puletuas und Taimuas übernommen hatten.

Die „Vertragsperiode“ könnte man die nächste Zeit nennen, denn ein Vertrag nach dem Anderen wurde von den Vertretern der Mächte abgeschlossen, — einer immer wertloser als der andere.

Anfang 1877 richteten die Puletuas — natürlich auf Betreiben des amerikanischen Konsuls — ein Gesuch um „Schutz“ an den Präsidenten der Vereinigten Staaten; am 3. April die Taimuas — auf Veranlassung des englischen Konsuls — ein gleiches an die Königin von England. Am 14. Mai forderte der englische Konsul von der Taimua als Strafe für das Gefecht mit der „Barracouta“ die Abtretung aller noch nicht verkauften Ländereien an England. Das war dieser doch zu viel; und als Antwort trat sie auf Seite Amerikas.

Die Folge war auf der anderen Seite die Hissung des „Union Yack“ über der samoanischen Flagge am 24. Mai 1877. Dieses Flaggenmanöver scheiterte aber gerade am unerwarteten Widerspruch, der Puletuas, sowie dem des deutschen Konsuls Weber und des Kapitäns z. See Hassenpflug. Anfang Juli forderten die deutschen Vertreter von den Taimuas und Faipules einerseits und dem nach Vaiusu westlich von Apia gewichenen „Restkönig“ Malietoa andererseits, angesichts der bevorstehenden Unruhen, Anerkennung der deutschen Rechte und Besitzungen und strikte Neutralität, sowie rechtzeitige Ankündigung der drohenden Kämpfe. Das geschah am 3. und 5. Juli.

Dem deutschen Kommandanten gelang es, die Feindseligkeiten noch bis zur Abreise der „Augusta“ (am 11. August) zu sistieren. Dann begann der Krieg aber sofort; er endete bald mit dem Siege der Taimuapartei. Da diese nun thatsächlich von jeher mit den Deutschen sympatisierte, geriet der englische Konsul Liardet, dessen Name als Hauptagitator in jener Zeit in die Samoageschichte gehört, derartig in Wut, dass er die Vorschläge Webers zu einer Friedensvermittlung bei den Eingeborenen ablehnte und einfach am 12. September ganz Samoa für England mit Beschlag belegte. Nun bekam es sein Amerikanischer Kollege mit der Angst; er machte sich schleunigst mit dem Samoaner Le Mamea auf die Reise, um bei seiner Regierung zu protestieren und schleunigst Annexion Samoas von dort zu fordern. Weber ersuchte die Deutsche Regierung um Einschreiten. England wie Amerika erkannten die darauf erfolgten Beschwerden Deutschlands zum zweiten Male als vollberechtigt an, natürlich aber: ohne ihre Vertreter zu rügen; vielmehr benutzen die Vereinigten Staaten den Besuch Mameas zum Abschluss eines „Handels- und Freundschaftsvertrages“ vom 12. Januar 1878 mit ihm! Daraufhin erschien der englische „High commissioner“ für Westpolynesien Sir Arthur Gordon aus Viti, um „Ruhe zu stiften“. Der Amerikanische Konsul verweigerte aber erklärlicherweise die Hilfe dabei. In einer von Gordon und Weber einberufenen Versammlung erklärten die Taimuas, als jenen Gordon Wortbrüchigkeit vorwarf, da sie gleichzeitig England und Amerika ihre Freundschaft versichert und um Protektorat gebeten hätten, — nicht zur Freude des hohen Herren — dass die Petition an die Königin Viktoria von Engländern durch Intriguen und Vorspiegelungen falscher That-

sachen erreicht sei. Gleichzeitig erklärten sie, sie wüssten jetzt, dass jene Verheissungen keinerlei Begründung gehabt hätten; und sie baten Deutschland um Entschuldigung. Als Sir Gordon den Häuptlingen einen neuen Vertrag zur Unterzeichnung — im Interesse des Friedens — vorlegte, lehnten diese dankend ab.

Die politischen Konflikte und die Feindseligkeiten zwischen den Vertretern der Mächte wurden immer schlimmer, das Ansehen der deutschen und der kaiserlichen Beamten immer mehr erschüttert, und missachtet. Aber Hülfe war nicht zu erwarten. Die Häuptlinge gerieten bald wieder ganz in die anglo-amerikanischen Schlingen, sodass schliesslich der bekannte Marineschriftsteller, damalige Kapitän zur See von Werner, nach mehreren sehr geschickten Operationen als Pfand für Deutschland die Häfen von Saluafata und Falealili belegte und, durch Androhung weiterer Schritte, die Taimua und Faipule am 24. Januar 1879 zur Anerkennung voller Gleichberechtigung Deutschlands auf Samoa bewog, während ein amerikanisches Kriegsschiff eben bemüht war, zu Gunsten der Union einen Vertrag abzuschliessen.

Dieser Vertrag, gleich vielen ähnlichen, die Kapitän von Werner mit der „Ariadne“ auf anderen Inselgruppen im Stillen Ocean — Ellice, Jaluit, Ralick, Duke of York und den Gesellschafts-Inseln — abgeschlossen hatte, bot am 13. Juni 1879 im deutschen Reichstag Gelegenheit zu einer interessanten Kolonialdebatte. Der Abgeordnete Bamberger bezeichnete die Verträge als einen Widerspruch gegen die schutzzöllnerische Politik der Regierung und verband damit den hier besonders thörichten, aber für später beachtenswerten Vorwurf, „die Regierung behandle die deutsche Kaufmannschaft nicht immer mit der gebührenden Achtung, die doch hier gerade gezeigt habe, was sie aus sich heraus leisten könne (vergl. S. 42). Der Abgeordnete Gareis erblickte in dem Erwerb des Hafens von Saluafata „einen bedenklichen Akt von Kolonialpolitik“.

Das war die Glanz- und Vertragszeit der Taimua und Faipule. Nun kommt die Puletua mit Malietoa wieder an die Reihe. Der durch seinen Günstling und Minister Steinberger so schmachlich abgesetzte König hatte seit 1876 mit Furcht und Sehnsucht nach seinem leeren Throne geschaut, während seine Getreuen Rache brüteten und sich emsig verstärkten, bis ihnen 1879 die Zeit zum Handeln gekommen schien, als die Taimua und Faipule im Mai sich anschickten, die Königskrone einem Tupua aufzusetzen (Höchste Körperschaft Samoas). Das ging zu weit. Ohne erst, wie sich nach guter Samoasitte gehört, sich anzumelden, drangen die ungebetenen Gäste in Mulinuu ein, verjagten die Königsmacher samt ihrem Kandidaten und setzten Malietoa am 24. Mai wieder auf den langentbehrten Thron.

Malietoa hatte aber kein Glück als König; denn kaum „regierte“ er wieder, da wurde er auch schon wieder entthront. Als er Ende

Juli 1879 eine Wasserfahrt auf dem deutschen Schuner „Apia“ machte, wurde er von bewaffneten Taimualeuten in seiner Reise gestört und an Bord gefangen genommen. Da die Königsräuber diesen Diebstahl auf deutschem Boden verübt hatten, forderte das deutsche Kriegsschiff seine Auslieferung. Zum Dank dafür erkannte die errettete Majestät am 11. August die von den Deutschen mit der Exregierung geschlossenen Verträge an. Das war guter Lohn, den aber Malietoa nachher auch den Amerikanern und Engländern als treuer Bundesfürst zahlte, — ohne dass sie ihn aus Feindeshand gerettet hatten. Einmal der Vertragswut verfallen, unterzeichnete Malietoa am 18. August auch willig einen Freundschaftsvertrag mit England, und am 2. September, um seiner Unparteilichkeit die Krone aufzusetzen, mit allen drei Mächten ein Übereinkommen, wonach Apia als neutrales Gebiet unter Schutz und Verwaltung der drei Konsulen gestellt wurde. Das war der erste wichtige Vertrag.

Um nicht nur mit den Vertretern seiner Bundesfürsten zu unterhandeln, hatte die samoanische Majestät am 29. August 1879 an Kaiser Wilhelm, Königin Viktoria und den Präsidenten der Union Schreiben gerichtet, in welchen er unter Versicherung seiner Gunst und Freundschaft bat, die Autonomie seines Königreiches und seinen neutralen Thron zu stützen. Das war sehr zeitgemäss und weise; denn trotzdem die drei Konsuln mit Rücksicht auf diesen bedeutsamen Schritt, und die Zustimmung ihrer Regierungen voraussetzend, Malietoa bis zum Eintreffen der Antworten als ihren Schützling erklärten, agitierte schon wieder ein Amerikaner Namens „General“ J. J. Bartlett unter der Faipule- und Taimuapartei gegen Malietoa, sodass sich diese sogar, der einmütigen Erklärung der drei Machtvertreter gegenüber erdreisteten, den König für einen gemeinen Rebellen zu erklären. Der amerikanische Konsul liess aber seinen eigenen Landsmann nicht nur im Stiche, sondern auch festnehmen. Das verblüffte auch die Taimua und Faipule, aber nicht lange; denn schon im November hatten sie sich wohl verschanzt bei Apia niedergelassen. Da erschien, noch zu rechter Zeit für Malietoas Würde, die deutsche Korvette „Bismarck“, deren Kommandant Deinhard die Friedensstörer aus ihrem Lager jagte, ihre Boote konfiszierte und sie selbst in ihre Heimat transportierte, nachdem sie durch zwei Verträge — vom 15. und 23. Dezember 1879 — Malietoa als König und alle früheren Verträge anerkannt hatten. „Bismarck“ hatte ihnen mächtig imponiert, und dem umsichtigen, thatkräftigen Eingreifen des Kapitäns Deinhardt war es gelungen, das langerstrebte Ziel einer einheitlich organisierten Verwaltung auf Grund allseitig anerkannter gesetzlicher Basis zu erreichen. Man kann sich die Wonnegefühle der nun unbestreitbaren Majestät Malietoa vorstellen, als ihm, an Bord des „Bismarck“ geladen, 21 Kanonen-

schüsse, in Gegenwart der versammelten Häuptlinge aller Parteien, den internationalen Huldigungsgruss darbrachten und seine Bestallung als König von Samoa „auf Lebenszeit“ nach § 1 des Vertrages, der Welt verkündeten.

Der Hauptunruhestifter Bartlett und sein Genosse Lord wurden nach ihrer amerikanischen Heimat zurückgebracht; und die Optimisten sahen nun bereits am politischen Horizont des jungen Königreichs, die rosigen Strahlen einer Glück und Frieden verheissenden Morgenröte emporleuchten. Aber es kam anders! — — —

Es mag keine kleine Aufgabe für den Konsul Weber und die deutschen Kommandanten gewesen sein, gegenüber den Anfeindungen und entwürdigenden Zumutungen, die diplomatische Ruhe zu bewahren und die Instruktionen zu befolgen, wenn die Ehre ihres Landes und ihrer Stellung, ihrer Person und die ihrer Schutzbefohlenen förmlich mit Füßen getreten wurde, und ihre Widersacher, stets von ihren Regierungen trotz aller Proteste gehalten, im Stillen belobt wurden! „Männerstolz vor Königsthronen“ war hier nicht immer am Platze. Wenigstens nicht auf deutscher Seite, wie die Erfahrung lehrt. Deshalb gebührt den deutschen Konsuln besondere Anerkennung, denen das harte Loos beschieden war, samoanische Sisyphusarbeit zu verrichten, die im Vollgefühl der Zwecklosigkeit aller Bemühungen und besten Absichten zum Schutz des deutschen Handels und deutscher Ansiedler, trotz der Interessenlosigkeit des Vaterlandes, immer wieder den Versuch machten, die deutsche Ehre zu retten, ihre Pflicht mit bestem Können treulich zu erfüllen. Dass unsere Vertreter das wohl ohne Ausnahme gethan und unentwegt im schweren Kampfe ausgehalten haben, beweist die Geschichte Samoas und die Anerkennung ihrer Schutzbefohlenen, deren nationalgesinnte, bessere Elemente auch ihrerseits in Freud und Leid treu zu ihren Konsuln gehalten haben, mit dem unerschütterlichen Vertrauen, dass auch daheim einst die Mauer beschränkter Parteipolitik fallen und ein geistig nationales Band alle Deutschen auf dem Erdball vereinigen und stärken werde.

Der deutsche Reichstag.

Die erwähnte Reichtagsversammlung vom 13. Juni 1879 (S. 36) hatte deutlich genug gezeigt, dass die deutsche Volksvertretung für weitere Aufgaben und Gesichtspunkte noch nicht reif war, noch im Banne engherziger Interessenpolitik lag. Das Wort Kolonialpolitik wirkte auf die Mehrheit noch wie das rote Tuch auf den Stier. 10 Monate später war noch keine Besserung eingetreten!

Das Haus Godeffroy war durch grosse Verluste erschüttert — und die Gefahr lag nahe, dass seine ausgedehnten Besitzungen und Erfolge in der Südsee in englische Hände übergingen. Damit wäre England in den Besitz fast aller pacifischen Inselgruppen getreten. Es unterlag keinem Zweifel, dass der Erwerbung der wirtschaftlichen Handelsinteressen die Annexion überall auf dem Fusse gefolgt wäre. Diesem vernichtenden Schlage einer allgemein anerkannten und bewunderten deutschen Kulturarbeit, wollte Fürst Bismarck vorbeugen. Daher trat er Ende 1879 mit hervorragenden Finanzmännern in Unterhandlung, um zunächst die bereits von englischen Häusern stark begehrten Anteile des grossen Unternehmens zu retten. Das gelang noch rechtzeitig zum Teil. Die betreffenden Geldmänner aber erwarteten nun ihrerseits auch von dem deutschen Reiche Entgegenkommen. Sie erboten sich, eine „deutsche Seehandels-Gesellschaft“ zu gründen, forderten aber eine Reichsgarantie von 3⁰/₁₀ zu 4¹/₂ - procentiger Verzinsung eines Höchstkapitals von 10 Millionen Mark. Ein Risiko des Reiches war dabei absolut ausgeschlossen. Die Garantie wäre, wie die Folge lehrte, thatsächlich nie in Anspruch genommen worden.

Die Vorlage gelangte am 22. April 1880 im Reichstage zur Verhandlung, nachdem sie schon vorher in der Presse besonders von gegnerischer Seite bewusst oder unbewusst „verarbeitet und entstellt“ worden war, wobei die Kolonialpolitik wieder als rotes Tuch die Hauptrolle spielte. Das bestätigte der Abgeordnete Bamberger mit seiner ersten Rede; sie war der Typus einer principiellen, aber keineswegs liberalen Opposition, die darin ihre schärfste Spitze fand, dass er das Haus Godeffroy, das er im Jahre vorher als Muster „des Handels aus sich selbst heraus“ bezeichnet hatte, abfällig beurteilte und der Regierung mangelhafte Kenntnis der Verhältnisse vorhielt. Der Abgeordnete Staudy wies auf die unabweisbare Notwendigkeit einer deutschen Kolonialpolitik hin, Reichskommissar von Kusserow trat lebhaft für die Vorlage ein. Dann sprach Bamberger nochmals. In sehr langer Rede setzte er die Bedeutung von Ansichten und Wünschen der im Auslande lebenden Deutschen herab. — Die Beratung wurde schliesslich vertagt und am 27. April fortgesetzt.

Der zweite Teil der ersten Kolonialberatung im deutschen Reichstage verlief ähnlich kläglich für die Geschichte der deutschen Volksvertretung. Nur mit grosser Not war es den vereinten Bemühungen der Präsidenten und der Fractionsvorstände gelungen, wenigstens noch einmal eine gerade beschlussfähige Zahl von Abgeordneten zusammenzutrommeln. Die meisten Herren hielten ihre Verpflichtungen dem Volkswohle gegenüber bereits für erledigt und hatten die Ferien begonnen. Was jenseits der Grenzen des deutschen Reiches lag, das schien den Meisten ausserdem auch gleich-

giltig; das war nach damaliger Auffassung Sache der Regierung; davon verstanden ihre Wähler noch ebensowenig wie sie selbst; also wozu sich deshalb langweilige Reden anhören.

Unter diesen Umständen war das Schicksal der Vorlage schon mit der Eröffnung der Sitzung besiegelt; denn Bamberger hatte für ausreichendes Gefolge gesorgt und Fürst Bismarck, dem allein es wahrscheinlich gelungen wäre, durch persönliches Eingreifen auch die Gegner zu belehren, war durch Krankheit am Erscheinen verhindert. Mit seinem Goethe'schen Kollegen im Faust II mochte er aber nach der Sitzung des Reichstages denken „Wie soll sich da der Sinn entwickeln, der einzig nur zum Rechten führt.“

Selbst nach den warmen, von tiefem nationalem Ernst und unbefangener Befürwortung getragenen, sachlich begründeten Ausführungen der Redner Fürst zu Hohenlohe Schillingfürst, von Bunsen, Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, Professor Reuleaux und Geheimrat von Kusserow wären Gegenreden überflüssig gewesen, obgleich sowohl von Kusserow, wie besonders der eben erst aus Australien von der Weltausstellung in Sydney heimgekehrte deutsche Kommissar Reuleaux den Volksvertretern als bester einwandfreier Ratgeber dienen konnten. Letzterer schilderte in frischen Eindrücken die Lage der Deutschen in Australien, ihre Sehnsucht nach einem Zeichen des Verständnisses im Vaterlande für grössere Gesichtspunkte, die Freude und den Triumph der Engländer über die Indifferenz und Schwäche der auswärtigen Politik Deutschlands und ihr Verlangen nach Samoa. Er rühmte die der Gegenliebe entbehrende Vaterlandsliebe der Deutschen in fremden Landen, ihren Fleiss und die ihnen von Nichtdeutschen gezollte Achtung, und entwickelte ein Programm echter, weitschauender Handelspolitik.

Die Erwiderungen des freisinnigen Abgeordneten Löwe und die lange Rede Bambergers hätten andererseits gerade dazu dienen müssen, in den Ohren urteilsfähiger, unbefangener Hörer die Vorlage zu begründen und selbstdenkende Männer über die nationale Bedeutung der Vorlage aufzuklären. Löwe ging von der sonderbaren Ansicht aus, dass es sich nur darum handle, einen Wunsch der Regierung zu erfüllen, die sich bereits auf Zusagen eingelassen habe und mit einem „fait accompli“ vor den Reichstag trete, und dass es der grossen Politik von 1866 und 1870 nicht würdig sei, jetzt „ein geschäftliches Unternehmen in den Südseeinseln sicher zu stellen“. Mit dem klassischen Ausspruch „Wenn ich ein glattes Geschäft anfangen will, dann hüte ich mich wohl, eine Grundlage zu nehmen, an der ein Odium klebt, zumal wenn die Mittel dazu nicht mir gehören, sondern der Tasche der Steuerzahler entnommen werden“, schloss der „freisinnige Handelspolitiker“, nachdem er versucht hatte, das Godeffroy'sche Unternehmen zu discreditieren!

Bamberger meinte in seiner langen Rede als guter „Fort-schrittsmann“, man müsse den „uralten guten Standpunkt hoch halten!“ Die Mitteilungen Reuleauxs verglich er mit einer Robin-sonade, da er, Bamberger, weder Samoa noch Australien kenne! Dann folgte witzigen, charakteristischen Phrasen, eine Fülle von Zahlen, welche dazu dienen sollten, die Verdienste eines anderen, dem Redner näher stehenden Handelshauses in der Südsee über das vorliegende Unternehmen zu erheben. Bamberger hatte vorher gesagt, das Haus Godeffroy habe eigentlich schon 1857 — also vor Beginn seiner Südseeunternehmungen — nach einer hundertjährigen ruhmvollen Glanzzeit, seinen Höhepunkt überschritten und seine Bedeutung verloren. Nachdem er damit gerade eingeräumt hatte, dass, wie es thatsächlich der Fall war, das Handelshaus durch seine hervorragenden überseeischen Unternehmungen nochmals zu einer Blüte gelangt war, leistete er sich wörtlich folgende widersprechenden die ganze Oppo-sition und Tendenz deutlich kennzeichnende Logik:

„Am Ende kommt noch das, was schliesslich immer noch übrig bleibt, wenn man gar keine anderen Argumente hat: Die Enthüllung der nationalen Fahne unter Trommelschlag und Trompetenschall, die nur gehört zu werden brauchen, damit das Urteil verwirrt wird. Man sagt uns: Was wird denn das Ausland dazu sagen, wenn wir diesen Antrag nicht genehmigen? Ich will Ihnen genau sagen, was das Aus-land dazu sagen wird: Gar nichts!“ (Heiterkeit!)

— „Mein verehrter Freund, Herr von Benda appelliert auch an das Urteil der grossen Welt, welches über uns hereinbrechen wird. Es war mir beinahe, als hörte ich den General Bonaparte, wie er vor der Schlacht bei den Pyramiden sagte: „Vier Jahrtausende sehen auf Euch herab“! Ja meine Herren! Wer auf uns herabsieht, das sind die Herren Baring, John, Henry Schröder und Berenberg-Gossler mit unbezahlten Wechseln von etlichen 100000 Pfd. Sterling, die der deutsche Michel zahlen soll; — ich rate Ihnen, sie nicht zu zahlen!!!“ (Lebhaftes Bravo links — Zischen rechts!!)

Der grosse Volksredner hätte noch grösseren Unsinn reden können, ohne seinem Zweck zu schaden; denn seine Trabanten hatten ja doch weder Interesse noch Verständnis für das, was sie hörten, nur Heiterkeitsanerkennung, wie der stenographische Bericht lehrt, für die witzigen Bemerkungen und gedankenlose Achtung vor der Redegewandtheit der politischen Person, der sie kritiklos Beifall zollten und Folge leisteten.

Jene ersten Kolonial-„Beratungen“ im deutschen Reichstag die hier nach dem amtlichen Bericht wiedergegeben sind, sind ausser-ordentlich lehrreich und wert, wieder gelesen zu werden.

Die Vorlage wurde mit 128 gegen 112 Stimmen abgelehnt. Dafür stimmten die Konservativen und 36 Nationalliberale. Die Mehrheit war dafür, dass man besser „weiterwurschtle“ und im übrigen die Landsleute in der Ferne selbst für sich sorgen liesse.

Man beachte nun, dass Bamberger am 13. Juni 1879 erklärt hatte „die Thätigkeit der kaufmännischen Vertreter Deutschlands hat dem Mutterland und Samoa zum Nutzen gereicht. Dass die Regierung, da sie eine Flotte besitzt, jene Deutschen unterstützt, will ich auf alle Weise befürworten, ehe man sich aber in Deutschland für Kolonien entschliesst, wird man sich wahrscheinlich noch lange streiten müssen!“ Das war erfreulicherweise ein Trugschluss. Hier haben wir ein drastisches Bild damaliger „freisinniger“ Logik, gesinnungstüchtiger Konsequenz und der Dogmatik unserer kolonialgegnerischen Volksvertretung, die wahrscheinlich Gutes will, aber doch mehr Böses schafft!

Die Belehrung ist nicht ausgeblieben; Samoa hat selbst Bamberger und seine Anhänger überzeugt und bewiesen, dass es viel billiger und reichsdienlicher gewesen wäre, aus Reichsmitteln formell eine belanglose Garantie zu gewähren, als die Deutschen und die deutsche Ehre im Auslande nach jener Art zu schützen; denn dieser von dem liberalen Führer empfohlene Schutz hat dem Reiche schwere Opfer an Gut und Blut, allein der Marine über 25 Millionen Mark und über 100 brave Kameraden gekostet, und schliesslich doch mit Zustimmung auch der einstigen Kolonialgegner, die vor zwanzig Jahren von ernsten, weitschauenden Männern empfohlene und erstrebte Übernahme — leider nur „eines Teiles“ des, einst besseren, Inselreiches — notwendig gemacht und herbeigeführt. Gar mancher jener 124 Abgeordneten mag, wenn die verschiedenen Hiobsnachrichten von Samoa eintrafen, mit gemischten Gefühlen seines parteipolitischen Widerspruch gedacht haben, durch den er sich zum Urheber schwerer Kämpfe und furchtbarer, die Ehre der Nation und „die Tasche der Steuerzahler“ belastender, Ereignisse gestempelt hatte. Möge Reue und Besserung ihre Schuld mildern, und die Geschichte Samoas auch ihren Nachfolgern dienlich sein und den Männern, die im Reichstage über das Wohl von Millionen zu entscheiden haben, zu ernster Arbeit, und an die schwere Verantwortlichkeit ihrer, leider oft unterschätzten, Aufgabe gemahnen. Die Ehre der Nation umfasst den Erdball, den Millionen Deutscher ausserhalb der Reichsgrenzen bevölkern!

Nach zwanzig Jahren.

Die Summe schlimmer Erfahrungen, welche uns die späteren Kapitel zeigen, hat sogar die deutsche Volksvertretung zu überzeugen vermocht und den einst für billigen Preis verschmähten Inseln einen glänzenden Triumph über die damalige Reichstagsmehrheit gewährt;

denn als sich der Reichstag nach 20 Jahren von neuem mit der Samoafrage beschäftigte, da erhob sich keine Stimme mehr gegen eine Einverleibung der Inseln; einstimmig wurde die neue Vorlage am 13. Februar 1900 angenommen. Die Symptome dieser letzten Phase der Samoapolitik, der Verhandlung vom 12. Februar sollen auch hier, den weiteren Ereignissen vorgreifend, nicht unerwähnt bleiben, da sie für die Zukunft Samoas Bedeutung haben.

Der Staatssekretär der Auswärtigen Amts Graf von Bülow sagte mit Bezug auf Samoa und Tonga:

„Ich habe die Ehre, der Genehmigung dieses Hauses den Gesetzentwurf zu unterbreiten, durch den wir ermächtigt werden sollen, den Freundschaftsvertrag mit Tonga vom 1. November 1876, den Freundschaftsvertrag mit Samoa vom 24. Januar 1879 und gewisse Bestimmungen des Freundschafts-, Schiffahrt- und Handelsvertrages mit Sansibar von 1885 ganz oder teilweise ausser Anwendung zu setzen. Durch das Abkommen vom 14. November vorigen Jahres, durch das amerikanisch-englische Abkommen vom 2. Dezember vergangenen Jahres sind die Besitzverhältnisse von Samoa und Tonga in der Weise geordnet worden, dass Deutschland ausschliessliche Rechte auf die westlich des 171. Grades westlicher Länge von Greenwich, Amerika auf die östlich desselben Grades gelegenen Inseln der Samoagruppe und England auf die Tongainseln nebst Savage Island erhält. Was Tutuila angeht, so haben wir niemals die amerikanischen Ansprüche auf diese Insel bestritten, wo die Vereinigten Staaten seit 1878 Hafen und Niederlassungsrechte besaßen und schon vor Jahren begonnen hatten (?), den Hafen Pango-Pango für sich auszubauen. Die Trennung von Tutuila u. s. w. schwebte mir vor, als ich in der Budgetkommission vor einem Jahre eine „reinliche Scheidung“ auf Samoa als das von mir erstrebte Ziel bezeichnete. Ich konstatiere gern, dass diese reinliche Scheidung von amerikanischer Seite nicht erschwert, sondern gefördert worden ist. Wir hoffen, dass die Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten auf Samoa freundschaftliche sein werden, wie schon die Beziehungen zwischen dem deutschen und dem amerikanischen Kommissar in der Samoakommission durchaus freundschaftliche waren. (Hört, hört!) Erwähnen möchte ich noch, dass sich auf Tutuila nur ein einziger Deutscher befindet. Unser Verhältnis zu den Tonga-Inseln ist trotz des Freundschaftsvertrages von 1876 immer ein loses geblieben. Wir besaßen das Recht, dort eine Kohlenstation anzulegen; wir haben aber dies Recht während der 23 Jahre nicht geltend gemacht. Unsere wirtschaftlichen Beziehungen zu den Tonga-Inseln waren in stetigem Rückgang begriffen. Der deutsche Handel*) verhält sich dort zu dem englischen etwa wie 1 zu 3, der deutsche Schiffahrtsverkehr zu dem englischen wie 1 zu 30. Wir geben unter diesen Umständen auf den Tonga-Inseln keine erheblichen Interessen auf, sondern wir verzichten nur auf unser Einspruchsrecht gegen eine englische Besitzergreifung. Dass wir England für seine Rechte auf Samoa, die formal genau so begründet waren wie unsere Rechte, in irgend einer Weise entschädigen mussten, lag vom Standpunkt der praktischen Politik von vornherein auf der Hand. Wir

*) Vergl. Kapitel: Der Handel Samoas.

haben deshalb an England die südlich unserer Inseln gelegenen Salomonsinseln (Choiseul und Isabel) abgetreten. Wir erkennen an, dass von der deutschen Salomonsgruppe, die östlich bzw. südöstlich von Bougainville gelegenen Inseln, welches letztere neben der zugehörigen Insel Buka bei Deutschland verbleibt, an Grossbritannien fallen. Unser Recht, auf Choiseul und Isabel Arbeiter anzuwerben, ist in dem Abkommen mit England ausdrücklich anerkannt. — — —

Endlich haben wir noch ein besonderes Abkommen mit England und Amerika getroffen, dass alle Schadensersatzansprüche, die erhoben werden können infolge der Wirren des vorigen Jahres in Samoa — die deutschen Schadensersatzansprüche werden auf 400 000 Mk. geschätzt — einem unparteiischen Schiedsgerichte unterbreitet werden sollen. Dieses Schiedsgerichtsabkommen liegt zur Zeit dem amerikanischen Senate vor. Als Schiedsrichter ist der König von Schweden und Norwegen in Aussicht genommen. Ich glaube, wir können uns der Erwartung hingeben, dass sein Schiedsspruch den Grundsätzen von Recht und Gerechtigkeit entspricht. Wir erhalten also die Hauptinseln Upolu und Savaii zu freiem Eigentum. Der wirtschaftliche Wert dieser Inseln ist erheblich schon deshalb, weil dort seit langem deutsche Pflanzler existieren und unser Handel in erster Linie steht. Der grössere Teil der Inseln befindet sich in deutschem Besitz. Wir hoffen, dass der wirtschaftliche Wert der Inseln sich unter deutscher Herrschaft noch heben wird, zum Besten unserer dortigen Landsleute, die unter harter Arbeit sich eine Stellung erworben haben. Wir gewinnen nun einen Stützpunkt, um diese Inseln endgültig für Deutschland zu erwerben, zum Besten der Eingeborenen, die wir mit fester und sicherer Hand, aber ohne Härte, regieren wollen, welche den Samoanern gegenüber nicht angebracht wäre. Auch in maritimer Beziehung sind diese Inseln von Wert für uns. Denn sie sind ein Stützpunkt für unsere Schifffahrt, für unseren Handel nicht nur in Polynesien, sondern auch mit der ganzen Westküste von Amerika. Und dieser maritime Wert wird sich in absehbarer Zeit nach Fertigstellung der direkten Verbindung zwischen dem Stillen Ozean und dem Atlantischen Meer noch sehr erheblich steigern. Am höchsten stelle ich den Wert, welchen diese Inseln für Deutschlands Binnenland und für deutsches Selbstgefühl haben. Der Affektionswert, den wir Samoa beimessen, ist grösser als der materielle Wert. Die Erwerbung von Samoa war für uns zur Frage des Ansehens geworden und der nationalen Würde, und wir hoffen und glauben, dass die Erwerbung dieser Inseln in kolonialer und wirtschaftlicher Beziehung unseren politischen und maritimen Interessen zum Vorteil gereichen wird.

Wir glauben, dass die von uns geschlossenen Verträge für alle Teile befriedigend sind. Wir sind bei den Verhandlungen gar nicht darauf ausgegangen, andere Mächte hineinzulegen. Das ist nicht unsere Art. Wir haben unser Augenmerk vielmehr darauf gerichtet, für den Abschluss der Verträge den richtigen Moment zu fassen. Ich würde es mit besonderem Danke anerkennen, wenn diese von uns geschlossenen Verträge, welche das Ergebnis langwieriger und schwieriger Verhandlungen sind, die Zustimmung dieses Hauses finden und Sie uns dadurch in die Lage setzen wollten, baldmöglichst zur Ratifikation dieser Verträge zu schreiten und damit die geschlossenen Verträge endgültig in kraft treten zu lassen (Beifall).

Als Vertreter der Liberalen sagte der Abgeordnete Hasse u. A. (nach einem Auszuge im „Reichsanzeiger“) sehr bezeichnend:

„Wir billigen das Ergebnis der diplomatischen Verhandlungen, bedauern aber doch, dass wir erst jetzt in den ausschliesslichen Besitz von Samoa gelangen, und dass wir einen so hohen Kaufpreis haben zahlen müssen. Man hätte die alten bewährten Grundsätze der Aufrechterhaltung des europäischen Gleichgewichts rechtzeitig auf die Weltpolitik übertragen sollen; man hätte Hawaii gegen Samoa kompensieren können. Der Kaufpreis, den wir für Samoa jetzt zahlen müssen, ist zu hoch(!) Noch heute ist das Interesse Deutschlands an Tonga so gross, dass es mindestens dem englischen entspricht; England macht bei dem Tausch unter allen Umständen ein gutes Geschäft. Mit Recht hat aber der Staatssekretär ausgeführt, dass es falsch gewesen wäre, wenn wir etwa Tonga erworben und Samoa preisgegeben hätten. Die Interessen Deutschlands an Samoa bestehen nicht nur in dem dort vergossenen deutschen Schweiß und Blut, sondern darin, dass dies Gebiet der Schauplatz einer der tiefsten Demütigungen Deutschlands geworden ist; durch die Vorgänge auf Samoa ist unser Ansehen nicht nur dort, sondern in der ganzen Südsee aufs tiefste geschädigt worden, und jetzt endlich (!) ist der Zeitpunkt gekommen, wo diese Einbusse an nationalem Ansehen wieder eingebracht werden wird. Auch die beiden Salomonsinseln verlieren wir sehr ungern. Die Entscheidung bezüglich der Aufteilung des Hinterlandes von Togo liesse sich auch begrüßen, wenn nicht auch hier ein Ort bei England belassen worden wäre, der viel wichtiger ist, als der ganze Anteil, der von der aufgeteilten Zone an Deutschland fällt. Samoa hat ja schon jetzt eine grosse Bedeutung für uns und wird für die Zukunft eine noch höhere gewinnen, wenn erst ein deutsches Kabel von Mittelamerika über Samoa nach Kiautschau geführt werden wird. Für die Indiensthaltung deutscher Schiffe vor Samoa sind in 15 Jahren über 30 Millionen Mark ausgegeben worden; von solchen Aufwendungen wird in Zukunft glücklicherweise keine Rede mehr sein. Von der Beschiessung Samoas durch die englisch-amerikanischen Schiffe und von den dadurch verursachten Beschädigungen ist nirgends die Rede. Ich bedauere, dass es in jeder Hinsicht bis zu einem Schiedsgericht hat kommen müssen; man hätte doch auf der vollen Entschädigung der Geschädigten bestehen müssen. Nach der Beschiessung von Alexandrien ist bekanntlich nicht England, sondern das unglückliche Aegypten zur Zahlung der Entschädigung herangezogen worden!“

In einer für die Geschichte und Verwaltung Samoas besonders zutreffenden Weise hatte Graf zu Limburg Stirum bereits am 12. Decbr. 1899 gelegentlich der Beratung des Haushaltsetats folgende offenen beherzigenswerten Worte gesprochen:

„In unseren kritischen Betrachtungen über die Finanzen spielen mitunter unsere polititichen Tendenzen hinein; wir bewilligen Sachen, die unseren politischen Tendenzen gefallen, und lehnen ab Sachen, die unseren politischen Tendenzen missfallen. Wir können auch wohl einmal sparsam sein, wenn es sich um einzelne Bauten handelt; aber wo die wahre Sparsam-

keit in einer grossen Verwaltung ist, das sind wir nicht in der Lage zu beurteilen. Wir können nicht beurteilen, ob Beamte an einer Stelle neu-geschaffen werden müssen oder nicht. Hier sind wir immer nur auf das Urteil der Regierung angewiesen. Wir können keinen Einfluss üben auf die Ersparungen, die gemacht werden durch eine richtige Organisation der Verwaltung. Wir können im Grunde genommen nicht beurteilen, ob Bauten nötig sind, und wir können uns auch über die Pläne kein Urteil bilden. . . Ich glaube aber doch schliesslich, dass dem Herrn Staatssekretär des Auswärtigen nichts gestrichen werden wird; denn es herrscht, was auf die Bewilligung Einfluss hat, im Hause eine wohlwollende Stimmung, und diese wohlwollende Stimmung teile ich, denn sie ist hervorgerufen durch den Vertrag über Samoa. Es ist garnicht zu verkennen, dass dieser Vertrag über Samoa im ganzen Lande ein sehr angenehmes Gefühl erzeugt hat, und ich muss auch sagen, dass man dem Herrn Staatssekretär des Auswärtigen Amtes Grafen von Bülow, ein gewisses Verdienst bei dem Vertrag nicht abstreiten kann; denn er ist in einer schwierigeren Lage bei Verhandlungen, als man vor zehn Jahren noch war. Wenn der Herr Staatssekretär des Auswärtigen Amtes gesagt hat, unsere Politik sei eine friedliche, aufrichtige, selbständige, so glaube ich es, und ich bin damit ganz einverstanden. Er wird aber nicht behaupten können, dass unsere Politik, ehe er ans Ruder kam, in den letzten zehn Jahren eine stetige gewesen ist, und wenn eine Politik nicht eine stetige ist, so ist es selbstredend, dass der Staat, der diese Politik verfolgt, nicht dasjenige Ansehen im europäischen Konzert mehr hat, welches er früher, zur Zeit des Fürsten Bismarck hatte. Darum, wenn eine Verhandlung so zum guten Erfolge führt, wie es in Samoa gewesen ist, kann man es mit doppelter Befriedigung begrüßen. Allerdings, wenn wir die Sache an und für sich prüfen, rein nach Zahlen, so ist Samoa keine grosse Sache; wir bekommen da ein Ländchen, allerdings paradiesisch schön, aber so weit entfernt, wie es nicht weiter liegen kann, so gross ungefähr wie ein mittlerer Kreis, bevölkert von 31 000 faulen, aber lebenswürdigen Menschen, wobei ich noch erwähnen kann, dass meiner Ansicht nach der wein- und bierfreundige Deutsche sich schwer mit dem dortigen Nationalgetränk befreunden wird. Aber was wir dagegen gegeben haben, ist auch ziemlich wertvoll. Wir gaben die Leichtigkeit weg, Arbeiter von den Salomonsinseln zu bekommen, die dringend notwendig sind, und wir haben viele Quadratmeilen mehr weggegeben, als wir bekommen, auch an Amerika den einzigen Hafen, der auf den Inseln ist, so dass ich nicht die Auffassung des Herrn Staatssekretärs des Reichsschatzamtes teilen kann, dass die Sache wenig Ausgaben machen wird. Sie können vielmehr mit ziemlicher Sicherheit erwarten, dass wir dort Ausgaben für Häfen in den nächsten Jahren werden machen müssen. Bei solchen Dingen sind aber nicht die Zahlen das Massgebende, sondern massgebend sind die Imponderabilien, die auf dem Gebiete des Gefühls liegen, und in der Beziehung können wir uns nur darüber befriedigt erklären, dass dem nationalen Selbstgefühl eine Genugthuung gewährt worden ist. Im Volke empfand man es peinlich, dass diese erste unserer Kolonien uns weggenommen zu werden drohte. Gerade der Reichstag sollte sich besonders über den Erfolg freuen; denn wenn wir auch nicht alle dieses damalige Votum mitgemacht haben, so sind wir doch

die Nachfolger der Leute, welche damals die Samoavorlage des Fürsten Bismarck ablehnten und müssen gestehen, dass, wenn der Reichstag dieses Votum damals nicht abgegeben hätte, wir alle die Schwierigkeiten nicht gehabt hätten, welche jetzt gewesen sind. Also, wir können nur die aufrichtigste Befriedigung über das Abkommen aussprechen. Ich hoffe nun auch, dass man mit doppelter Sorgfalt diese neue Kolonie verwerten und daraus eine Musterkolonie machen wird, und das möchte ich den Herren, die darüber zu sagen haben, empfehlen, dass sie eine hervorragende Persönlichkeit dahinstellen, welche verstehen wird, die Eingeborenen richtig zu erziehen. Die Gefahr liegt vor, dass, wenn man einen preussischen Bureaukraten dahingeschickt, man „Wilde“ falch behandelt, und dass dann die „Wilden“ vernichtet werden, wie es die Geschichte oft gezeigt hat. Das möchte ich den Herren ans Herz legen.“

Die Folgen.

Die Interesselosigkeit der Mehrheit im deutschen Reichstage von 1879/80 für die Bestrebungen von nationalem Stolz beseelter Landsleute in der Ferne, förderte und schürte die begehrliehen Wünsche der Rivalen unsomehr. Jene brauchten dem Schutz und Beistand ihres Mutterlandes nicht zu entsagen, sondern durften freudig und selbstbewusst ihre Nationalität zur Schau tragen, da man ihrer daheim mit Anerkennung gedachte, auch wenn sie politisch Fehler machten. Dennoch hielten auch unsere Landsleute, trotz der bitteren Enttäuschungen, trotz aller Schwierigkeiten und Anfeindungen fest an ihrem deutschen Sinn und deutschen Wesen im unentwegten Vertrauen darauf, dass auch auf ihre bedrängte Lage endlich einmal ein Strahl der Grösse und Macht ihres Vaterlandes fallen, sie erwärmen, und stärken und die im schweren Ringen verteidigte nationale Saat zur Blüte und Frucht gelangen lassen werde.

Zwanzig bange Jahre vergeblichen Harrens vermochten nicht diese Hoffnung zu vernichten; sie wuchs, als endlich in der Heimat das fast vergessene Verständnis des Grossen Kurfürsten für nationale Weltpolitik auf kolonialer Basis wieder erwachte, da Deutschland, wenn auch spät, seine Flagge über die Meere führte und seine immer enger werdende Fläche der stetig wachsenden Bevölkerungszahl erweiterte. Hätte es 1880 schon, dem weisen Rate seines grossen Kanzlers folgend, mit Samoa und Viti den Grundstein zur Kolonialpolitik gelegt, dann würde diese rascher Früchte getragen haben.

So aber benutzten die Engländer seit 1880 natürlich jede Gelegenheit, um ihren Einfluss auf Samoa zu heben und die Samoaner

auf ihre Seite zu bekommen. Dabei that ihnen die deutsche Reichstagsverhandlung, wie man voraussehen konnte, gute Dienste; denn den um ihre Würden besorgten Häuptlingen wurde jetzt besonders in grellen Farben die Gefahr einer Annexion durch Deutschland ausgemalt bis ihnen gruselte und sie England — um Annexion baten! Das that Malietoa im Jahre 1883, dann nochmals 1884 — natürlich nur durch Unterschrift auf einer ihm und seinen Häuptlingen von Engländern vorgelegten Petition. Darin erklärten sich die Unterzeichneten zu Allem bereit, wenn sie vor den gefürchteten Gewaltakten des schrecklichen Siamani (Germany) bewahrt würden.

Als die deutsche Regierung von diesen englischen Operationen erfuhr, erhob sie Protest in London. Darauf erklärte man dort, dass die englische Regierung Samoa als neutral anerkennen wolle, sobald Deutschland das ihr gegenüber thäte. Die kaiserliche Regierung kam dieser Forderung nach. Graf Münster aber verlangte von der britischen Regierung dafür eine Zurückweisung englischer Agitation auf Samoa.

Am 24. Dezember 1884 fand Fürst Bismarck Gelegenheit, dem englischen Bevollmächtigten Meade auf der Kongo-Konferenz seine Meinung über Samoa zu sagen; und als der Engländer nochmals von Forderungen sprach und sogar Kompensationen für die Neutralität Englands wünschte, dem Briten zu erklären, dass das Übergewicht der deutschen Interessen und Anrechte auf Tonga und Samoa jedes Zugeständnis Deutschlands überflüssig machten, und dass bezüglich Samoa bereits die früheren Abmachungen mit England und Amerika ein Zngeständnis Deutschlands seien. Die Agitation auf Samoa wurde trotz alledem emsig weiter betrieben. Man spekulierte jenseits des Kanals, dass die deutsche Volksvertretung, nachdem sie eine so gute Gelegenheit Samoa zu bekommen abgelehnt hatte, auch bald ganz von ihren Rechten ablassen würde. Da aber die englische Regierung trotzdem weitere direkte Einwirkungen doch für etwas zu bedenklich hielt, überliess man den Kolonien die Arbeit. Diese waren, da sie den Wert der Inseln stets richtig erkannt hatten, natürlich gern bereit, die Kohlen aus dem Feuer zu holen und Samoa ganz auf ihr Konto zu nehmen. Neu Seeland genehmigte 1885 bereitwillig jährlich 30000 Mark für eine Dampferverbindung mit Samoa. Auf Samoa selbst wurde demgemäss jetzt „Neuseeländisch“ agitiert und zwar „auch nicht übel“. Am 10. Januar 1885 schon konnte von Auckland aus ein Gesuch Malietoas und verschiedener Häuptlinge nach London gesandt werden: Samoa schleunigst zu annektieren.

Inzwischen begann in Deutschland die Erkenntnis der Notwendigkeit einer Teilnahme an dem überseeischen Wettbewerb zu tagen. Fürst Bismarck erfuhr von den neuen diplomatischen Winkelzügen Albions rechtzeitig und richtete ein sehr energisches

Schreiben an die englische Regierung, in welchem er mit Bezug auf die letzten Petitionen Malietoas sagte: „Der Text dieser Petitionen liegt der kaiserlichen Regierung vor und bestätigt die schon früher geäusserte Vermutung, dass dieselben von englischen Unterthanen verfasst und unter dem Einfluss falscher Vorspiegelungen über einen von deutscher Seite geplanten Gewaltakt gegen die Unabhängigkeit Samoas unterzeichnet sind“ . . . und dann bezüglich der letzten Petition: „Die kaiserliche Regierung erwartet mit Zuversicht, dass die in Aussicht gestellten Instruktionen der königl. grossbritannischen Regierung auch den Erfolg haben werden, der von Neu-Seeland aus betriebenen gleichartigen Agitation ein Ende zu machen.“

Zu jener Zeit war Dr. Stübel als Generalkonsul in Apia, dessen eifrige Studien der Gewohnheiten und der Sprache der Samoaner ihm einen klaren Einblick in die Verhältnisse ermöglichten, aber doch keinen Einfluss auf die, hauptsächlich von den Missionaren geleitete, samoanische Regierung gestatteten. Dr. Stübel erfuhr aber, dass Malietoa auf seine Petition vom 5. November 1884, um Vermittlung eines Schutzes, von Neu Seeland ein englisches Panzerschiff in Aussicht gestellt war. Er requirierte daher kurz entschlossen ein Detachement vom deutschen Kriegsschiff „Albatross“, liess Apia besetzen und die deutsche Flagge hissen als Zeichen, dass Deutschland gegenüber dem Vertragsbruch seitens Englands sein Recht geltend machen werde. Das wirkte trotz der Proteste des englischen und amerikanischen Konsuls. — Seit Kapitän Deinhardts Auftreten war es der erste energische Schritt Deutschlands, der einen durchschlagenden Erfolg hatte. (S. S. 52).

Die beiden Konsuln sahen ein, dass sie einer grösseren Macht gegenüberstanden und nahmen ihre Zuflucht zu dem beliebten Mittel indirekter Politik: Malietoa musste einen Brief an Kaiser Wilhelm schreiben und sich über Generalkonsul Stübel beschweren. Ausserdem wurde von Auckland um sofortige Annexion nach England gekabelt. Das half aber diesmal nichts. Die Neuseeländer erhielten vielmehr — pro forma — von London eine Abweisung ihrer vertragswidrigen Annexionsforderung. Für den Ursprung des Briefes an Kaiser Wilhelm zeugte der für die englische Regierung moralisch recht pechöse Fall, dass der Wortlaut bereits — etwas verfrüht! — in einer englischen Zeitung als Agitationsmittel veröffentlicht wurde, bevor Kaiser Wilhelm das Original bzw. die Abschrift erhalten hatte! Qualität und Wirkung der beschämten Absage Englands an Neu Seeland fanden einen höchst drastischen Beleg darin, dass die Colonials nach eifrig fortgesetzter Agitation hüben und drüben, schon im März 1885 ein neues, natürlich wieder von Samoa ausgehendes Gesuch um Annexion Samoas nach London richteten. Man kannte die dortige Moral und konnte sich natürlich in Auckland nicht denken, dass die „grosse Politik“ sich daheim thatsächlich durch

internationale Verpflichtungen gebunden fühle und sich einschüchtern lasse. England schien indessen thatsächlich eingeschüchtert und strikte. Die Colonials verstanden das richtig und setzten unter Leitung des ausgezeichneten Diplomaten Sir Julius Vogel, der auch die Annexion Vitis durchgesetzt hatte, die Arbeit auf und für Tonga und Samoa rüstig fort.

Angesichts der ablehnenden Haltung des Reichstages gegen alles, was Kolonialpolitik sein konnte, hatte Deutschland gegen die Annexion Vitis, wo deutsche Rechte und Interessen den englischen mindestens gleich waren, nichts unternehmen, keine Gegenforderungen stellen können.

Finanzminister Vogel spann feine Fäden, die sich mit der Zeit zu einem festen Netz um Samoa und Tonga schlingen sollten. Zunächst wurde für eine Stärkung der kommerziellen Bande die Dampfersubvention auf 125 000 Mk. erhöht und der Handelsverkehr möglichst pussiert, dann entstand der Plan, die deutschen Interessenten auf Samoa auszukaufen. Es blieb aber bei dem Versuche; denn auch die Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee-Inseln auf Samoa durchschaute die neuen Manöver und, anstatt zu verkaufen, kaufte sie auf Anraten der deutschen Regierung noch Ländereien auf Samoa, um auch formell allen englischen Forderungen entgegentreten zu können. Die diplomatischen Unterhandlungen ruhten inzwischen zeitweise; aber das wachsame Auge unserer auswärtigen Politik und ihres Vertreters verfolgte mit scharfem Blick die emsige Arbeit der „Vertrags“ Mächte und die unausgesetzten Ankablungen der englischen Regierung von Auckland aus. Jene unterhielten lebhaftere Freundschaftsbeziehungen mit Malietoa, dessen meist sehr geschickt geleitetes Intriguenspiel Generalkonsul Stübel immer rechtzeitig durchschaute, um es vereiteln zu können. Immerhin fühlte sich der König durch die Zurückhaltung der Deutschen und die ununterbrochenen Hetzereien gegen diese doch so mächtig, dass er schliesslich direkt feindselig und anmassend auftrat, sodass Dr. Stübel endlich einschreiten musste. Er untersagte Malietoa, zunächst erfolglos, im neutralen Stadtgebiet von Apia die Samoaflagge zu hissen und bat seine Regierung um Waffenschutz. Ende Dezember 1885 erschien der „Albatross“ und am letzten Tage dieses Jahres holte Dr. Stübel an der Spitze eines Landungscorps die samoanische Flagge herunter. Natürlich nicht mit Zustimmung seiner Kollegen, die sofort Beschwerden und Hilferufe nachhause sandten. Ihre Regierungen konnten aber beim besten Willen aus der Handlung Stübels keinen Vertragsbruch konstruieren; denn er hatte lediglich die Rechte des Vertrages gewahrt und Überschreitungen zurückgewiesen. Das Geschrei war trotzdem besonders auf Neu Seeland gross; denn dort hatte man zuversichtlich gehofft, jetzt an Stelle der samoanischen die Neuseelandflagge entfalten zu können. Die Gelegenheit schien so schön!

Die Zeit der politischen Bürgerkriege.

Die ursprünglichen Parteigegensätze der Puletua, Taimua und Faipule*) hatten zwar durch den Sieg der ersteren und die Anerkennung des Königs Malietoa Talavou eine wesentliche Verschiebung aber keineswegs ihr Ende erreicht; denn sie sind, solange echte Samoaner leben, unauslöschlich. Während Malietoa als König und sein Neffe Laupepa als Vizekönig in sich die Mehrzahl der ersten Würden vereinigten und am 23. Dezember 1879 zu „regieren“ begannen, brütete der höchste Vertreter der nicht malietoanischen Sippen und Distrikte Rache gegen den König. Dabei fand er einen gewaltigen, unbesiegbaren Bundesgenossen: den Tod, der Malietoa Talavou am 7. November 1880, also nach kaum einjähriger anerkannter Hoheit seiner weiteren Sorgen um den Thron enthob.

Am 19. März 1881 fand die Wahl des Nachfolgers statt, bei welcher der Vizekönig Malietoa Laupepa drei der fünf Königstitel (Malietoa, Gatoaitete und Tamasoalii) auf sich vereinigte, während der Titel des Ostdistrikts „Tuiatua“ auf Mataafa und der des Westens „Tuaaana auf Tamasese fiel. Eine allgemeine Anerkennung Malietoas war somit ausgeschlossen, und ausserdem stand hinter seinen drei Titeln nur ein relativ geringes Gefolge, das sich im wesentlichen auf den Tuamasangadistrikt (Mittel-Upolu) und einige Ortschaften Savaiis beschränkte. Trotzdem wurde Laupepa am 12. Juli 1881 von den drei Mächten als Vertragskönig proklamiert und installiert, nachdem er bereits am 28. April von der deutschen Korvette Hertha den königlichen Kanonensalut erhalten hatte.

Um wenigstens die Aanapartei noch auf Seiten des neuen Regiments zu bekommen, wurde Tamasese als Vizekönig eingesetzt. Diese Verschmelzung der Gegensätze wurde bekräftigt durch ein blutiges Rencontre des zur Einsetzung des neuen Vizekönigs mit ihm nach Apia gekommenen Anhangs mit Malietoa-Leuten. Dabei wurde auch die Polizeitruppe der „Residenz“ mit verwickelt. Ein Landungskorps der „Möwe“ schaffte Ruhe in Apia.

Bald drohten von neuem grössere Reibereien unter den Samoanern. Daher wurde am 12. Juli 1882 eine grosse Volksversammlung in Mulinuu abgehalten und nochmals die Wahl Malietoas und Tamaseses bestätigt. Ein Jahr lang ging es nun ziemlich friedlich zu. Dann aber zogen neue politische Gewitterwolken von Westen auf, da die englischen Kolonien von neuem ihre Finger nach Samoa auszustrecken begannen und Malietoa in die Netze englischer Interessenagitation verwickelt wurde.

*) Vergl. S. 33 (Die Taimua war eine neue politische Gruppe).

Die im vorigen Abschnitt erwähnten Eifersüchteleien und Reibereien zwischen Deutschland, England und Amerika schürten die Unruhen unter den Eingeborenen, deren Parteipolitik bald mit der der Fremden verschmolz, indem ein Teil auf Seiten der ihnen von jeher sympathischen deutschen blieb, während die Gegenpartei, gestützt durch die Londoner Missionsgesellschaft, unter englischem und zeitweise amerikanischem Einfluss stand. Die überwiegende Sympathie aber war und blieb trotz der grossen Macht der englischen Missionare auf deutscher Seite.

Seit 1880 lagen fast stets mehrere Kriegsschiffe im Hafen von Apia, die, wie bisher fast nur die Deutschen, Ordnung zu halten, bezw. ihrer Partei beizustehen suchten; denn die Engländer wünschten sich Malietoa als siegreichen Alleinherrscher, damit sie mit ihm einen endgiltigen Vertrag zu Gunsten einer englischen Oberhoheit abschliessen konnten. Die Vertreter Deutschlands konnten zwar angesichts des Widerspruches daheim solche Hoffnungen nicht hegen; aber sie waren doch bestrebt, die Neutralität der Inseln zu wahren, vermochten jedoch nicht ihren ausgesprochenen Freund Tamasese gegen die englisch-amerikanischen Intriguen zu schützen. Die Spannung nahm immer mehr zu und auch mehrfach zwischen den Vertretern und Kriegsschiffen der Mächte einen drohenden Charakter an.

Schon 1884 hatte sich Malietoa, wie bereits erwähnt, in offenen Gegensatz zu den deutschen Vertretern gestellt und wie der britische Komissar Thurston 1886 in dem Bericht an seine Regierung selbst sagt: „gegen die Konvention mit Deutschland gefehlt, oder sie verweigert. In einigen anderen Angelegenheiten beleidigte König Malietoa den deutschen Generalkonsul, welcher daraufhin am 23. Januar 1885 Repressalien geltend machte, die Souveränität Malietoas anfocht und als Zeichen des Widerspruchs die deutsche Flagge auf Mulinuu hisste.“

Bald danach erklärte Tamasese seinen Rücktritt als Vizekönig und — Malietoa den Krieg und hisste seine Parteiflagge auf Mulinuu. Malietoa ging mit der Regierungsflagge nach dem neutralen Stadtgebiet und hisste sie hier, wo sie Generalkonsul Stübel wieder beiseitigte. Laupepa zog sich nun, mit seinen kampfbereiten Getreuen aus dem neutralen Gebiet westwärts nach Vaiusu zurück. Ende November 1885 bat Malietoa England heimlich um Annexion Samoas. Das war sein erster Streich nach dem berühmten Schema seines Vorfahren und verschärfte natürlich die politischen Gegensätze.

Zunächst kam es noch zu keinen offenen Kämpfen. Die Gegner suchten sich durch Zuzug neuer Krieger und Gewehre zu stärken und fürchteten die Ruhe gebietende Haltung der deutschen Kriegsschiffe. Als aber 1886 das deutsche Geschwader unter Admiral Knorr Samoa verlassen hatte, und an seiner Stelle ein englisches

und ein amerikanisches Kriegsschiff erschienen waren, trat die englisch-amerikanische Agitation in volle Blüte. Der amerikanische Konsul hatte am 16. April die Flagge Malietoas unter der Amerikas wieder gehisst. Dadurch entstand zuerst die tiefgehende politische Spaltung einer deutschen und einer angloamerikanischen Partei; denn Malietoa war nun offen als Gegner Deutschlands von den beiden anderen Vertragsmächten anerkannt und Tamasese war daher der natürliche Bundesgenosse der Deutschen.

1887 glaubten die Engländer Malietoa dem Ziele nahe zu sehen und spornten ihn zu energischem Vorgehen unter antideutschen Hetzereien an. Das hatte jedoch den unbeabsichtigten Erfolg, dass sich die Anhänger Malietoas nicht nur gegen die deutsche Samoa-partei, sondern auch gegen die deutschen Matrosen wandten, sodass dem Kommandanten des deutschen Geschwaders, welches aus 5 Schiffen (Korvetten Bismarck, Carola und die Kreuzer Adler, Olga und Sophie) bestand, und dem Konsul Becker doch die Geduld ausging, und der hoffnungsfreudige Malietoa, nachdem er einmal glücklich in die Berge entwischt war, zum Erstaunen und Missbehagen seiner Protektoren am 17. Juli 1887 gefangen genommen und zu einer Spazierfahrt über Kamerun und Hamburg nach den Marschallinseln auf den „Adler“ geladen wurde, der ihn in Cooktown dem „Albatross“ übergab. An diese unfreiwillige Weltreise erinnerte sich der selige König nicht gern, obwohl er sich über seine Behandlung dabei anerkennend aussprach; sie endete mit einer 1 $\frac{1}{2}$ jährigen Gefangenschaft auf Jaluit. Hätte man damals geahnt, dass der Gefangene später der letzte „anerkannte“ und gesalbte Träger der samoanischen Königskrone werden könnte, dann würde er wahrscheinlich liebevoller und mit mehr Ehren behandelt worden sein; das konnten aber selbst die besten Diplomaten nicht voraussehen — aber auf Samoa war eben alles möglich, und alles kam anders als man auf deutscher Seite dachte. —

Malietoa, das Hauptkarnickel, war also beseitigt und die Engländer beweinten ihn — aber nicht lange. Nach seiner Entfernung tagte in Washington eine Konferenz der drei Mächte zur Ordnung der samoanischen Verhältnisse; Deutschland und England wünschten zu diesem Zweck die Einsetzung eines gemeinschaftlichen Bevollmächtigten, der in Anerkennung der vorwiegenden deutschen Interessen ein Deutscher sein sollte. Dem widersetzten sich die Amerikaner. Da keine Einigung erzielt wurde, vertagte man die Beschlussfassung.

Inzwischen war auf Samoa Tamasese von der grossen Majorität der massgebenden Häuptlinge zum König gewählt und von deutscher Seite anerkannt worden. Die Engländer widersprachen zunächst nicht; der amerikanische Vertreter aber versagte die Anerkennung und ihr Konsul Sewall erklärte Malietoa noch als recht-

mässigen König. Indessen begann Tamasese, unterstützt von dem gegenwärtigen Landeshauptmann, Hauptmann a. D. Brandeis und dem Deutschen Marquardt zu „regieren“ und zwar in einer dem Lande erspriesslichen Weise, sodass bald die Hoffnung auf Herstellung von Ruhe und Ordnung erstand und Tamasese auch schon bei den Engländern und ihren Missionaren beliebt wurde.

Die amerikanischen und australischen Händler jedoch sahen mit Ingrimm in Tamasese auch das Ansehen der Deutschen wachsen, und deshalb bemühten sie sich, das Gerücht zu verbreiten, Deutschland beabsichtige mit Tamaseses Hilfe Samoa zu annektieren. Damit erzielten sie auch unter einem Teil rangsüchtiger Häuptlinge den gewünschten Eindruck und der damals etwa 45jährige, allerdings katholische, Oberhäuptling Mataafa aus dem Atua-Distrikt zeigte sich, obwohl selbst zur Sippe Tamaseses gehörig, nicht abgeneigt „das Vaterland zu retten.“ Die Rückgewinnung eines Hauptteiles der Malietoapartei wurde Maatafa leicht, und schon Mitte 1888 konnte diese Oppositionspartei Tamasese eine Kriegstruppe entgegenstellen, die indessen geschlagen wurde. Die Aufständischen wurden jedoch nicht nur von den antideutschen Elementen aufgehetzt und von den Firmen Moors und Mac Arthur mit Geld und Munition versehen, sondern auch von dem amerikanischen Konsul Blacklok und dem Kommandanten des amerikanischen Kriegsschiffes Adams, Kapitän Leary offen begünstigt.

Mataafa fand infolgedessen wieder starken Zuzug, liess sich am 9. September 1888 zum König wählen und begann nun einen regelrechten Krieg gegen Tamasese. Am 12. September errang er in Apia einen Sieg über Tamasese, der im Vertrauen auf den Schutz der deutschen Kriegsschiffe, einen feindlichen Angriff auf sein Lager am Westrand des Hafens für ausgeschlossen und zwecklos hielt. Statt dessen musste er sich nach der Niederlage auch noch Drohungen der amerikanischen Vertreter gefallen lassen, auf deren Befehl Mulinuu räumen und mit seinen Leuten sich nach der etwa 20 km östlich gelegenen Bucht von Saluafata zurückziehen, um sich dort in den Bergen festzusetzen.

Mataafa folgte ihm und belagerte ihn längere Zeit in dem natürlichen Fort von Luatuanuu. Am 7. November kam es zu einem überaus heftigen Kampfe zwischen beiden Parteien. Tamasese erlag wiederum nach schweren Verlusten und musste weichen. Die Folge dieses Sieges amerikanischen Einflusses über die deutsche Partei und die Interessen der Deutschen zeigte sich bald in einem rücksichtslosen frechen und herausfordernden Auftreten der Mataafaleute in Apia und auf den deutschen Besitzungen, sodass schliesslich das Eigentum der Deutschen und die öffentliche Ruhe stark bedroht schienen, zumal auch die Deutschen bereits von den Rebellen bedroht wurden. Diesem unwürdigen Zustande beschloss

Konsul Dr. Knappe ein Ende zu machen. Er forderte zunächst die Samoaner allgemein auf, die Waffen abzuliefern. Tamasese erklärte sich dazu bereit, aber nicht Mataafa. Dr. Knappe requirierte daher die Hilfe des deutschen Geschwaderchefs, Kommandanten vom Kreuzer „Adler“, Korvettenkapitäns Fritze zu einer schlimmstenfalls gewaltsamen Entwaffnung Mataafas in seinem Lager über Laulii, gegenüber der befestigten Stellung Tamaseses. Konsul wie Kommandant hatten damals leider trotz aller schlechten Erfahrungen doch noch die Gemeinheit der nationalen Feindseligkeiten und auch die Stärke und Kriegstüchtigkeit der Samoaner unterschätzt und vor allem nicht mit der Möglichkeit eines Verrates gerechnet.

Das Gefecht bei Vailele.

Am 18. Dezember sollten die Zugänge zu Mataafas Bergfeste, die nach Osten von Tamasese beherrscht wurden, im Westen vom deutschen Landungskorps verstellt, und dann die Samoaner genötigt werden, die Waffen abzuliefern, andernfalls von den Kriegsschiffen beschossen werden, sodass ihnen kein Ausweg blieb, als der, sich zu ergeben und sich entwaffnen zu lassen. Es kam leider ganz anders; und aus der wohldurchdachten Entwaffnung wurde ein blutiger Waffengang, der erste grössere und opfervolle Kampf unserer Marinetruppen an Land, über dessen Verlauf Konsul Knappe selbst berichtete:

„Am 18. Dezember 2 Uhr Morgens verliessen ein Prahm mit 90 Mann und 2 Boote mit zusammen etwa 50 Mann, sämtlich der „Olga“ angehörend, den Hafen von Apia um auf der deutschen Pflanzung Vailele zu landen und Mataafa die Wege nach Apia abzuschneiden. Das Landungskorps hatte den Befehl, nicht zu schiessen, ausser, wenn es angegriffen wurde“.

An Bord der Adler wollte Konsul Knappe gegen Morgen nach Vailele fahren, um mit Mataafa zum Zweck der freiwilligen Entwaffnung in Unterhandlungen zu treten; auch das Kanonenboot Eber sollte mit Tagesanbruch vor Laulii erscheinen.

Die Boote fuhren zusammen ostwärts an der Küste entlang. Am englischen Konsulat ging sofort ein Signal auf, welches von den Aufständischen beantwortet wurde. Gleichzeitig schienen sich Bewaffnete am Strande zu sammeln. Nach einiger Zeit wurden die Boote von Land aus angerufen und zwar anfangs samoanisch, später in gutem Englisch. Der Amerikaner John Klein, ein heruntergekommener Zeitungsreporter, der sich seit Ausbruch

des Krieges im Lager Mataafas aufhielt, hatte die Führung der Aufständischen übernommen. Ein zu den letzteren gehörender hoher Häuptling, Tuimalealiifano, hat, nachdem ihm Straflosigkeit zugesichert war, dem Konsul Knappe folgende, auch von anderer Seite bestätigte Aussage gemacht. „Am Abend des 17. Dezember (kurz nachdem die Beratungen stattgefunden hatten) ging in Apia das Gerücht, dass die Olga mehrere Hundert Tamasese-Leute (aus Saluafata) an Bord habe und diese noch in derselben Nacht landen werde. Deshalb wurde am Strande scharf Wache gehalten. Als die Boote von der „Olga“ abgingen, riefen sofort Boten in allen Richtungen die Bewaffneten zusammen. In kurzer Zeit waren 500 Krieger versammelt. Bei ihnen befand sich auch Klein; er übernahm die Führung, befahl den Samoanern sich niederzulegen, damit sie nicht gesehen würden und leitete den Vormarsch, stets in gleicher Höhe mit den Böten bleibend, indem er sprungweise vorgehen liess.

Konsul Knappe berichtet dann weiter:

„Inzwischen hatte sich der Prahm von den beiden Booten getrennt, weil die Letzteren einen grösseren Tiefgang hatten und auf dem Riff nicht vorwärts kommen konnten. Der Prahm näherte sich bei Fangalii dem Lande, während die Boote nach Vailele weitergingen. Als der Prahm dicht unter Land war, befahl Klein den Samoanern zu feuern. Diese hatten inzwischen die weissen Uniformen der Matrosen erkannt und weigerten sich, die Deutschen anzugreifen. Klein beruhigte die Leute damit, dass die Tamasese-Leute unten im Prahm versteckt wären, und als auch dies nicht wirkte, befahl er, über den Prahm weg zu schiessen. Dies war das Signal zum allgemeinen Angriff, an dem sich Klein auch persönlich beteiligte; er hat wiederholt selbst auf die Deutschen, die inzwischen eilig ihre Landung bewerkstelligten, geschossen. Den beiden Booten wurde durch Klein eine Abteilung Samoaner bei Vailele entgegengeschickt, die das Feuer sofort eröffneten, weil sie bereits heftiges Feuer von Fangalii aus hörten. Der Kommandeur des Landungskorps, Kapitän-Leutnant Jaeckel, befand sich bei den Booten mit den Leutnants Sieger und Burchard; die Leute im Prahm waren befehligt durch den Leutnant Spengler. Zur Führung der Korps waren der Pflanzungsverwalter Hufnagel von Vailele und der Feldmesser Haidlen in Aussicht genommen, die beide in Vailele das Landungskorps erwarteten. Haidlen jagte sofort, als er Feuer in Fangalii hörte, dorthin und nahm die Abteilung, welche sich im heftigsten Kampfe befand, in Empfang. Da die Angreifenden eine überwältigende Uebermacht zur Verfügung hatten, blieb nur der Ausweg, sich zur Abteilung des Kapitänleutnants Jaeckel durchzuschlagen. Haidlen übernahm die Führung. Zunächst ging es durch ein Bananefeld einen steilen Abhang hinauf und von da mit aufgepflanztem Seitengewehr unter Hurrahrufen vorwärts. Von allen Seiten drangen die Samoaner auf die kleine Schaar ein. In drei Anstürmen gelang es, die Station Vailele zu erreichen, aber leider waren 4 Mann zurückgeblieben. Die übrigen Verwundeten schleppten sich mühsam mit vorwärts und erreichten glücklich Vailele. Die Leichen der Vermissten wurden später gefunden, drei

ohne Kopf, die vierte mit eingeschnittenem Hals. Kapitänleutnant Jaeckel liess nunmehr sein gesamtes Korps, dessen Reihen sich bedenklich zu lichten anfangen, eine Verteidigungsstellung vor dem Stationshaus Vailele einnehmen und hat noch weitere 2 Stunden das Feuer der Samoaner ausgehalten, von Zeit zu Zeit immer unter Hurrahrufen einen Vorstoss unternehmend.“

Gegen 8 Uhr erschien das Kanonenboot „Eber“ in der Bucht von Vailele. Das Landungskorps ging sofort an Land und bald folgte auch dasjenige des „Adler“. Vom Eber selbst wurde eine Granate in das Dorf Letongo geworfen, welches von bewaffneten Rebellen besetzt war. Schon nach der Landung der „Eber“-Leute zogen sich die Aufständischen an allen Stellen zurück. Nach einem weiteren allgemeinen Vorstoss auf der ganzen Linie erfolgte wilde Flucht, und die deutsche Pflanzung war gesäubert. Die Verluste waren schwer. Leutnant Sieger tot, Leutnants Spengler und Burchard verwundet, 13 Mann tot, 40 verwundet; 2 von den letzteren, sowie Leutnant Spengler starben bald nachher.

Das Wohnhaus des wackeren Kapitän Hufnagel, der, wie der Landmesser Haidlen, für seine unerschrockene Hilfe in schwerer Kriegsnot den Kronenorden mit Schwertern trägt, zeigt noch heute die Spuren des verzweifelten Kampfes unserer wackeren Seesoldaten in vielen Kugellöchern. Die Anzahl der Samoaner, welche unserer in verzweifelten Anstürmen ermattenden Heldenschaar gegenüberstanden, wurde auf etwa 1000 geschätzt, ihre Verluste sollen sehr erheblich gewesen sein. Aber der Sieg war ihnen nahe; denn schon waren sie sprungweise, sich hinter Palmen und Steinwällen deckend, nahe an die Station herangerückt; und die kleine Zahl der Braven schrumpfte bedenklich zusammen; die Munition drohte auszugehen und vergeblich suchte Kapitän Hufnagel, den die Samoaner trotz ihrer Kriegswut nicht anzugreifen wagten, auf diese einzudringen und nach einem rettenden Ausweg; als endlich die Hilfe nahte.

Es war eine schwere Probe, die hier unsere Marine blutend bestanden hat, dass sie taktisch misslang, kann weder den Beteiligten noch den Kommandanten oder dem Konsul zum Vorwurf gemacht werden. Die Verantwortung dafür hatte der Reichstag übernommen.

England und Amerika waren natürlich empört über das Vorgehen der Deutschen gegen ihren Schützling und forderten Genugthuung wegen Bruchs des gemeinsamen Vertrages u. s. w. und das deutsche Reich musste aus höheren Interessen nachgeben. Zur Beruhigung der Schreier wurde Konsul K n a p p e, der seine ganze Kraft und allgemein anerkannte Tüchtigkeit aufgeboden hatte, um die heillosen, Ordnung, Sitte und Wohlstand untergrabenden Handel und Eigentum aller Ansiedler schwer schädigenden Zustände zu bessern und den ewigen Unruhen ein Ende zu machen, abberufen, später aber wieder, anerkennenswerter Weise, von der Regierung in allen Ehren rehabilitiert.

Das blutige Gefecht von Vailele und die Tapferkeit des kleinen Landungskorps, sowie das Eingreifen der Kriegsschiffe verfehlten die Wirkung auf die Eingeborenen nicht, wenn auch Mataafa



Denkmal für die Gefallenen bei Apia.

keineswegs die Feindseligkeiten ganz einstellte, so mieden seine Leute doch jede neue Begegnung mit deutschen Marinesoldaten, dagegen nahmen die Reibereien zwischen den Samoanern selbst ihren Fortgang.

Unsere braven Seeleute hatten jedoch nicht umsonst geblutet und für die Ehre der Nation ihr Leben gelassen. Ihre Thaten und ihr Tod lenkten die Blicke vieler daheim in die Ferne und erweckten das Interesse für grössere nationale Zwecke. Der deutsche Adler hatte seine Fängen in das Samoaland geschlagen; sein Boden war mit deutschem Blute geweiht.

Die Katastrophe im März 1889.

Kaum waren die näheren Nachrichten über diese heroische Kriegsthat unserer braven Blaujacken in die Heimat gelangt, da zog von Norden ein neues, weit furchtbareres Unheil gegen Samoa heran. Ein gewaltiger Orkan wühlte in den Tagen vom 15 bis 17. März 1889 die Wassermassen des Stillen Oceans auf, und eine entsetzliche Sturmflut wälzte sich gegen den kleinen Hafen von Apia, in dem zu jener gefährlichen Zeit sieben Kriegsschiffe vor Anker lagen: die deutschen Kreuzer „Adler“ und „Olga“ und das Kanonenboot „Eber“, die amerikanischen Schiffe „Trenton“, „Vandalia“ und „Nipsic“ und der englische Kreuzer „Calliope“, der, als zuletzt angekommener Hafengast, der Ausfahrt am nächsten lag und die Kesselfeuer nicht hatte ausgehen lassen. Dem verdankte der Engländer seine Rettung (weniger, wie mehrfach behauptet wird, der guten neuseeländischen Kohle), indem er rechtzeitig den Verderben drohenden Korallenriffen und den furchtbaren Collisionen der anderen Schiffe auf die hohe See entweichen konnte; denn des Schiffes grösster Feind ist das Land; auf offenem Meere kann ihm höchstens ein Wirbelsturm oder eine Collision gefährlich werden.

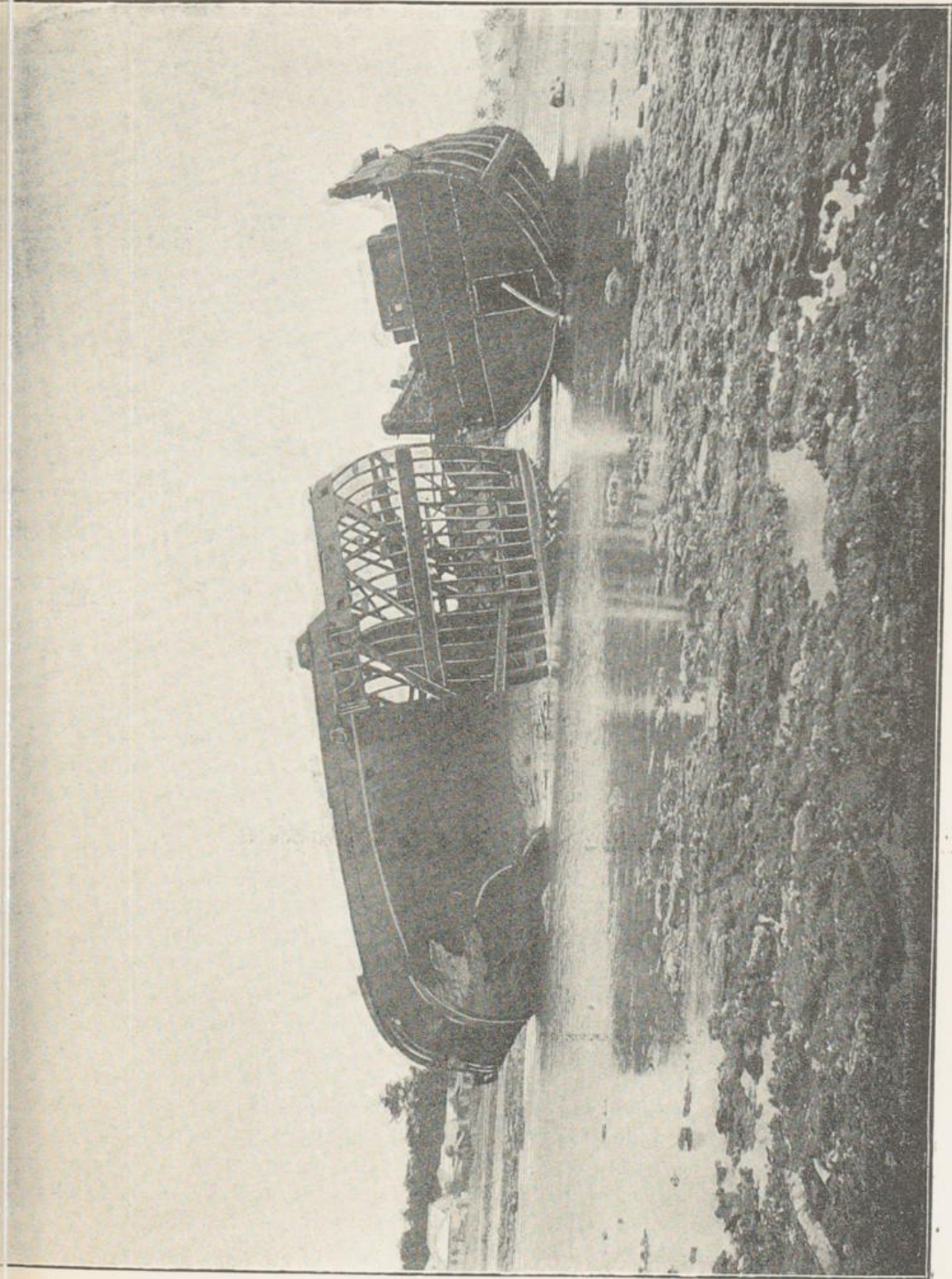
Konsul Knappe berichtete über jene Schreckenstage der Marine nach der Katastrophe aus Apia:

„Während in früheren Jahren die Regenzeit bereits im November einzusetzen pflegte, hatten wir in diesem Jahre auffallend schönes Wetter bis Ende Januar. Desto unruhiger wurde der Februar. Am 10. trat der erste Orkan auf, am 14. der zweite und am 7. März der dritte. Am 10. Februar wurde der deutsche Topsegelschooner „Matautu“ aufs Riff gesetzt und ging gänzlich verloren. Am 14. Februar verloren drei Deutsche ihr Leben, welche in Falealili, auf der Südseite der Insel Upolu, in Begleitung einiger schwarzen Arbeiter ein Boot bestiegen hatten, um nach Apia zu fahren. Derselbe Orkan setzte den amerikanischen Dreimastschooner „Konstitution“, sowie einen unter Samoaflagge fahrenden Schooner eines hiesigen Kaufmanns auf das Riff. Auch S. M. Schiff „Eber“ entging nur mit Mühe dem gleichen Schicksal. Die Anker waren nicht im Stande, das Schiff zu halten; dasselbe trieb vielmehr nach dem Riff zu, und die Schraube war dadurch unklar geworden, dass sich eine schwere Kette um

dieselbe herumgelegt hatte und so den Gebrauch derselben unmöglich machte. Nur durch die Geistesgegenwart von Kapitän-Leutnant Wallis wurde das Schiff gerettet. Er liess die Maschine mit aller Kraft angehen und sprengte die Ketten, die um die Schraube herumlagen. Leider wurde die Letztere dadurch gleichfalls schwer beschädigt. Immerhin war sie noch soweit gebrauchsfähig, dass der „Eber“ sich wieder vom Riff frei machen konnte, und der Orkan liess bald nach. Am 7. März gingen mehrere Schooner in Tutuila verloren, während das Wetter in Apia nicht mit solcher Stärke auftrat. Am Nachmittag des 15. März sank das Barometer bis auf 743 Millimeter; der in der darauf folgenden Nacht einsetzende Orkan spottet jeder Beschreibung. Der Wind kam aus Norden und wehte direkt in den Hafen hinein. Es stand eine solche See, dass, wenn überhaupt von den Schiffen etwas zu sehen war, der vordere oder hintere Teil direkt gen Himmel zu zeigen schien. Obwohl sämtliche Kriegsschiffe unter Dampf lagen und gegen die See angingen, um nicht mit der ganzen Gewalt des Schiffes die Ankerketten anzustrengen, so hielten doch die Anker nicht

„In der Nacht vom 15. zum 16. März hatte „Olga“ bereits mit „Adler“, „Calliope“ und „Nipsic“ Kollision gehabt. S. M. S. „Eber“ war von ihr weg nach dem Riff zu getrieben. Die Beschädigung der Schraube verhinderte deren freien Gebrauch. Um 5¹/₂ Uhr Morgens stiess der „Eber“ zuerst aufs Riff und versank wenige Sekunden darauf, unter den furchtbaren Seen begraben. Das Schiff überschlug sich sofort und lag mit dem Kiel nach oben auf dem Meeresboden, teilweise unter dem tafelförmig vorspringenden Riff. Infolgedessen kam von der Mannschaft Niemand mehr an die Oberfläche. Ein Offizier — Leutnant Gädeke —, der Steuermann und 2 Mann sind wenige Minuten später nach dem Unglück ans Land gespült. Alle Übrigen, der Kommandant, Kapitän-Leutnant Wallis, Leutnants zur See Eckart und v. Ernsthausen, Dr. Machenhauer, Zahlmeister Kunze und die Mannschaft, zusammen 71 Mann, sind ertrunken. Kurz nach 6 Uhr trieb der „Adler“ aufs Riff. Kapitän Fritze liess sofort die Ankerketten schlippen, und die nächste See warf das Schiff weit auf das Riff hinaus, wo es sich, das Deck nach dem Lande zu gerichtet, auf der Backbordseite festlegte. Ein Teil der Mannschaft trieb nach Land zu, ein anderer in die See hinaus; die meisten retteten sich auf das Wrack. Am 14. März war das Konsulat nach Matautu übergesiedelt, weil das Wohnhaus der D. H. P. G. (Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft) repariert wurde. (Das Konsulatsgebäude war am 9. Januar mit 12 anderen Häusern von den Eingeborenen niedergebrannt worden).*) Der Apia und Matautu trennende Vaisingano-Fluss war zu einem reissenden Strome angeschwollen und hatte die Brücke fortgerissen, sodass der Fluss durchschwommen werden musste. Trotz der schäumenden See und des gewaltigen Orkans, der noch immer nicht nachliess, konnte man von Zeit zu Zeit Bewegung auf dem „Adler“ merken, sodass wir versuchten, ein Tau durch Samoaner an der Leine über das Riff an Bord bringen zu lassen. Gegen 9 Uhr bekamen wir durch den an Land geschwommenen Steuermann des Schiffes Gewissheit, dass der Kommandant, sämtliche Offiziere und etwa 60 Mann von der Besatzung

*) Vergl. Kapitel „Apia“.



Wrack des „Adler“ auf dem Korallenriff (das gebrochene Eisenskelett).



Wrack des „Adler“ auf dem Korallenriff (das gebrochene Eisenskelett).

sich an Bord befanden; allerdings in einem trostlosen Zustande, ein Teil hatte Knochenbrüche davongetragen, ein anderer war durch Schlucken von Salzwasser schon besinnungslos geworden. Einigen mutigen Samoanern gelang es noch am Vormittag des 16. März, sich bis zum Adler durchzuarbeiten und von dort aus ein Tau ans Land zu bringen. Wir waren nun damit beschäftigt, ein Boot hinüberzuschicken, als das Tau riss. Noch einmal wurde der Versuch unternommen, eine dünne Leine an Bord des „Adler“ zu bringen, um mit ihrer Hilfe ein dickes Tau hinüberzuziehen; aber beide Male missglückte der Versuch. Die Leute wurden von der See zurückgeworfen. Da inzwischen die Flut einsetzte und der Orkan durchaus nicht nachliess, mussten weitere Versuche aufgeschoben werden. Es wurde mir auch von Sachverständigen versichert, dass der „Adler“ durch keine noch so heftige See mehr aus seiner Lage gebracht werden würde.

„In der Zwischenzeit waren die amerikanischen Schiffe „Nipsic“ und „Vandalia“ gleichfalls auf den Strand getrieben worden, und versuchten, ihre Mannschaften an Land zu bringen. Der „Nipsic“ gelang es teilweise, die „Vandalia“ sank immer mehr, sodass der Rumpf des Schiffes gänzlich unter Wasser kam und die Mannschaft Rettung in den Raaen suchte. Die „Olga“ hatte bis dahin dem Elemente immer noch Widerstand geleistet. Der „Adler“ hatte ihr am Heck ein grösseres Loch beigebracht, sodass sie „Wasser machte“; ihre Anker hielten aber noch Stand. Die durch das englische Kriegsschiff „Calliope“, welches auf sie zutrieb, ihr drohende Gefahr war dadurch beseitigt worden, dass die „Calliope“ ihre Ankerketten schluppen liess und aus dem Hafen dampfte. Ein Wagnis, welches ihr wunderbarerweise glückte. Obwohl der Orkan fortwütete, glaubten wir doch die „Olga“ gerettet, nachdem es ihr geglückt war, all den einzelnen Schiffen, die auf sie zutrieben, aus dem Wege zu gehen. Der Hafen war jetzt leer bis auf die grosse amerikanische Fregatte „Trenton“, das Admiralschiff. Da kam auch die „Trenton“ in Bewegung, sie hatte ihre Schraube und ihr Steuer verloren. Da ich in Apia für die Rettung der „Adler“-Mannschaften vorläufig nichts thun konnte und die „Olga“ in der Nähe des Strandes in Matautu zu Anker lag, begab ich mich am Nachmittag wieder nach Matautu. Gegen 4 Uhr trieb „Trenton“ dicht an der „Olga“ vorbei und riss ihr zwei Ankerketten durch; die „Olga“ nahm ihr einen Teil der Takelage. Kapitän v. Ehrhardt liess nunmehr die übrigen Ankerketten schluppen und fuhr 4 Uhr 15 Minuten mit Volldampf und aller Kraft auf den Sandstrand in Matautu, die einzige Möglichkeit, durch welche er Schiff und Mannschaft retten konnte. Ich versuchte Samoaner dafür zu gewinnen, eine Leine an Bord zu bringen, um eventuell an einem am Strande befestigten Tau die Mannschaft zu retten. Noch ehe ich indessen diesen Plan zur Ausführung bringen konnte, war bereits ein Mann über Bord gesprungen und brachte eine Leine durch die Brandung. An einem weiter an Land gezogenen festen Tau wurde dann die „Olga“ befestigt. Durch Signalisieren mit dem Kommandanten stellte ich fest, dass er Schiff und Mannschaft für gerettet hielt und an Bord zu bleiben gedachte. Die „Trenton“ war inzwischen ebenfalls auf den Strand getrieben.

„Die Nacht vom 16. zum 17. März war noch schauerlicher als die vorhergehende. Der Orkan heulte mit noch grösserer Gewalt, und Regenmassen kamen zur Erde, wie sie Samoa noch nicht gesehen hatte.

Kein Mensch glaubte, dass das Wrack des „Adler“ und die gestrandete „Olga“ dieses Unwetter überstehen würden. Ich hatte am Strande, der „Olga“ gegenüber, Wachen ausstellen lassen und überzeugte mich persönlich stündlich von dem Stande der Dinge, um sofort zur Hand zu sein, wenn etwa die Landung der Mannschaft erforderlich werden sollte. Vizekonsul Schmidt*) und das übrige Personal des Konsulats, Herr Schlüter**) und der provisorisch beschäftigte Geometer Haidlen, waren in Apia bei den Rettungsarbeiten für den „Adler“ beschäftigt. Jeder hat seine Pflicht gethan. Erst am Morgen des 17. März liess der Orkan nach, und am frühen Morgen wurde in Booten die Rettung der Adlerleute bewerkstelligt. Eine sofort angestellte Musterung ergab, dass 20 Leute den Tod in den Wellen gefunden hatten. Die amerikanischen Kriegsschiffe sollen einen Verlust von ungefähr 60 Menschenleben zu beklagen haben. Sämtliche Handelsschiffe im Hafen sind untergegangen oder gestrandet, darunter sind besonders zu erwähnen die deutsche Bark „Peter Godeffroy“ und der dänische Dreimastschooner „Agur“ mit deutscher Ladung.

„Der Hafen und die Stadt Apia bieten einen furchtbaren Anblick. Rings herum ist der Strand bedeckt mit den Trümmern der untergegangenen Schiffe und den aus den Bergen durch die angeschwollenen Flüsse heruntergebrachten Baumstämmen und sonstigem Geröll. Täglich werden Leichen angetrieben, deren Nationalität sich wegen des in Fäulnis übergegangenen Zustandes nicht mehr feststellen lässt. Bäume und Häuser sind in der Stadt umgeweht, und die schiffbrüchigen Amerikaner treiben sich mit den Mataafaleuten herum(!) welche ausserordentlich zahlreich heruntergekommen sind. Die Disziplin der amerikanischen Matrosen scheint gelockert. Sie verweigern die Arbeit und suchen sich geistige Getränke zu verschaffen. Der Admiral Kimberley hat zu ausserordentlichen Massnahmen seine Zuflucht genommen. Es wird auf jeden Mann scharf geschossen, der den Patrouillen nicht steht. Der amerikanische Vizekonsul hat eine Bekanntmachung an alle Wirte, ohne Rücksicht auf die Nationalität, erlassen, in welcher er ihnen die Verabfolgung geistiger Getränke an Amerikaner verbietet und widrigenfalls androht, dass das Lokal erbrochen und die geistigen Getränke verschüttet werden würden. Ich habe den beiden deutschen Wirten gleichfalls verboten, alkoholische Getränke an amerikanische Matrosen zu verabfolgen und im übrigen abgewartet, wie weit die Amerikaner in der Anmassung einer Jurisdiktion über Deutsche gehen würden.

„Bei einer Begegnung auf der Strasse hat mich Herr Blacklock***) auch mündlich von den getroffenen Massregeln in Kenntnis gesetzt. Die Adlerleute sind im Baumwollhaus der Handels- und Plantagen-Gesellschaft untergebracht und betragen sich musterhaft. Kapitän Fritze beabsichtigt, mit dem Dampfer „Lübeck“ die gesamte Mannschaft nach Sydney und von da weiter nach Deutschland zu befördern. Die „Olga“ wird voraussichtlich wieder abgebracht werden können. Die Maschine, die Schraube und der

*) (Schmidt-Dargitz) Später Präsident der Munizipalität Apia, z. Zt. Wirkl. Legationsrat im Auswärtigen Amt.

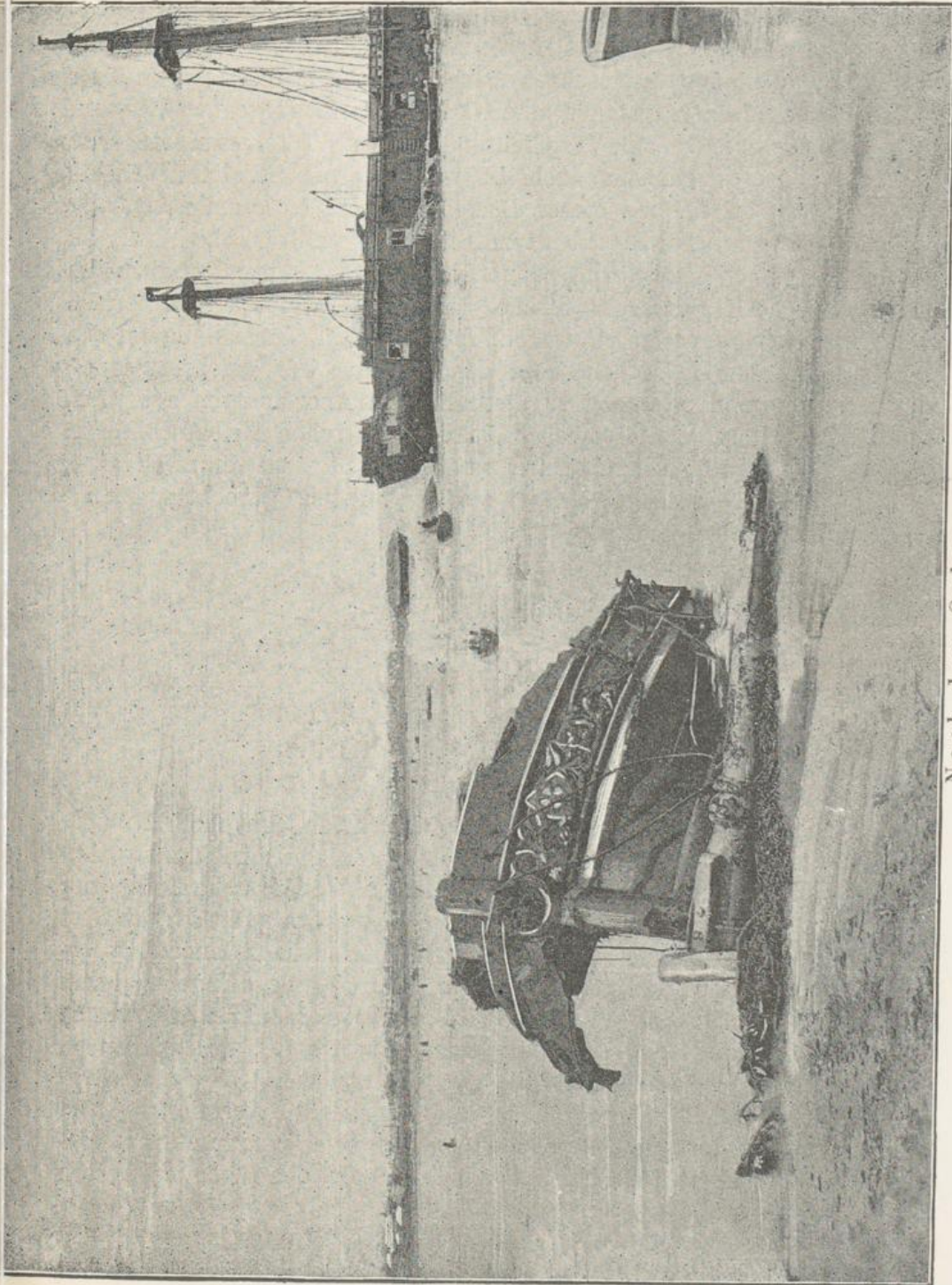
***) Konsulatssekretär und Postverwalter.

****) Amerikanischer Vice-Konsul, Kaufmann.

Schiffsrumpf sind unverletzt. Vorläufig wird noch immer nach den Ankern gesucht. Der Meeresgrund ist durch den Orkan so aufgewühlt worden, dass Anker und Ketten jetzt mehrere Fuss hoch mit Schlamm bedeckt sind. Kapitän v. Ehrhardt hat einen seiner Offiziere mit dem englischen Kriegsschiff „Calliope“, welches inzwischen wieder eingekommen war, um Kohlen zu nehmen, nach Sydney geschickt, um eventuell mit der Admiralität wegen der weiter zu treffenden Massregeln in telegraphische Verbindung zu treten. Admiral Kimberley beabsichtigt, die Mannschaft der „Trenton“ und der „Vandalia“ so bald als möglich nach San Francisco befördern zu lassen. Er hat zu diesem Zwecke einen Offizier über Tutuila nach Auckland geschickt, um dort eventuell einen Dampfer zu chartern. Die „Nipsic“ ist vorgestern vom Strand wieder abgebracht worden, sie hat weder Steuer noch Schraube. Es wird erzählt, sie solle mit einem Notruder nach Neuseeland unter Segel gehen, die Mannschaft weigere sich an Bord zu gehen. Thatsächlich sind alle Bergungsarbeiten für die Amerikaner von Samoanern gethan worden, die sich in grosser Zahl täglich anbieten. Für die Deutschen zu arbeiten, war kurz nach der Katastrophe den Samoanern durch Mataafa streng verboten, sodass ich zuweilen nicht in der Lage war, eine angetriebene Leiche zu beerdigen. Am 22. März hat für die katholischen Mannschaften des Geschwaders ein feierliches Totenamt mit deutscher Predigt in der hiesigen katholischen Kirche stattgefunden, an dem sich auch ein grosser Teil der nichtkatholischen deutschen Einwohner von Apia beteiligt hat. Admiral Kimberley war ebenfalls erschienen und hatte eine Ehrenwache gestellt.“

Die deutsche Marine verlor die Schiffe „Adler“ und „Eber“ und im ganzen 93 Mann, darunter den Kommandanten des „Eber“, Kapitänleutnant Wallis, die Leutnants zur See Eckhardt und von Ernsthausen, den Assistenzarzt I. Kl. Dr. Machenhauer und Zahlmeister Kunze. Vom Eber wurden nur 5 Mann gerettet. Die Amerikaner bürsteten mit den Schiffen „Trenton“ und „Vandalia“ 117 Mann der Besatzung ein.

Volle Anerkennung verdient das Verhalten der Samoaner bei der Katastrophe. Während daheim, eingedenk der blutigen Ereignisse im Dezember allgemein die erklärliche Befürchtung bestand, die erbitterten Eingeborenen würden sich dieses fürchtbare Missgeschick ihrer Gegner zu Nutze machen und die schutzlos gewordenen Fremden, oder doch wenigstens die Deutschen, angreifen und niedermetzeln, hatten sich die gefürchteten Feinde als Retter in der Not, als tollkühne Schwimmer bewährt und selbst ihr Leben gewagt, um den gierigen Armen des Ozeans die Opfer zu entreissen, sodass die Amerikanische Regierung als Anerkennung eine grosse Menge wertvoller, aber auch meist ebenso zweckloser Geschenke nach Samoa sendete; darunter goldene Uhren, Thermometer und ähnliche Schmuck- und Gebrauchsgegenstände, die indessen bald in Geld und dann wieder in praktische Artikel umgesetzt wurden, sodass der Wert der Dotation schliesslich auf einen geringen Prozentsatz reduziert wurde, während die übrigen Prozente den Händlern zu Gute kamen. —



Nach dem Orkan.
Steven des gesunkenen Kanonenboots „Eber“; rechts „Trenton“; im Hintergrund Wrack des „Adler“ auf dem Riff.

Reinecke, Samoa.



Nach dem Orkan.
Steven des gesunkenen Kanonenboots „Eber“; rechts „Trenton“; im Hintergrund Wrack des „Adler“ auf dem Riff.

Erwähnt sei hier als ein charakteristisches Symptom der Samoageschichte der vom deutschen Reichstage mit allseitigem Beifall aufgenommene Schluss der Rede des Staatssekretärs des Reichsmarineamtes Kontre-Admirals Heusner in der Sitzung am 3. April 1889. Nachdem der Staatssekretär der schweren Katastrophe und der dabei Verunglückten gedacht hatte, schloss er mit folgenden Worten: „Sodann bleibt uns die Verpflichtung, unsere Interessen und das Ansehen unseres Namens auch in jenem fernen Weltteile nichts einbüßen zu lassen. In dieser Beziehung wird es kaum notwendig sein, mit militärischer Stärke aufzutreten und militärische Macht zu entfalten. Nach den vorliegenden Nachrichten entsendet aber die amerikanische Regierung 3 Schiffe. Es würde, wenn wir militärisch dort zu schwach vertreten wären, möglich sein, daraus die falsche Schlussfolgerung zu ziehen, dass das Interesse der Reichsregierung an diesen Dingen erlahmt ist. Deshalb sind Anordnungen getroffen, dass in der kürzest möglichen Zeit die deutschen Kriegsschiffe in einer Stärke und Anzahl wieder auf jener Station vertreten sind, die allen Anforderungen, die an sie herantreten, gerecht werden.“ — Bamberger sprach diesmal nicht! *)



Das Königreich Samoa.

Diese folgenschweren Katastrophen hatten den einen Nutzen, dass zwischen den drei feindlichen Mächten ein gemeinsames Abkommen über Samoa beschleunigt wurde, da die deutsche Regierung immer noch nicht den Mut hatte, ihre Vorrechte politisch geltend zu machen. So wurde denn am 14. Juni 1889 nach langen Unterhandlungen in der „Berliner Konferenz“ ein dreibeiniges Ungeheuer von Vertrag abgeschlossen (Vergl. a. a. O.), der allen drei Mächten gleiche Rechte einräumte und gleiche Fesseln auferlegte, also eigentlich nichts Neues weiter enthielt, als der Vertrag von 1879 und einen offiziellen Verzicht Deutschlands auf seine lange verteidigten und bis dahin mit grossen Opfern an Gut und Blut behaupteten Prärogative. Die Gleichberechtigung fand für die deutschen Interessen

*) Wer sich für die denkwürdigen Tage unserer Marine von 1888/89 näher interessiert, dem seien die beiden kleinen Büchlein (je 60 Pf.) von Korvetten-Kapitän Tessdorpf (Eisenschmidts Büchersammlung für Unteroffiziere und Mannschaften), sowie von Ober-Müller „Samoa“ (H. Meyers Verlag, Leipzig) und Thamm „VonKiel bis Samoa“ (Conrads Verlag, Berlin) empfohlen.

darin eine etwas karrikierende Bekräftigung, dass als massgebendes Recht das der englischen Kolonie Neu-Südwaies und als Gerichtssprache das Englische galten! Dieser „Berliner Vertrag“, der Samoavertrag, welcher in erster Linie unter dem Druck der englischen Überlegenheit zur See entstand und als wesentliche Neuerung das Institut eines obersten Gerichtshofes mit einem Obergericht an der Spitze (als erster der Schwede Baron Cederkrantz) brachte, sonst aber keine besondere Bedeutung hatte, trug als erste wunderliche Frucht die Missgeburt des neuen Königs; denn Samoa war gleichzeitig wieder zum dreifach anerkannten Königreich avanciert und musste also schleunigst auch einen „gekrönten“ Würdenträger erhalten. Wer war würdig es zu sein? Tamasese kam natürlich, da er mit Deutschland sympatisiert hatte, für England und Amerika nicht in Betracht. Mataafa, den eben blutig bekämpften Rebellen, mochten die Deutschen berechtigterweise nicht, und da er katholisch war, trugen auch England und Amerika keine Bedenken, Deutschlands Ablehnung gut zu heissen. Unsere Vertragsmächte stimmten also für Malietoa, der noch auf Jaluit in deutschem Exil über seine Sünden und die grosse Weltreise nachdachte. Der arme Kerl hatte keine Ahnung von seinem unverhofften Glück und als er es erfuhr, — auch wenig Vertrauen darauf. Mit sehr geteilten Gefühlen nahm er von seinen gastlichen Gefangenwärtern Abschied, um mit dem zu seiner Abholung entsandten deutschen Kriegsschiff nach der Heimat zurückzukehren. Sofort nach seiner Landung an den heimatischen Gestaden, wurde er auf den nicht vorhandenen Thron gesetzt und mit der dreifaltigen Krone internationaler Anerkennung gekrönt. Politische Dreifaltigkeit kann aber nur Dornenkronen verleihen, die den Träger zu einem politischen Märtyrer stempeln; und das war der erste und letzte Regent des Königreichs Samoa im besten Sinne.

Mut, Glück und Klugheit waren nie Laupepas (zu deutsch: Blatt Papier) Leitsterne gewesen und angesichts des Umstandes, dass Mataafa ihm darin, wie auch an Ansehen und Einfluss weit über war, überfiel ihn ein leises Grauen vor dem Throne, das er nie wieder los geworden ist, selbst wenn er später mit stiefelgepanzerten Füßen, in Hosen und Uniformrock, den Kriegsschiffen seinen königlichen Besuch abstattete und 21 mal die Kanonen des von ihm beehrten Schiffes seine hohe Würde donnernd verkündeten. Der Ehrgeiz soll bei ihm dabei nie den Schreck überwunden haben.

Wie das politisch-historische Curiosum — diese Bedeutung kann man dem samoanischen Königreich nicht absprechen — das Malietoa Laupepa von den drei Grossmächten anvertraut war, verdient auch der erste und einzige von den civilisierten Staaten anerkannte König von Samoa als eine denkwürdige Erscheinung in der Weltgeschichte, als eine komische Figur und abschreckendes Beispiel, gewürdigt zu werden.

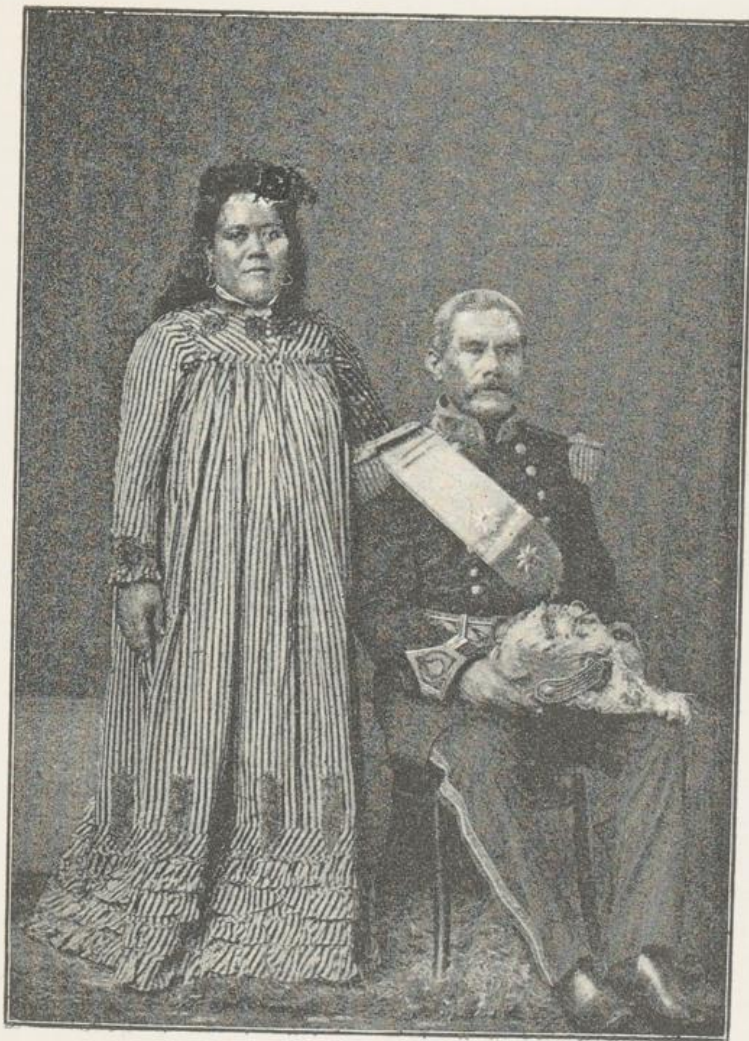
Laupepa war stets ein ebenso harmloses, wie unschuldiges Opferlamm seiner Umgebung und in dieser Beziehung als königlicher Sündenbock für die Weltpolitik sehr geeignet. Den Titel seines grossen Vorfahren „Malietao“ (Tapferer Krieger) Talavou hat er sich selbst nie verdient, auch nicht als er zum erste Male den Zorn der Deutschen auf sich lud und dann gefangen wurde. Auf seiner Reise nach Jaluit und von seinem Aufenthalt in der Gefangenschaft ist allgemein seine grosse Bescheidenheit und Ruhe gelobt worden. Als „König von Samoa“ bezog Malietao ursprünglich eine Apanage von 600 Mk. monatlich, das war natürlich für die samoanische Hofhaltung immerhin sehr reichlich und so wurden bald verschiedene Abzüge gemacht, zumal der König sich den Luxus eines eigenen Hauses leisten durfte, das er natürlich verzinsen musste. Dieses „Königsschloss“ ist ein einfaches nettes Holzhaus mit grossen Veranden, wie sie sonst das Vorrecht der Fremden sind.

Da ausserdem der dem König noch als spezieller Berater beigelegte Präsident von Apia, gleichzeitig samoanischer Finanzminister, zu seinem Schrecken entdeckte, dass sein Schützling keine Ahnung von rationeller Geldwirtschaft und von Sparsinn habe, wurde Malietao auf Taschengeld gesetzt. Für sich selbst brauchte der hohe Herr nicht viel; denn seine Lebensgewohnheiten hatte er mit gütiger Erlaubnis der Herren Mächte beibehalten dürfen. Das erleichterte ihm wesentlich die Bürde einer verantwortungsvollen Regentschaft, und er machte so ausgedehnten Gebrauch von dieser beispielslosen königlichen Freiheit, dass ein Fremder ihn als König nur erkannte, wenn ihn der starre Nymbus königlicher Repräsentation umgab und in Fesseln legte, die ihn besonders an den Füessen stark drückten, denn Stiefel sind der Schrecken aller Samoaner — und in dem erforderlichen Format kaum bei normalen Schustern zu haben.

Malietao hatte sich unter anderen echt samoanischen Gewohnheiten und Eigentümlichkeiten, auch die Gastfreundschaft bewahrt. Stets, selbst zur Nachtzeit durfte man ohne von Posten und Lakaien belästigt zu werden, bei ihm eintreten und um eine Schale Kava bitten. Ohne Ansehn der Person und Nüchternheit begrüsst Seine Majestät jeden Gast mit dem gleichen wohlwollenden „talofa“ und „ia maliu mai“, willkommen! Den Präsidenten, seinen Finanzminister und Kassenrevisor, sah er nur „von Zeit zu Zeit“ gern. Manchmal hatte der alte Herr auch Bier im Hause. Das durfte man erwarten, wenn er einen hohen Besuch gehabt hatte, oder durch seine verwandtschaftlichen Beziehungen der deutschen Plantagengesellschaft oder anderen Kaufleuten einen Gefallen erweisen sollte bzw. erwiesen hatte. Bei festlichen Gelegenheiten war es üblich, dass die durch Einladungen beehrten Gäste, als Zeichen der Annahme, einen Beitrag zum Feste spendeten; ausserdem bewilligte dann auch der „Finanzminister“ gelegentlich eine Subvention. Geld hatte Seine Majestät

höchst selten, da dasselbe nach echt samoanischer Sitte rasch verwendet wurde, resp. von Ihrer Majestät der Königin „Masiofo“ in Verwahrung, bezw. zur Verteilung genommen wurde.

Der Berater des Königs, zuerst Senfft von Pilsach, dann Präsident Schmidt (Schmidt-Dargitz), — nach ihm Dr. Raffel — hatte seine liebe Not mit Laupepa; denn trotzdem das Haus des Präsidenten dem

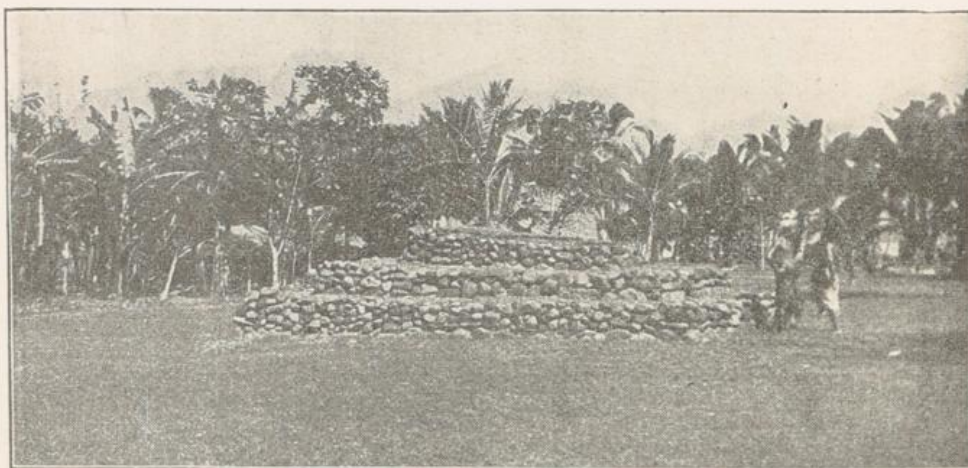


König Malietoa Laupepa und Gemahlin.

Königspalast nahe erbaut war, konnte die Aufsicht doch nicht verhindern, dass Malietoa von englischem Einflusse angefächelt wurde. Die Londoner Mission behielt andauernd seine Sympathie und die Herrschaft über ihn. Der Präsident musste somit stets befürchten, dass sein hoher Schützling in unbewachten Stunden, seinen englischen Freunden zu Liebe, mal regieren wollte und selbständig eine politische Dummheit machte, wodurch die „Unabhängigkeit“ des samoanischen Königreiches

und die dreieinige Neutralität gefährdet wurde. Denn wie Vertreter der Civilisation, die eigener Initiative und selbständigen Charakters entbehren, so war auch Malietoa ein willfähiges Werkzeug stärkeren Willens, überlegener Inspiration — kurz ein ausgezeichnetes Medium für die vorzüglichen englisch-amerikanischen Suggestoren, auf deren Befehl er im Stadium der Hypnose wahrscheinlich auch gestohlen hätte, — dass er das sonst auch gethan hat, wie sein von der englischen Mission auserkorener Nachfolger Tanu, ist nicht bekannt.

Fast zehn Jahre hat dieser König ohne Gleichen in steter Furcht sich regieren und befehlen lassen, und als am 22. August 1898 der Tod die barfüssige und barhäuptige Majestät entthronte, war sie sich wohl der verhängnisvollen Bedeutung bewusst, die der



Malietoa Laupepas Grab.

Thron durch ihr Abscheiden für das Geschick Samoas haben sollte, und dass viel Blut darum vergossen werden würde.

So lange der zwangsweise installierte König nach den Vorschriften seiner Gönner und Beschützer regierte, wurde ihm auch von seinen eigenen Landsleuten noch seine Herrschaft streitig gemacht. Sein erster Gegner war, nachdem Tamasese im April 1891 gestorben war, natürlich Mataafa, der, dank des stetig sinkenden Ansehens Malietoas, bei den Samoanern immermehr Anhang gewann und Ende Mai 1891 bereits eine Konkurrenzregierung in Malie, westlich von Apia konstituierte, der sich bald fast der ganze Adel Samoas und nahezu alle Distrikte anschlossen. Nach langen Kämpfen wurde Mataafa aber schliesslich von den Kriegsschiffen auf die kleine Insel Manono gelockt, wo er nach einem unglücklichen Gefecht im Juli 1893 sich ergab und gefangen genommen wurde. Als berufener Nachfolger Malietoas wurde er — zur Vorbereitung für spätere Zeit — zunächst mit 12 seiner obersten Häuptlinge nach den

Marschallinseln deportiert. Nach ihm trat Tamasese der Jüngere an die Spitze der Rebellenpartei, der einstigen deutschen Bundesgenossen. Trotz der vertragsmächtigen Unterstützung durch die Kriegsschiffe vermochte der mehrfach zum Kampf gegen ihn genötigte König nichts auszurichten, so sehr besonders die Engländer die in Malietoa ihre Stütze sahen, bestrebt waren, diesem zum Siege zu verhelfen. Zweimal entging Seine Majestät sogar nur mit knapper Not der Gefangennahme durch Tamasese, da er, dem Drängen seiner Berater folgend, sich ausserhalb des Bereiches der Kanonen gewagt hatte, um einen Siegeszug gegen den durch Patronenmangel an offenem Kampfe gehinderten Feind zu unternehmen, wobei die Regierungstruppen jedoch die grössten Verluste hatten, da ihnen die rechte Kampfeslust fehlte.

Im August 1894 verloren die Beschützer des Königthrones die Geduld und, da Tamasese sich wieder auf dem schwer zugänglichen Bergrücken über Luatuanuu, östlich von Apia festgesetzt hatte und der Malietoapartei von hier aus gelegentlich eins auswischte, wurde hauptsächlich auf Wunsch der Engländer eine Hauptaktion gegen die Rebellen beschlossen und ausgeführt. Malietoa wurde am 11. August nach Fausts Motto: „Schon manches hast du durchgemacht; Nun so gewinn auch eine Schlacht“, mit seinem wohl- ausgerüsteten Anhang flott gemacht, von den Kriegsschiffen in Booten nach Luatuanuu geschleppt. Hier landete ein Teil der Krieger, während ein anderer nach Lufilufi weiter ruderte. Inzwischen wurde Tamasese durch Granaten genötigt, sein festes Lager zu verlassen und ebenfalls nach Osten zu ziehen, das that er schneller, als man dachte; denn kaum war ein Teil der Regierungstruppen in Lufilufi angekommen, da sahen sie sich den Rebellen auch schon gegenüber; und es begann ein für Samoaverhältnisse äusserst heftiger Kampf, unterstützt durch die Kanonen der Schiffe, wobei gerade dem „Engländer“ das Missgeschick passierte, dass eine seiner Granaten in eine Dorfkirche einschlug, die von der befreundeten Malietoapartei besetzt war! Beide Parteien hatten starke Verluste; auf Malietoas Seite sollen über 10 Mann gefallen sein. Viele der Schwerwundeten wurden nach Apia in das Hospital der Londoner Mission gebracht und dort von Dr. Funk und Marinestabsarzt Dr. Krämer verarztet.

Ein Teil der Rebellen ergab sich schliesslich den Kriegsschiffen, lieferte die Waffen ab und huldigte Malietoa. Tamasese selbst aber entwich mit einem erheblichen Teil Getreuer in die Berge, um nun den Schauplatz seiner Thaten nach der Westhälfte zu verlegen und hier als „Garribaldi“ die Malietoadörfer in Schrecken und Furcht zu erhalten, sich gelegentlich bei ihnen verproviantierend oder die Wohnstätten abbrennend.

Ganz Samoa geriet allmählich in krankhaften Zustand; überall entstanden Händel, Plünderungen und Rohheiten aller Art; und die Samoaner entarteten immer mehr. Besonders machte sich das bei der Regierungspartei geltend. Der fremde Einfluss wirkte hier besonders moralisch schädlich, das mussten auch die deutschen Ansiedler bitter empfinden; denn da die Malietoa-Leute nicht nur alle Ortschaften der Gegenpartei niederbrannten, sondern auch mit besonderer Lust alle tierische und vegetabilische Nahrung vernichteten, Brodfrucht bäume ringelten und die Pflanzungen zerstörten, trat bald grosser Proviantmangel ein. Erst wurden heimlich Anleihen in den Pflanzungen der deutschen Gesellschaft gemacht; dann aber wurde diese Kriegssteuer offen und förmlich organisiert betrieben. Die Proteste der Verwalter blieben erfolglos; man empfahl ihnen vielmehr, sich sorgfältig vor Reibereien zu hüten. Das wurde sogar den schwarzen Arbeitern zu bunt; und so kam es bald, da die Herren sich vor den samoanischen Kolonnen zurückzogen, um sich nicht noch durch Beschimpfungen zu verbotenen Gewaltmassregeln reizen zu lassen, zu Kämpfen zwischen den schwarzen „wilden“ Dienern und den Pflanzungsplünderern, wobei Letztere meist der moralischen Überlegenheit wichen. Zum Lobe der Rebellen, die fast nirgends zu Klagen Veranlassung gaben, solange sie nicht gereizt oder durch die Notlage dazu getrieben wurden, sei folgender, auch für das Volk überhaupt charakteristische Vorfalle erzählt:

Tamasese der Jüngere wich nach einem siegreichen Gefecht, das er infolge Munitionsmangels aber nicht ausnutzen konnte, vor der Regierungspartei nach Westen zurück, überall Patronen requirierend, deren Verkauf zwar streng verboten war, von vielen Händlern aber doch als sehr lukratives Geschäft betrieben wurde; allerdings waren die Lager zu jener Zeit ziemlich geräumt. Auf der deutschen Pflanzung Mulifanua befindet sich eine Handelsstation; dort hofften die Bedrängten noch Vorräte zu finden. Es erschien zunächst eine Abordnung mehrerer Häuptlinge, die um Verkauf der Munition bat. Das wurde entschieden abgelehnt. Am nächsten Tage kam Tamasese selbst, um zu versichern; dass er fürchte, seine Leute möchten sich Übertretungen zu Schulden kommen lassen; er bat daher, da man bestimmt Vorräte voraussetze, wenigstens den guten Willen zu zeigen und etwas zu geben. Auch das wurde abgelehnt, und bekümmert kehrte der Riese in sein Lager zurück. Bald darauf erschien eine neue Deputation, um in höflicher Rede zu erklären, dass sie sich in Notwehr befänden und schlimmstenfalls gewaltsam eine Haussuchung vornehmen würden. Auch das fruchtete nicht. Diesem folgte ein Bote, welcher mitteilte, Tamasese liesse um Entschuldigung bitten, er könne seine Leute nicht mehr zurückhalten. Darauf wurde ihm erwidert, man werde ihn als den Führer verantwortlich machen. Am nächsten Morgen kam Tamasese selbst

mit einigen anderen Häuptlingen, denen er eine Ansprache hielt, worin er ihnen etwa sagte: So ich habe Euch hierher begleitet, da die Not gross ist, die Feinde nahe sind und Ihr mich für Euer Unglück verantwortlich macht. Ich sage Euch, die Deutschen hier sind unsere Freunde, ihr Eigentum ist mir heilig, greift es nicht an. Die Begleiter befanden sich sichtbar in schwerer Gewissensnot; die Angst vor dem Feinde aber siegte; und sie erklärten, herzlich um Entschuldigung bittend: sie könnten nicht anders und müssten Herausgabe aller Munition fordern. Das wurde verweigert und Tamasese wandte sich an den Verwalter der Pflanzung Herrn Krüger und den ihm unterstellten „storemenager“ Fred. Betham, sie bittend, überzeugt zu sein, dass sein Einfluss erschöpft sei, dass er aber zur Stelle bleibe, um dafür zu sorgen, dass keine weiteren Ausschreitungen vorkämen. Der Laden wurde von dem Verwalter geschlossen, von einem Häuptling vorsichtig geöffnet und die Haussuchung rücksichtsvoll vorgenommen. Ihr Ergebnis befriedigte das Gewissen der Samoaner nicht sonderlich. Darauf statteten die Herren auch dem Hause des Verwalters einen Besuch ab, wo Herr Krüger eine Cigarrenschatel mit Patronen auf seinen Schreibtisch gestellt hatte; das wusste Tamasese; und er befahl seinen Begleitern, nachdem sie diese gefunden hatten, sofort das Zimmer zu verlassen und nichts weiter anzurühren. Dann verabschiedete sich die Kolonne mit bedrücktem Danke. — Niemand wird leugnen können, dass die Samoaner sich musterhaft benommen haben. Man musste sie tatsächlich bedauern und bewundern. Schon am nächsten Tage hatten sie Gelegenheit die geringe Ausbeute zu verknallen und sich dann weiter zurückzuziehen und sich auf der Südseite der Insel auf einem gutgeschützten Bergrücken festzusetzen, wo sie sich lange gehalten haben. Zu grösseren Gefechten kam es zwischen den beiden Parteien nicht mehr; allmählich trat Ermüdung und Ruhe infolge wachsender Nahrungssorgen ein.

Die Krisis.

Als Malietoa am 22. August 1898 seine Dornenkrone mit dem ewigen Leben vertauscht hatte, war Mataafas Rückberufung aus seiner fünfjährigen Verbannung bereits erfolgt. Mit Zustimmung Malietoas und der Vertragsmächte wurde er auf die immer lauter werdenden Bitten des Volkes nach Samoa zurückgebracht, nachdem er gelobt hatte, keine Ansprüche auf die Königswürde geltend zu machen. Bald danach fand die Neuwahl eines Königs statt, und zwar entsprechend den Bestimmungen der Generalakte, der

Samoakonferenz, in Gemässheit der Gesetze und Gewohnheiten der Samoaner. Im Artikel I heisst es: „Die drei Mächte erkennen die Unabhängigkeit der samoanischen Regierung und das freie Recht der Eingeborenen an, ihren Häuptling oder König zu wählen und ihre Regierungsform in Gemässheit ihrer eigenen Gesetze und Gewohnheiten zu bestimmen“, und am Schluss des Artikels: „Sein (Malietoas) Nachfolger soll ordnungsmässig gewählt werden in Gemässheit der Gesetze und Gewohnheiten der Samoaner, sofern nicht die drei Mächte übereinstimmend anders bestimmen.“ Bei Festsetzung der Funktionen des Obergerichters ist alsdann in Artikel III, 7 vorgesehen, dass im Falle durch die Königswahl Streitfragen entstehen sollten, solche der Entscheidung des Obergerichters unterbreitet werden, „welcher schriftlich zu entscheiden hat in Übereinstimmung mit den Vorschriften dieser Akte und dem Gesetz und den Gewohnheiten der Samoaner . . .“ Wie diese massgebenden Grundsätze beachtet wurden, werden wir bald sehen.

Wie zu erwarten war, wurde Mataafa ohne sein Dazuthun schon am 16. Oktober in einer grossen Versammlung zu Mulinuu fast einstimmig zum König gewählt. Am 1. Dezember erfolgte demgemäss seine Salbung zum König von Samoa, nachdem ihm auch von den Tuamasangas der Malietoatitel verliehen worden war, der dem von dem Obergericht Chambers am 15. November noch aufgestellten 17jährigen Gegenkandidaten Tanu (Sohn Malietoas Laupepas) selbst von seinem Distrikt verweigert wurde. Mataafa war somit nicht nur „nach Gesetz und Gewohnheiten der Samoaner“ König, sondern auch, was in der Geschichte Samoas fast einzig dasteht, von allen Parteien förmlich als solcher anerkannt, so dass unter ihm ganz Samoa wieder einmal vereinigt und mit seiner Einsetzung eine Beilegung der langwierigen, verderblichen Streitigkeiten sicher zu erwarten war.

Deshalb musste Mataafas Wahl zum König von Samoa ohne Rücksicht auf seine früheren Rollen als Gegner der Deutschen — und später Laupepas — als günstig betrachtet werden, und in Würdigung dieser Thatsache, sowie der Vorschriften des Berliner Vertrages, erkannte Generalkonsul Rose die Wahl Mataafas an, obwohl dieser keineswegs den Deutschen Veranlassung gegeben hatte, ihn als ihren Freund zu betrachten. Generalkonsul Dr. Rose wie der Präsident von Apia, Dr. Raffel, handelten somit vollkommen korrekt, wenn sie dem folgenden eigenmächtigen Eingreifen des Obergerichters in die Königswahl entgegentraten, und das um so mehr, als die Ablehnung Mataafas unbedingt dessen Anhänger zu gewaltsamer Verteidigung ihrer Rechte reizen musste.

Mataafa hatte bekanntlich in den Augen der Engländer einen sehr grossen Fehler; er war katholisch und treuer Anhänger der

Maristen (Société de la Ste. Marie), also ein Dorn im Auge der Londoner Missionsgesellschaft, deren Freund der Oberrichter Chambers war. Also galt es, Mataafas Wahl zum König zu hintertreiben, umso mehr als dieser ein aussergewöhnlich kluger und einflussreicher Mann ist, dessen Wahl der anglikanischen Mission nachteilig werden konnte. Diese Befürchtung stützte sich aber nicht nur auf die religiösen Fehler Mataafas; die hatte ihm sogar der der Londoner Mission sehr liierte Robert Louis Stevenson stets nachgesehen; und auch den Engländern war Mataafa als Gegner Tamaseses einst sehr gelegen gewesen. Die Abneigung hatte ihren Hauptgrund in der Klugheit und dem echten samoanischen Blute Mataafas, dem Adel seines Charakters in samoanischem Sinne. Alle Engländer und Amerikaner, ob Mission oder nicht, wussten, dass es nur ein Mittel gebe, Ruhe auf Samoa zu stiften: die Beseitigung des Tridominates; sie hatten allmählich auch erkannt, dass Deutschland sich nicht so leicht werde verdrängen lassen. Sie sahen aber voraus, dass Mataafa trotz seiner früheren Feindschaft gegen die Deutschen, die thatsächlich in seinem Herzen nicht bestanden hatte, jetzt nach seinen Erfahrungen in reiner Liebe für sein Volk sich gegen die anglo-amerikanischen Umtriebe und allerdings auch gegen die englische Mission wenden würde, die bisher nur ihre Werkzeuge hatte aufkommen lassen.

Als daher zu Malietoas Lebzeiten die Samoaner immer dringender um Rückberufung Mataafas aus seiner Verbannung baten, fanden sie zunächst nur auf deutscher Seite Gehör. Schliesslich aber vermochten auch England und Amerika nicht mehr zu widerstehen; und der inzwischen auf Jaluit ergraute Häuptling wurde abgeholt und am 19. September 1898 nach fünfjähriger Verbannung von seinem Volke mit unbeschreiblichem Jubel empfangen.

Die deutschen Vertreter auf Samoa waren damals der Generalkonsul Legationsrat Rose, der Vizekonsul Grunow, der Kommandant des einzigen deutschen Kriegsschiffes vor Apia, des kleinen Kreuzers „Falke“, Korvettenkapitän Viktor Schönfelder, und der Präsident des Stadtbezirkes Dr. J. Raffel.*) Während Generalkonsul Rose durch ruhige Besonnenheit dilatorisch zu wirken suchte und es verstand, schwere Konflikte ohne Einbusse seiner Autorität zu vermeiden, war Dr. Raffel die Seele des deutschen Empfindens und ausserordentlich energisch, echt schneidig gegenüber den englisch-amerikanischen Übergriffen und den Gegnern besonders unbequem. Der Kommandant des deutschen Schiffes hatte gegenüber den überlegenen und rohen amerikanischen und englischen Kollegen mit seinem kleinen Schiffe eine schwere Position und musste sich

*) Bei den folgenden Darstellungen der localen Ereignisse dienten die einwandfreien Mitteilungen von Moritz Schanz in „Australien und die Südsee“ (Süsserotts Verlag) vielfach als Grundlage und zur Ergänzung eigenen Wissens.

seinen Instruktionen folgend, wohl auch deren unverschämte und beleidigende Anordnungen, keineswegs zur Ehre der deutschen Flagge, bieten lassen. Gleichzeitig war damals noch der durch seine hervorragenden wissenschaftlichen Forschungen bekannte Marinestabsarzt Dr. Augustin Krämer auf einer neuen Forschungsreise auf Upolu anwesend und, Dank seiner ausserordentlichen Vertrautheit nicht nur mit der samoanischen Sprache, sondern auch mit der Tradition und dem Empfinden des Volkes, ein wertvoller Berater der Deutschen, anderseits aber auch ein gewichtiger, einwandfreier Zeuge der damaligen Vorgänge.

Englands Konsul und die Seele des Intriguenspieles war Ernest Maxse, der als Sohn eines Gouverneurs von Helgoland in Deutschland erzogen, einige Jahre bei einem hannöverschen Ulanenregiment gedient hat, gewandt, aber ein grosser Streber. Er und seine Frau von glühendem Ehrgeiz erfüllt und in echt englischem Sinne bestrebt, die Stellung in Apia als Sprungbrett für eine diplomatische Karriere zu verwerten. Das ist ihm, wie die weitere Geschichte — nicht zum Ruhme Englands — lehrt, vollauf gelungen. Der Kommandant des englischen Kriegsschiffes „Porpoise“ war Sturdee, welcher bei beginnender Unruhe im Hafen von Apia lag und mitwirkte. Auch er war bestrebt, die Situation zu seinen Gunsten, zu seiner Beförderung auszunützen. Ein weiteres englisches Kriegsschiff, welches später eintraf, war „Tauranga“ mit Kapitän Stuart und endlich der „Roylist“. Amerika hatte seine Hauptstütze in dem von der Londoner Mission geleiteten William L. Chambers, welcher bereits früher als Landkommissar die Inseln kennen gelernt hatte, zu der Londoner Mission in engere Beziehung getreten und ihr Gast gewesen war, thatsächlich aber von den inneren samoanischen Verhältnissen sehr wenig wusste und sich nie für diese Sache besonders interessiert hatte. Der damalige amerikanische Generalkonsul Luther W. Osborn, früher amerikanischer Anwalt in Neraska, hat aktiv bei den ganzen Vorgängen keine Rolle gespielt. Er liess sich aber als Werkzeug von den anderen Vertretern verwenden. Der amerikanische Admiral Albert Kautz von der „Philadelphia“ dem grössten Schiffe, welches auch am meisten an den kriegerischen Aktionen beteiligt war, war ein Amerikaner vom reinsten Wasser und das gefährlichste Werkzeug des spiritus rectoris Chambers bezw. der englischen Mission.

Mataafa war am 19. September gerade noch rechtzeitig angekommen, um an der Verteilung feiner Matten an die Dörfer und an den langwierigen Trauerzeremonien zur Totenehrung von Malietoa teilnehmen zu können. Im Oktober und November fanden ihm zu Ehren grosse Huldigungen und festliche Veranstaltungen mit Überreichung der üblichen Geschenke und Nahrungsmittel statt. Mataafa war von den Konsuln verpflichtet worden, sich nicht aus Apia zu

entfernen und sich auch von allen auf die Königswahl bezüglichen Vorgängen fern zu halten. Inzwischen begann die Vorbereitung zur Königswahl am 16. Oktober mit einer grossen Volksversammlung zu Mulinuu. Ohne sein Zuthun wurde Mataafa von den Vertretern fast aller Bezirke zum Könige gewählt und diese Wahl am 12. November dem Oberrichter mitgeteilt. Nach Samoa-sitte waren indessen zur vollen Anerkennung Mataafas noch einige weitere Wahlen und Stimmen erforderlich. Auch diese fielen ihm alsbald zu, sodass nach langen Jahrzehnten thatsächlich wieder ein von allem Volke anerkannter Tupu in Samoa vorhanden war. Die englische Mission sah sich diesem befürchteten Erfolge gegenüber in verzweifelter Lage. Ihr war jedes Mittel recht, um die Wahl Mataafas zu vereiteln. Man beschloss zunächst, im Einvernehmen mit Chambers, die Wahl anzufechten, und den jugendlichen, unreifen Sohn Malietoas T a n u als Gegenkönig aufzustellen. Inzwischen war am 1. Dezember Mataafa von den Samoanern als König gesalbt und proklamiert worden. Am 16. Dezember wurden plötzlich der 16 jährige Tanu und der bisherige Führer der Rebellen T a m a s e s e, der noch einige Anhänger hatte, von der Londoner Missionspartei in das Feld geführt und als Kandidaten aufgestellt. Zwischen dem 19. und 30. Dezember fanden vor dem Oberrichter die öffentlichen Sitzungen der grössten Häuptlinge statt, wobei der auf Savaii ansässige Deutsche Werner von Bülow, sowie Stabsarzt Dr. Krämer als Anwälte Mataafas fungierten. Als Vertreter Tanus und Tamaseses figurierten zwei, von der englischen Mission angeblich mit 500 Dollars bezahlte, berüchtigte Winkeladvokaten Carruthers und Gurr, „Colonials“ schlimmster Sorte. Trotz der einstimmigen Wahl Mataafas, die in voller Übereinstimmung mit den Vorschriften des Berliner Vertrages erfolgt war, legte Chambers am 31. Dezember zu Gunsten Tanus Protest gegen die Wahl ein, mit der thörichten Begründung, Mataafa könne überhaupt nicht in Frage kommen, da er durch den Beschluss der Berliner Samoakonferenz ausgeschlossen sei. Diese Begründung entbehrte thatsächlich jeden Haltes und konnte infolgedessen auch nicht auf allgemeine Anerkennung rechnen. Unsere wachsamten Vertreter Rose und Raffel erhoben infolgedessen gegen diese willkürliche Massregel energisch Einspruch. Es entstand sofort eine kriegerische Spannung, denn nach der Aufstellung Tanus war es der Londoner Mission gelungen, diesem einen grösseren Anhang unter ihren Anhängern zu werben, sodass sich etwa 1000 bewaffnete Männer um ihn geschart hatten. Gleichzeitig aber war, teils noch von den Begrüßungsfestlichkeiten her, teils von der Königswahl, eine grosse Zahl kriegsfähiger Männer in Apia und Umgebung zurückgeblieben, welche sich, angesichts dieser feindseligen Demonstration der Tanuleute, um Mataafa scharten, bezw. sich als dessen Partei und als die Verteidiger der neuen Königswürde

zusammenschlossen. Mataafa selbst hielt sich, getreu seinem Versprechen, von allen offiziellen Kundgebungen und Rüstungen fern.

Die Kämpfe.

Am 1. Januar 1899 war ein Zusammenstoss nach der Erklärung des Oberrichters unvermeidlich, zumal die Missionspartei, mit Sicherheit auf den Schutz der Kriegsschiffe rechnend, ausserordentlich kampfeslustig und siegesfreudig war. Mataafa selbst suchte zunächst den Ausbruch der Feindseligkeiten zu verhindern; jedoch seine vermittelnden Absichten wurden durch die Tanupartei, welche sich bei der englischen Mission verschanzt hatte, vereitelt. Von ihrer Seite gab ein Schuss das Zeichen zum Kampfe, der sehr bald mit dem Vordringen der Mataafaleute eine für die Missionspartei ungünstige Wendung nahm. Eine grosse Zahl ihrer Anhänger ging bereits bei Beginn des Gefechtes zu der Mataafapartei über, die übrigen flohen in das Bereich der englischen Mission, und in den Schutz englischer Marinetruppen, welche Sturdee gelandet hatte. Die Situation der Tanuleute wurde jedoch bald sehr bedenklich; denn die Mataafakrieger umzingelten sie und drängten sie schliesslich zur Küste, von wo aus mehrere hundert von ihnen Zuflucht auf dem Wasser und bei den Kriegsschiffen suchten, wo sie bei höher See noch viele Verluste gehabt haben sollen, nachdem bereits an Land mehrere ihrer Krieger gefallen waren. Am 2. Januar war Apia vollkommen von Tanuleuten gesäubert und die Mataafapartei hatte die volle Herrschaft errungen; auch die Anstifter des Streites waren mit dem Oberrichter an Bord geflüchtet. Die Tanuleute lagen in etwa 20 überfüllten Booten bei dem „Porpoise“ in einer verzweifelten Situation, denn der englische Kommandant verweigerte ihre Aufnahme an Bord, sodass schliesslich Kapitän Schönfelder aus Menschlichkeit den Bedrängten Unterkommen auf dem „Falke“ anbot. Das bewog endlich auch Sturdee seine „Freunde“ aufzunehmen. Die an den Kriegsschiffen gelandeten Samoaner der Missionspartei wurden auf allgemeinen Beschluss dort entwaffnet und sollten dann nach ihrer Heimat zurückgeschickt werden, denn jetzt sahen auch die anglo-amerikanischen Vertreter ein, dass augenblicklich die unbestrittene Übermacht Mataafas bzw. seiner Anhänger jedes weitere Einschreiten erfolglos machen musste.

Über die hier kurz erwähnten Vorgänge und die Ereignisse bis zum 5. Januar berichtete Generalkonsul Rose:

„Die Streitigkeiten anlässlich der Königswahl hatten allmählich eine Bedeutung gewonnen, die über das Interesse, das einer reinen Eingeborenen-

angelegenheit geschenkt zu werden pflegt, hinausgewachsen war. Je mehr die Verhandlungen vor dem Oberrichter sich ihrem Ende näherten, umsomehr wurde die Ueberzeugung gefestigt, dass die Entscheidung zu Gunsten Tanu's fallen würde. Trotzdem erregte es ziemlich allgemeine Verwunderung, als der Oberrichter am Vormittag des 31. Dezember seinen Schiedsspruch dahin abgab, dass Tanu deshalb König von Samoa sei, weil der einzige Gegenkandidat Mataafa nach den Verhandlungen der Berliner Konferenz die Wählbarkeit zum König von Samoa nicht besitze. Denn erst am 5. Oktober hatte der Oberrichter in einer schriftlichen, allgemein bekannt gewordenen Erklärung geäußert, dass kein Grund vorliegen würde, Mataafa den Platz des Königs vorzuenthalten, falls derselbe rechtsgültig zum König gewählt sein würde. Angesichts dieses Vorgangs rief die Feststellung der Entscheidung, dass Mataafa unwürdig sei, den samoanischen Königssitz einzunehmen, bei seinen Anhängern besondere Erbitterung hervor. —

„Nach der Verkündung der Entscheidung fand eine Beratung der Konsuln, der Kommandanten und des Präsidenten im deutschen Konsulat statt. Der Kommandant des englischen Kriegsschiffs Sturdee legte ein Schreiben vor, worin er die Konsuln um Erlass einer Proklamation zu Gunsten Tanus und einer Aufforderung an die in der Munizipalität und Nachbarschaft versammelten Krieger zur Rückkehr in ihre Heimat ersuchte und im Fall der Ablehnung seines Antrags die Verantwortung für den Verlust von Leben Weisser ablehnte. Nachdem der englische Konsul Maxse den Antrag des Kapitäns Sturdee zu dem seinigen gemacht hatte, gab ich die Erklärung ab, dass ich mich zu dem Erlass der vorgeschlagenen Proklamation ablehnend stellen müsse, weil eine Verpflichtung für mich, an einem solchen Schritt teilzunehmen, in der Berliner Generalakte nicht ausgesprochen sei und ich keine Veranlassung hätte, in diesem Fall, wo eine nach meiner Ansicht ungerechtfertigte Entscheidung erlassen sei, über das Mass des ausdrücklich Vorgeschriebenen hinauszugehen.

„Was die Aufforderung an die Samoaner, sich in ihre Heimatsbezirke zurückzugeben, anlangt, so wurde beschlossen, dass die Konsuln mündlich oder schriftlich Häuptlinge beider Parteien ersuchen sollten, ihre Mannschaften zur Heimkehr zu veranlassen. Nach dieser Richtung konnte wegen des raschen Ganges der folgenden Ereignisse erfolgreich nicht mehr gewirkt werden.

„Bei Besprechung etwaiger militärischer Massnahmen äusserten Konsul Maxse und Kapitän Sturdee, trotzdem die beiden hier befindlichen Kriegsschiffe zusammen nur etwa 100 Mann landen können, die Absicht, das Vordringen der Mataafa-Leute in dem von ihren Gegnern besetzten städtischen Teil der Munizipalität mit Gewalt abzuwehren und die Partei des Tanu durch thätigen Beistand zu schützen. Korvetten-Kapitän Schönfelder und ich äusserten die Ansicht, dass durch Vermeidung jeder thätigen Anteilnahme des Militärs an einem Kampfe zwischen Samoanern dem Interesse der Weissen am besten gedient werde. Das Erscheinen weisser Truppen auf dem Kampfplatz sei zu sehr geeignet, die Samoaner zu erregen und sie zu Angriffen auf Leben und Eigentum der Fremden zu reizen. Von deutscher Seite würden daher nur solche militärische Schritte gethan werden, die durch die Rücksicht auf den Schutz von Leben und Eigentum der Weissen bedingt seien. Nach den

Wohnsitzen der Engländer einer-, der Deutschen andererseits ergab sich als Bereich für Schutzerteilung seitens der deutschen Marine der westliche Teil der Stadt.

„Die Massnahmen, die der Kommandant S. M. S. „Falke“ vorsah, beschränkten sich darauf, dass auf ein bestimmtes Signal vom Konsulat eine Abteilung von zwei Offizieren und 25 Mann, unterstützt durch den mit dem Maschinengewehr bewaffneten Kutter, in der Nähe der deutschen Schule eine Verteidigungsstellung aufnehmen sollte. Weisse, die sich in den Schutz der Landungsabteilung begeben, sollten aufgenommen und nach Ermessen des kommandierenden Offiziers an Bord gesandt werden. Jeder Weisse, der in irgend einem Boote längsseit S. M. S. „Falke“ käme, finde Aufnahme. Den Deutschen war die Schule als Sammelplatz, falls jemand sich in seiner Behausung unsicher fühlte, bezeichnet. —

„Die Mataafapartei hatte den ungünstigen Ausgang des Verfahrens vorausgesehen und die Entscheidung in geschlossener Zahl abgewartet. Ein am 31. Dezember Nachmittags etwa 3 Uhr aufkommendes Gerücht, am Vaiaberg (Süden der Stadt) seien Schüsse gefallen, gab dann, wie es heisst, den in Mulinuu angesammelten Mataafaleuten das Signal, sich in Bewegung zu setzen. Starke Abteilungen rückten von Mulinuu landeinwärts und nahmen ausgedehnte Stellungen gegen die Tanuleute von der Hauptstrasse bis zum Vaiaberg ein. Um 4 Uhr setzte eine in zahlreichen Booten eingeschifft starke Abteilung von Mataafaleuten über den Hafen und landete in den östlich der Munizipalität belegenen Dörfern Matautu und Matafagatele. Bei Einbruch der Dunkelheit war bei der grossen Ueberzahl der Mataafaleute die Munizipalität von allen Seiten eingeschlossen. Die Zahl der Mataafakrieger belief sich auf rund 5000 bis 6000 Mann, während die Tanuleute, deren Zahl nach später erfolgter Übergabe genau festgestellt wurde, über etwa 1100 Streiter verfügten. —

„Der englische Kriegsschiffs-Kommandant entsandte eine Abteilung von 24 Mann unter einem Offizier zu der Wohnung des Oerrichters. Nach Lage der Oertlichkeit wäre diese Wache beim Ausbruch der Feindseligkeiten mitten in den Kampf der Eingeborenen hineingezogen. Sie verliess am Vormittag des 1. Januar unter Einziehung der Flaggen den Platz, nachdem der Oerrichter sich zuvor nach Apia begeben hatte. Auch in das englische Konsulat wurde bereits am 31. Dezember eine militärische Wache gelegt. —

„Am 1. Januar bei Tagesanbruch waren gegenüber dem Stande vom Tage vorher die Vorposten der Mataafaleute überall im Vorgehen begriffen, die Malietoastreiter zogen sich immer mehr auf denjenigen Teil der Munizipalität, der sich mit der eigentlichen Ortschaft Apia deckt, zurück. Man lag sich gegenüber, ohne zu entscheidenden Schritten überzugehen. Im sogenannten englischen Viertel hatte man das Grundstück der Londoner Mission als Zufluchtsort für schutzbedürftige Weisse bestimmt und eine starke Abteilung englischer Matrosen dorthin gelegt. Die abwartende Haltung der sich auf kurze Entfernungen gegenüberliegenden Abteilungen der beiden Parteien dauerte bis Nachmittags 4 Uhr, als die auf der Malietoaseite stehenden Leute von Iva (Savaii), etwa 150 an der Zahl, ohne einen Schuss abgefeuert zu haben, auf die Mataafaseite übergingen. Dieser Vorgang veranlasste einen Teil der Malietoaleute, der sich auf der Hauptstrasse am rechten Ufer des Mulivaiflösschens ver-

schanzt und das Vorgehen der Mataafaleute aufgehalten hatte, ihre Stellung aufzugeben. Hierdurch entstand eine Oeffnung in der Westseite der Stellung der Malietoaleute, durch welche die Mataafaleute in übergrosser Anzahl nach Apia eindringen. Viele Ansiedler gaben sich schon der Hoffnung hin, dass eine allgemeine Übergabe der Malietoaleute erfolgen und den Unruhen ein Ende machen würde. An verschiedenen Stellen hatten sich Anhänger der beiden Parteien schon die Hände zur Versöhnung (sootaga) gereicht.

„Wie viele Weisse, machte auch ich mich auf, Zeuge dieser Scenen zu sein. Ich liess mein Pferd satteln und ritt zunächst auf der Hauptstrasse entlang zum Tivolihotel im eigentlichen Stadtteil Apia (Ostbezirk), hin und wieder hatte ich Haufen von Mataafaleuten zu durchqueren, was ich ohne mit ihnen zu sprechen that. Vor dem Tivolihotel traf ich — etwa um 4 Uhr Nachmittags — den englischen Konsul und den englischen Kommandanten, beide zu Fuss. In der Nähe derselben hielt zu Pferde der Leutnant zur See Frielinghaus von S. M. S. „Falke“. Nach kurzer Unterhaltung mit Kapitän Sturdee ritt ich mit Herrn Frielinghaus zurück und westlich etwa 1 km jenseits des Konsulats nach dem Stadtteil Songi, wo wir uns mit dem deutschen Arzt vor dessen Haus einige Minuten unterhielten. Von dort ritt ich nach Hause. Etwa auf halbem Wege hörte ich fern in der Gegend des eigentlichen Apia (Ostbezirk) den ersten Schuss fallen. Ich begab mich nach dem Konsulat und bin an jenem Tage nicht wieder in dem eben erwähnten Ostbezirk — Apia — gewesen. Zwischen meinem Abritt vom Tivolihotel und dem ersten Schuss lag ein Zeitraum von 20 Minuten. Oberrichter Chambers hat in seinem amtlichen telegraphischen Bericht vom 11. Januar gemeldet, ich sei um 4 Uhr 30 Minuten Nachmittags an der Spitze einer Truppe von mehreren hundert Mataafaleuten geritten, als diese einen Angriff auf das Tivolihotel machten (!), wohin sich etwa eine halbe Stunde zuvor Malietoa (Tanu) geflüchtet hätte. Diese Angabe entspricht, wie das Vorstehende beweist, nicht dem wirklichen Sachverhalt.“ (Sie ist ausserdem später durch Zeugen, als ebenso gemeine Lüge entkräftet werden, wie die Mitteilungen anderer Berichte, die sich Chambers nicht entblödete an Bekannte zu senden, die sie dann schleunigst veröffentlichten!)

„Der eben erwähnte und ein zweiter Schuss, welche beide von zwei namentlich bekannten Malietoaleuten abgefeuert sind, gaben das Signal zu einem Strassenkampf in Apia und zum allgemeinen Vordringen der im Kreise um Apia aufgestellten Streitkräfte der Mataafaleute. Abends etwa 11 Uhr hielt die Tanupartei eine Fortsetzung des Kampfes am folgenden Morgen für aussichtslos, brachte ihre Boote zu Wasser und flüchtete sich längsseit des englischen Kriegsschiffs „Porpoise“; einige angesehene Häuptlinge, darunter Tanu und Tamasese, wurden an Bord aufgenommen. Etwa fünfzig Häuptlinge fanden in der englischen Mission Zuflucht.

„Am frühen Morgen des 2. Januar erkannten die Mataafaleute, dass sie vollständig Herren der Situation waren, sämtliche Abteilungen, die die Stadt umzingelt hatten, vereinigten sich jetzt. Tausende von Krieger ihrer Partei wogten durch die Hauptstrasse, um nach samoanischen Kriegsgebrauch mit Plünderung der Häuser der Gegner zu beginnen. Trotz der grossen Anzahl der Sieger sind Beschädigungen des Eigenthums der

Weissen nur in vereinzelt Fällen vorgekommen. Auch in diesen konkurriert fast ausnahmslos eigene Unvorsichtigkeit der Geschädigten, die Sachen von Anhängern der Tanupartei in Verwahrung genommen hatten. Wie für ihr Eigenthum waren die Fremden auch für ihr Leben nur geringer Gefahr ausgesetzt gewesen. Die Samoaner erwiesen sich, wie bei früheren Kriegen, als unerfahrene Schützen, die in der Mehrzahl blindlings drauf los und zu hoch schossen. Auf diese Weise sind jedoch allerdings zahlreiche Kugeln in die Häuser der Fremden eingedrungen. Auch im Konsulat wurden die beiden Doppelwände meines Schlafzimmers von einer Kugel durchbohrt, die beim Aufschlagen auf die dritte Wand ihre Kraft verlor und niederfiel.

„Die Feststellung der Todten und Verwundeten, die bei der bekannten Verschwiegenheit der Samoaner in diesem Punkte sehr schwierig war, hat annähernd zuverlässig ergeben: auf der Mataafaseite 13 Todte, 14 Verwundete, auf der Malietoaseite 4 Todte, 8 Verwundete. Die in den Schutz der „Porpoise“ geflüchteten Tanuleute waren von Abends 11 Uhr ab in ihren Booten, dicht gedrängt, angemessener Bewegung nicht fähig, von häufigen heftigen Regengüssen erkältet, in einer sehr bedauernswerten Lage. Bei einer am 2. Januar im Hafen angekommenen schweren See waren die Tanuleute aus ihren Booten auf das englische Kriegsschiff „Porpoise“ und, da der Raum dort nicht ausreichte, auf S. M. S. „Falke“ aufgenommen.

„Präsident Raffel schloss die Verhandlungen zwischen den beiden Kriegsschiff-Kommandanten und der Mataafapartei noch am Nachmittag des 2. Januar ab. Die Bedingungen, die in einem Schreiben von fünf Häuptlingen der Mataafapartei vom 2. Januar enthalten sind, besagen im wesentlichen: a. Die auf den Kriegsschiffen und in der Londoner Mission befindlichen Anhänger der Tanupartei ergeben sich der siegreichen Partei unter der Bedingung, dass ihr Leben geschont und ihnen körperliches Leid nicht zugefügt wird; b. Die Feuerwaffen und Munition der Flüchtlinge werden von den Kriegsschiffen zurückgehalten bis zur Verfügung der beiden betreffenden Regierungen.

„Betreffs der Auslieferung von Tanu und Tamasese, die von der Mataafapartei dringend gewünscht wurde, fand am 3. Januar eine Verhandlung zwischen jenen und drei Häuptlingen der Mataafapartei unter Anwesenheit des Präsidenten Dr. Raffel statt. Der englische Konsul und der Kommandant hatten vorher erklärt, dass Tanu und Tamasese unter den besonderen Schutz der britischen Flagge derart gestellt seien, dass sie nur im Fall ihres freien, völlig unbeeinflussten Willens von Bord der „Porpoise“ gelassen werden könnten. Beide antworteten, dass sie an Bord des Kriegsschiffes zu verbleiben gedächten; auch als am 3. Januar die Häuptlinge der ausgelieferten Tanuleute, die inzwischen nach Mulinuu übergeführt waren, an Tanu und Tamasese schrieben, um sie zur Vereinigung mit der Mataafapartei zu vermögen, lautete die Antwort wieder ablehnend dahin, dass sie an Bord des Kriegsschiffes verweilen würden, bis die Entscheidung der Mächte über die schwebende Streitigkeit erfolgt sei. Der Kommandant I. M. S. „Porpoise“ benachrichtigte bei der Uebersendung der Antwort den Präsidenten, dass er Tanu und Tamasese bis zu weiterer Bestimmung der englischen

Regierung an Bord behalten werde und dabei die Garantie übernehme dass sie sich in die Politik Samoas nicht einmischen würden. —

„Mit Rücksicht auf die Ereignisse der letzten Tage erschien es erforderlich, die Verhältnisse in Samoa vorläufig bis zum Eintreffen von Instruktionen der Vertragsregierungen zu regeln. Die Konsuln beschlossen im Einverständnis mit dem Präsidenten Dr. Raffel, eine Proklamation zu erlassen, durch welche die Mataafapartei als provisorische Regierung mit dem Präsidenten als erstem Vollziehungsbeamten an der Spitze anerkannt wurde. Präsident Raffel hatte sich in den unruhigen Tagen durch seine Thätigkeit die allgemeine Anerkennung erworben. Die hier erscheinende englische Zeitung bemerkt hierüber unterm 7. Januar: „Dr. Raffel verwendete sich dafür, von der Mataafapartei für die Besiegten menschliche Bedingungen zu erwirken. Bei dieser Gelegenheit und sonst waren Dr. Raffel's gute Dienste höchst wertvoll, und er verdient das höchste Lob für seine humanen und versöhnlichen Bemühungen als Vermittler.“ In demselben Sinne bewegten sich die Dankesäusserungen des englischen Konsuls und des englischen Kapitäns. — So kam es, dass die Einsetzung der provisorischen Regierung mit Raffel an der Spitze schon beschlossene Sache war. —

„Es erübrigt noch, über das Verhalten der beiderseitigen Kriegsschiffe zu sagen. Von dem englischen Kommandanten wurde bereits am 31. Dezember eine Abteilung Matrosen in das englische Konsulat gelegt. Bis auf den heutigen Tag, den 23. Januar, wo die Ruhe schon seit länger als zwei Wochen vollkommen wiederhergestellt ist, ist noch eine militärische Wache dort. Die Abteilung, die von der Wohnung des Oerrichters zurückgezogen war, wurde in die Gebäude der Londoner Mission, die als Sammelpunkt für schutzbedürftige Engländer und Amerikaner bezeichnet war, gelegt und im Laufe der Tage auf vierundvierzig Mann unter einem Offizier verstärkt. Gerade die Mission hatte grossen Reiz für die Beute machenden Mataafaleute. Dorthin waren von den mit der Mission verwachsenen Häuptlingen, die das Herz der Tanupartei bildeten, Gegenstände des Eigentums, insbesondere feine Matten, in Sicherheit gebracht worden. So fehlte es nicht an ständigen Beunruhigungen der englischen Militärwache. In der Nacht vom 2. zum 3. Januar war von Mataafaleuten in ein auf Missionsgrund, also auf britischem Eigentum stehendes Haus eingedrungen, in dem eine Anzahl Eingebornenmissionare mit Frauen und Kindern und Familien von Tanuleuten Zuflucht gesucht hatten. Die militärische Wache, obwohl nur fünfzig Schritte entfernt, hatte nach Lage der Sache nichts zu thun vermocht. Präsident Raffel wurde am Morgen des 3. herangerufen und stiftete Ordnung, indem er einem einflussreichen Häuptling der Mataafapartei den Schutz des bedrohten Hauses übertrug. Am Abend des 4. begannen die Beunruhigungen der Mission wiederum und führten dazu, dass am Morgen des 5. die englische Wache, nachdem der Präsident die in der Mission befindlichen, Samoanern gehörigen Sachen übernommen und in den Schutz von Mataafaleuten gestellt hatte, eingezogen und an Bord I. M. S. „Porpoise“ wiedereingeschiffert wurde.

„Ein grosser Teil von Engländern und Amerikanern war während der unruhigen Tage an Bord eingeschifft. Der Oberrichter, der, abgesehen von seinem ältesten Sohn, (in richtiger Erwartung der bevorstehenden Ereignisse! — Der Verf.) seine Familie nach Auckland gesandt hat, und der Advokat Gurr, einer der beiden Vertreter Tanu's in dem die Königswahl betreffenden Prozess, halten sich seit Ausbruch des Krieges an Bord I. M. S. „Porpoise“ auf. Von S. M. S. „Falke“ sind Truppen nicht gelandet worden. In der Nacht vom 31. Dezember zum 1. Januar haben einige deutsche Frauen und Kinder auf dem Kriegsschiff verweilt. —

„Eine Eigentümlichkeit der jetzt beendeten Unruhen ist, im Unterschied von frühern Vorgängen gleicher Art, ihre kurze Dauer. So haben (Dank Mataafas Autorität — Der Verf.) die gewöhnlichen Begleiterscheinungen samoanischer Wirren; die Unsicherheit des Eigentums der Weissen, die Beraubung der fremden Pflanzungen, gefehlt. Mataafa hat an den Kämpfen nicht teilgenommen, und auch von englischer Seite wird in einer in der hiesigen Zeitung veröffentlichten Zuschrift besonders anerkannt, dass er für den Krieg nicht verantwortlich und bis zuletzt bemüht gewesen sei, denselben zu verhindern!“

Im Anschluss hieran verdient ein Artikel Beachtung, den das „Berliner Tageblatt“ am 20. Mai 1899 an leitender Stelle brachte. Darin war unter Bezugnahme auf die Abhängigkeit des Oberrichters von der Londoner Mission, und deren actuellem Leiter in der Angelegenheit u. A. folgender Absatz bemerkenswert:

„Dass die Bestätigung Tanus eine unsachliche, den samoanischen Gebräuchen sowohl wie dem Berliner Vertrag ins Gesicht schlagende Entscheidung war, geben alle Kenner der samoanischen Verhältnisse zu, ob Engländer, ob Amerikaner oder Deutsche — ja, selbst die Vorgänger des Chief justice im Amt sind sich darüber einig! Irren ist menschlich, und man hätte aus einem Irrtum dem Mr. Chambers nicht einen so schweren Vorwurf machen dürfen! Die Vorgänge der Folgezeit indess beweisen, dass das Urteil wissentlich falsch gefällt war, denn sie enthüllen Den*), der im Verborgenen alle Fäden der ganzen Intrigue in seiner geschickten Hand hielt, der die ganzen Unruhen auf Samoa künstlich eingeleitet und Leben und Wohlfahrt Hunderter von Menschen auf seinem Gewissen hat! Musste Deutschland während der ganzen Zeit die traurige Rolle des machtlosen Zuschauers spielen, so ist jetzt die Zeit gekommen, das Versäumte nachzuholen; die Untersuchungen der Vorfälle werden das schamlose Handeln dieses Mannes klar stellen, und es ist Deutschlands Pflicht gegen sich und die andere Welt, den Mann festzunageln und unschädlich zu machen!“

Bei allen weiteren Ereignissen waren die deutschen Vertreter in strengem Festhalten an ihren Aufträgen und dem Berliner Vertrage auf das sorgsamste bemüht, die schlimmen Ereignisse möglichst in günstiger Weise zu einem guten Ende zu führen, während die

*) Gemeint ist ein vielgenannter einflussreicher Vertreter der Londoner Mission.

ganze Angelegenheit von anderer Seite auf ein Niveau gesetzt und mit einem Fanatismus behandelt wurde, der den einfachsten Formen internationaler Höflichkeit und geringsten Anstandes spottete. Auf jener Seite war aber keineswegs mit dem Fehlschlagen des Wahlmanövers die Hoffnung auf einen Sieg und auf das Unterliegen Mataafas geschwunden. Der an Bord des Porpoise geflüchtete Oberrichter war inzwischen nicht an Land zurückgekommen und da es hiess, dass er Apia verlassen wolle und zum mindesten seinen Amtsbezirk verlassen hatte, war gemäss dem Berliner Vertrage der Präsident des Municipalrates Dr. Raffel, auch als oberster Beamter der provisorischen Regierung, dessen berufener Stellvertreter; und er erklärte zunächst das Obergericht von Samoa für geschlossen. Chambers protestierte dagegen in einem samoanischen Aufruf, welcher mit den pathetischen Worten schloss: „Denkt ruhig, handelt wie Patrioten und steht zur Fahne“. Gleichzeitig beraumte der entwichene Oberrichter eine Sitzung für den 7. Januar an. An diesem Tage erschien er begleitet von dem englischen Konsul unter dem Schutz einer Landungsabteilung des englischen Kriegsschiffes und liess trotz des Protestes des deutschen Generalkonsuls und Dr. Raffels sich gewaltsam in das Gerichtsgebäude einführen, worauf er sich schleunigst wieder an Bord des sicheren Schiffes zurückbegab. Am Vormittag des 19. Januar war wiederum eine Gerichtssitzung anberaumt. Der deutsche Kaufmann A. Grevsmühl liess sich an diesem Tage in alkoholischer Begeisterung dazu hinreissen, den „furor teutonicus“ zu markieren, indem er die Fensterscheiben des Gerichtsgebäudes einschlug, wofür ihn der bald danach erscheinende nicht im mindesten zuständige Oberrichter zu einer Strafe von 100 Dollars und 100 Tagen Gefängnis verurteilte und sofort einsperren liess. Generalkonsul Rose reklamierte seinen Schutzbefohlenen indessen sofort für die Konsulargerichtbarkeit, welche jenem dann eine Busse von 600 Mk. auferlegte. Dr. Raffel befreite Grevsmühl noch am Abend desselben Tages, nachdem schon vorher von einem anderen eifrigen Deutschen hierzu der Versuch gemacht worden war. Gegen Dr. Raffel war von Chambers daraufhin eine Vorladung wegen Beleidigung des Gerichtshofes (!) erlassen worden, einem Ansinnen, dem natürlich von Seiten des Dr. Raffel keine Folge gegeben wurde. Inzwischen war die Genehmigung eines Urlaubsgesuches Dr. Raffels eingetroffen; und dieser bei den Deutschen allgemein beliebte und als energischer Vertreter geachtete Beamte, verliess am 22. Februar zur Freude seiner Gegner — leider, um später aus dem Kolonialdienst zu scheiden — Apia. Die diplomatischen Zwiste und Gegensätze hatten in dieser Zeit ihren Höhepunkt erreicht. Indessen herrschte jedoch, nachdem die Tanuleute sich verzogen hatten, in Apia bis Ende Februar Ruhe und Ordnung. Ausserdem war, wie gesagt, durch Vermittlung und auf Verlangen

des Generalkonsuls Rose und Dr. Raffels am 4. Januar einstimmig eine provisorische Regierung unter Mataafa bis zu einer endgültigen Entscheidung der Königsfrage seitens der drei Mächte eingesetzt worden. Das trug erheblich dazu bei, die Samoaner selbst zu beruhigen und eine günstige Aussicht auf Erhaltung des Friedens und gedeihlicher Entwicklung der Dinge zu eröffnen. Leider aber dauerten die englischen und amerikanischen Agitationen weiter, ohne Rücksicht auf die angerufene Entscheidung der drei Mächte. Die Verhandlungen zwischen den diplomatischen Vertretern spitzten sich immer mehr zu und führten schliesslich zu einer scharfen Scheidung der Deutschen gegenüber den Engländern und Amerikanern. Generalkonsul Rose war angesichts der rohen und drohenden Haltung seiner beiden von den Kommandanten ihrer Schiffe unterstützten Kollegen lediglich darauf angewiesen, die Instruktion seiner Regierung und weitere Verhaltensmassregeln abzuwarten, da er auf die Unterstützung des deutschen Kommandanten nicht zählen konnte. Die schwüle Gewitterstimmung, welche sich unter diesen Umständen über dem Leben Apias immermehr verdichtete, sollte bald zu einem Ausbruch gelangen.

Die samoanischen Freiheitskämpfe.

Am 6. März erschien das amerikanische Schlachtschiff „Philadelphia“ mit dem Admiral Kautz in Apia. Die „Philadelphia“ kam von den spanisch-amerikanischen Kriegen auf den Philipinen und Kautz, der sich mehr als Raufbold, denn als tüchtiger Kommandant einer Grossmacht entfaltete, war jedenfalls begierig, weitere Lorbeeren zu pflücken. Freudig benutzte er die Gelegenheit, sich sofort in die Angelegenheiten zu mischen. Am 11. März fand an Bord seines Schiffes eine Konferenz der drei Konsuln und der Kommandanten der „Philadelphia“, „Porpoise“ und „Falke“ statt, in welcher die Engländer und Amerikaner die provisorische Regierung als erledigt erklärten, während Rose feststellte, dass er bis zum Eintreffen der von den Regierungen erbetenen Entscheidung an der provisorischen Regierung festhalten müsse. Trotz dieser formellen Erklärung erliess Kautz am nächsten Tage eine Proklamation an Mataafa und seine hohen Häuptlinge, in welcher er ihm anzeigte, dass „die sogenannte provisorische Regierung nicht anerkannt“ werden würde und sie aufforderte, mit ihren Leuten unverzüglich nach ihren Dörfern zurückzukehren. Da in diesem Aufruf gesagt war: „die Vertreter der

drei Mächte waren einig in diesem Beschluss“, so sah sich Generalkonsul Rose veranlasst, diese Bemerkung am 13. März durch folgende Gegenproklamation richtig zu stellen:

„Ich, der anerkannte Konsularvertreter des deutschen Reiches, erkläre hiermit kraft der mir zustehenden, mit den Konsularvertretern der beiden übrigen Vertragsmächte gleichen Rechte und Privilegien in Samoa, öffentlich, dass ich es abgelehnt habe, die von dem amerikanischen und englischen Konsularvertreter erlassene Proklamation zu unterzeichnen. 1) Die Entscheidung der Frage, wer König auf Samoa sein wird, hängt ausschliesslich und gänzlich von den Vertragsmächten ab, welchen die Sache zur Entscheidung vorliegt. 2) Die provisorische Regierung besitzt während der Entscheidung der drei Mächte alle Rechte einer Regierung. Die Beschränkung ihrer Vollmachten und Funktionen auf die einzige Pflicht der Erhaltung des Friedens, ist zu keiner Zeit, weder bei ihrer Errichtung, noch seither vorgeschoben worden. 3) Die beiden Konsularvertreter haben trotz meiner Aufforderung mir nicht den Beweis für die Wahrheit ihrer Beschwerden gegen die provisorische Regierung erbracht, vielmehr sind alle Berichte über unbillige Handlungen der provisorischen Regierung gegen Mitglieder der Tanupartei ganz falsch. 4) Die provisorische Regierung hat stets die Bedingungen des grossen Vertrages (Berliner Abkommens) gewissenhaft erfüllt, und sich im Besonderen durchaus fähig erwiesen, die Ordnung und den öffentlichen Frieden aufrecht zu erhalten. 5) Ich habe volles Vertrauen in die provisorische Regierung und deren Fähigkeit, der Gefahr zu begegnen, welche jetzt erneut für den Frieden des Landes und die Sicherheit seiner Einwohner durch die Proklamation der englischen und amerikanischen Konsularvertreter heraufbeschworen, und dass dieselbe trotz dieser neuen Herausforderung unbeweglich in ihrer bisher bewiesenen gesetzlichen Haltung beharren wird.“

Mataafas Anhänger begannen inzwischen, kriegerische Eingriffe ahnend, sich bewaffnet in den nahen Busch zurückzuziehen. Die anglo-amerikanische Partei sammelte von neuem Anhänger um sich. Das kurz vorher noch in Apia erschienene englische Kriegsschiff „Royalist“ holte am 13. März die nach Apolima verbannten Häuptlinge der Tanupartei zurück, landete sie auf Veranlassung des Konsuls Maxse mit englischen Marinetruppen und stellte dann Apia unter englisches Protektorat. Inzwischen holte der „Royalist“ im geheimen auch die anderen auf gemeinsamen Beschluss der Konsuln und Kommandanten in ihre Heimat zurückgeschickten Tanuleute nach Apia zurück. Mataafa und seine Anhänger konnten nun nicht länger im Unklaren darüber sein, dass man ihnen mit bewaffneter Macht zu Leibe gehen wollte, zumal auch die Amerikaner 50 Mann Matrosen in Apia landeten.

Am 15. März erliess Kautz ohne weiteres ein Ultimatum an Mataafa, in welchem er diesem verkündete, dass er um 1 Uhr Nachmittags die Beschiessung Mataafas und seines Lagers eröffnen würde, falls nicht bis dahin Apia von allen Mataafaleuten geräumt werde.

Admiral Kautz behielt während der nun folgenden blutigen, allen Völkerrechten spottenden Gewaltthaten den Oberbefehl. Das britisch-amerikanische Landungskorps von etwa 200 Mann stand unter dem Kommando des Kapitäns Sturdee, dem die Leutnants Cave und Gurner vom „Royalist“ und Gaunt vom „Porpoise“ beigegeben waren. Das Landungskorps verfügte über mehrere Schnellfeuergeschütze. Die englischen Bewohner Apias waren aufgefordert worden, sich an Bord der Schiffe zu begeben. Den Deutschen hatte Kautz erst später sagen lassen, sie möchten Apia verlassen. Kapitän Schönfelder war vor dem Bombardement davon nicht in Kenntnis gesetzt worden. Ohne Ermittlung, wie weit Mataafa dem Befehle Folge geleistet hatte, begann die „Philadelphia“ kurz nach 1 Uhr Nachmittags das Bombardement. Dasselbe war, ganz abgesehen von seiner brutalen Bedeutung, eine schier unglaubliche Verletzung des von den drei Mächten am 10. August 1892 getroffenen Abkommens, wonach Kriegsschiffe in Samoa nur auf einstimmiges Ersuchen aller drei Konsuln und nur in ganz bestimmten Fällen eingreifen dürfen. Das fand auch in nachstehenden offiziösen Auslassungen der „Nordd. Allg. Ztg.“ die entsprechende Kritik der deutschen Reichsregierung:

„Die neuen Kabelmeldungen aus Samoa über die Vertreibung der am 4. Januar von den drei Konsuln eingesetzten provisorischen Regierung ergänzen nur die früheren Telegramme. Danach hat ein Teil der fremden Vertreter in Apia in gewaltsamer Abänderung eines von der Gesamtheit derselben geschaffenen, ihren Regierungen gemeldeten und von letzteren bisher nicht aufgehobenen Beschlusses es unternommen, die Entscheidung des Obergerichts in Sachen der Königswahl zur Vollstreckung zu bringen, bevor die unter den Mächten eingeleitete Nachprüfung dieser Entscheidung vollendet war. Ob diese Exekution auf Antrag des Obergerichters erfolgt ist, ist nicht bekannt. Wie dem auch sei, ist die Vollstreckung eine direkte Verletzung sowohl des Samoa-Vertrages, welcher solche Exekutionen überhaupt nicht vorsieht und sogar jede separate Kontrolle einzelner der Mächte ausdrücklich verbietet, als auch des bekannten Nachtragsabkommens vom Jahre 1892, wonach das erste Erfordernis zu jeder durch Kriegsschiffe zu bewirkenden Exekution einer obergerichtlichen Entscheidung, neben dem Antrag des Obergerichts selbst, ein entsprechendes einstimmiges Ersuchen der drei konsularischen Vertreter ist. Der widerrechtlich durch die fremden Kriegsschiffe auf Samoa herbeigeführte Zustand kann nach den bereits vorliegenden Erklärungen der drei beteiligten Regierungen der Entscheidung der nach Samoa zu entsendenden Spezialkommission nicht präjudizieren. Die neuesten Erklärungen der grossbritannischen und der amerikanischen Regierung gestatten keinen Zweifel darüber, dass beide sich auf den vertragsmässigen (!?) Boden stellen.“ — —

Die „Philadelphia“ richtete alsbald ihr Feuer auf Vaiusu hinter Apia, wo man Mataafa vermutete. Der „Royalist“ beschoss andere Gegenden, wo Anhänger der Partei sich aufhalten sollten

und der „Porpoise“ verliess, um — wie es in dem englischen Bericht heisst, — „ein bischen Granaten zu werfen“, den Hafen und ging westwärts nach Vaitele zu, wo auch das Gebiet der deutschen Pflanzung beschossen wurde.

Eine der ersten Granaten der „Philadelphia“ explodierte zu früh, sie schlug in das amerikanische Konsulat ein und verwundete daselbst — o Schicksalstücke! tödlich die eigene Marinewache. Am frühen Morgen des 16. März erfolgte unter dem Schutz der Dunkelheit ein Überfall auf die ahnungslosen englischen Wachen am Tivoli-hotel durch Mataafaleute. Dabei wurden drei Engländer getötet, während ein englischer Sergeant, aus Versehen natürlich, von seinen eigenen Leuten in die Beine geschossen wurde! Am Nachmittag wurde daraufhin das Bombardement seitens der „Philadelphia“ und des „Royalist“ fortgesetzt, diesmal über das deutsche Viertel Apias hinweg. Auch jetzt bewiesen die englischen Geschütze wiederum eine höchst verblüffende unberechnete Wirkung. Verschiedene Bomben platzten vorzeitig. Eine derselben schlug nahe am „Falke“ ein. Daher forderte der Admiral Kautz den Kapitän Schönfelder auf, ihm aus dem Wege zu rücken, was dieser angeblich auch ausführte. — Eine andere Granate platzte im Zentrum der Stadt; ein Stück davon schlug in die katholische Kirche ein, ein anderes in das deutsche Generalkonsulat, wo sie die Vorderwand des Holzhauses durchschlug, einen Geschirrschrank zertrümmerte und schliesslich auf dem Teppich des Mittelzimmers liegen blieb. In gleicher Weise wurde das Leben und Eigentum aller Ansiedler, natürlich vorwiegend der in der Mehrzahl ansässigen Deutschen, bedroht, gefährdet und beschädigt, aber alle Proteste seitens des Generalkonsuls Rose verhallten ungehört.

Da Mataafa und seine Leute dicht hinter der Stadt im Busch lagen und von hier aus nächtliche Ausfälle machten, so wurden am 17. März alle Weissen aufgefordert, Apia zu verlassen, weil die Stadt nicht mehr sicher sei; und verschiedene, auch europäische, Häuser Apias wurden von den Engländern unter der Begründung niedergerissen oder verbrannt, dass sie den „Rebellen“ Deckung bieten und deren Heranschleichen erleichtern könnten. Nun blieb auch den Deutschen, die um ihr Leben besorgt waren, nichts anderes übrig, als Schutz an Bord des „Falke“ und auf einigen im Hafen liegenden kleinen Segelschiffen zu suchen. Die Zahl der Flüchtlinge an Bord der Kriegsschiffe wurde auf 300 geschätzt. Von Anbeginn hatten die anglo-amerikanischen Verbündeten die Deutschen als Freunde der „Rebellen“ betrachtet und mit Misstrauen und Gehässigkeit gesucht, Spione unter ihnen herauszufinden. Infolgedessen wurden ganz unqualifizierbare Massregeln getroffen, denen selbst Kapitän Schönfelder, Generalkonsul Rose und der deutsche Geistliche begegneten, indem sie auf ihrem Wege durch Apia aufgehalten wurden.

Sogar auf das Boot des deutschen Kriegsschiffes, welches seinen Kommandanten trug, soll geschossen worden sein. Nach einem in der Nacht vom 19. März versuchten Überfall der Mataafaleute wurde der frühere deutsche Polizeichef von Apia Fritz Marquardt, Friedensrichter der provisorischen Regierung, völlig unberechtigter Weise von den Verbündeten für diese That verantwortlich gemacht und ohne weiteres von den Engländern verhaftet. Das gleiche Schicksal ereilte später den Verwalter der Vailele-Pflanzung, den mit dem Kronenorden mit Schwertern ausgezeichneten Kapitän Hufnagel.

Am 20. März erliess das britische Hauptquartier den Befehl, keinen Deutschen ohne besonderen Pass innerhalb des Stadtbezirkes verkehren, auch keinen deutschen Beamten oder Offizier durch die Vorpostenlinie zu lassen, ohne ihm zunächst durch eine Eskorte dem wachhabenden Offizier vorgeführt zu haben. Generalkonsul Rose erhielt auf seine Bitte um Aufklärung dieser sonderbaren Bekanntmachung von Sturdee eine unhöfliche Antwort und erst der Kommandant des am 24. März von Viti erscheinenden englischen Kriegsschiffes „Tauranga“, erteilte dem deutschen Generalkonsul die „Erlaubnis“ überall zu passieren. Solange also musste der deutsche Konsul sich als bewacht, gewissermassen als Kriegsgefangener der Verbündeten betrachten und eine englische Wache vor dem deutschen Konsulate dulden, die von jedem, welcher dasselbe betrat, Auskunft und Rechenschaft verlangte, wie Moritz Schanz aus eigener Erfahrung bestätigt.

Im übrigen hatte eine Verfügung von Sturdee mit Rücksicht auf seine eigenen Leute den anderen Schankwirten befohlen, Getränke in Apia nur gegen Erlaubnisschein und nur flaschenweise zum Konsum im eigenen Hause zu verabreichen!

Signalisierte das deutsche Konsulat durch den daselbst eingerichteten Flaggensignaldienst nach dem „Falke“ hinüber, so galt das bei den Engländern als Benachrichtigung für den im Hinterhalt liegenden Mataafa über die Bewegungen der Tanutruppe. In der That nahm es bei der weiteren Entwicklung der Dinge immer mehr den Anschein an, als ob es sich nicht um einen Kampf zwischen Samoanern untereinander handle oder zwischen Samoanern und den Verbündeten, sondern um ein Duell zwischen Deutschland und England, wobei die Amerikaner Chambers und Kautz den Engländern sekundierten.

Der Amerikaner hatte in Anbetracht seiner ganz unzuverlässigen Munition das Schiessen bald fast gänzlich eingestellt, dagegen fuhren die Engländer mit kürzeren oder längeren Unterbrechungen wochenlang noch damit fort und die hellen Lichter ihres Scheinwerfers huschten jede Nacht gespensterhaft über das Hinterland Apias. „Porpoise“ und „Royalist“ fuhren die Küste entlang, die

nur von Frauen und Kindern bewohnten Dörfer der Eingeborenen bombardierend, die harmlosen Bezirke und Eingeborenen sengend und plündernd — trotz der Fürsprache und Bitte der katholischen Missionare. Alles was ihnen als Eigentum der Samoaner erreichbar war, wurde zerstört. Mit wahrhaft barbarischer Wut machten die Kriegsschiffe und ihre Kommandanten von ihrer Gewalt Gebrauch. Die englischen Missionare sollen dieses Vorgehen eifrig unterstützt und darüber in anerkennenden Worten nach Sidney bezw. London berichtet haben.

Sturdee, Maxse und Leutnant Gaunt organisierten inzwischen die Tanukrieger in Apia und lieferten ihnen die am 2. Januar abgegebenen Waffen wieder aus und neue nebst Munitionen dazu. Die Mataafapartei dagegen sah sich angesichts grossen Mangels an Flinten und Munition, wieder in die Kämpfe der Vorzeit zurückversetzt, genötigt, mit Axt und Messer ihre Freiheit und ihre Ehre zu verteidigen. Die anglo-amerikanischen Genossen fuhren fort, weitere Anhänger der Tanupartei zu werben, aufzusammeln und nach Apia zu bringen. So gelang es ihnen schliesslich die Zahl ihrer Getreuen auf etwa 1500 zu bringen. Diesen überwiegend verwahrlosten oder minderwertigen Samoanern fehlte jedoch das Wichtigste zum Kampfe: der Mut, das Interesse und die Kampfesfreudigkeit, sodass alle Gefechte, in welche sie mit der Mataafapartei verwickelt wurden, erklärlicher Weise zu ihren Ungunsten ausfallen mussten, wenn nicht die geschulten, wohlbewaffneten Hülfs-truppen der Engländer und Amerikaner ihnen nachhaltig beistehen konnten. Aber auch das erwies sich als illusorisch. Da die „Söldner“ fortwährend geschlagen wurden, erhielten sie bald den Spottnamen „die Schar des Todes“ und sie selbst verloren mit jedem Male mehr die Lust zur Sache und zu der ihrer Bundesgenossen. Freudlos ohne Aussicht auf Erfolg, folgten sie der Führung der englischen Kommandos und vertrauenslos liessen sie sich, natürlich als Vorschub, gegen die Feinde, ihre Landsleute und Brüder, ins Gefecht treiben. So verliefen mehrere kleinere Scharmützel zu Gunsten der Mataafapartei. Aber bald kam es auch zu grösseren Zusammenstössen, so am 1. April bei Fangalii in der Vailelepflanzung nahe der Stelle, wo 1888 auch das Gefecht zwischen Deutschen und Samoanern stattgefunden hatte. Hier fielen neben 38 Samoanern der Tanupartei 2 amerikanische und ein englischer Offizier und je 2 englische und amerikanische Seesoldaten, 7 wurden ausserdem verwundet und das schlimmste für die Waffenehre der Verbündeten: die ungeschulten schlechtbewaffneten Gegner nahmen, obgleich sie auch in der Minderzahl waren, den Angreifern zwei Schnellfeuergeschütze ab, die diese in eiliger Flucht zurücklassen mussten. Der Frater Philipp von der Maristenmission bewog die Sieger sowohl die Köpfe wie die

übrigen Leichenteile der Gefallenen herauszugeben, sodass dieselben am 2. April in Mulinuu beerdigt werden konnten. Natürlich wurde am folgenden Tage von allen Schiffen der Verbündeten ein neues Bombardement auf Mataafa eröffnet. Da aber der Aufenthalt der Mataafakrieger vollkommen unbekannt war, blieb dieses Bombardement ebenso zwecklos wie die vorherigen, es behielt nur die Bedeutung einer Gefährdung des Eigentums und Lebens der Weissen. Ausser den direkten Beschädigungen durch die Beschiessung wurden zahlreiche in deutschem Besitz befindliche Häuser in den Aussendistrikten Apias durch Tanuleute verwüstet und geplündert, die Pflanzungen ihrer Früchte beraubt, Hühner, Schweine, Kühe, Pferde verletzt und vertrieben u. s. w.

Aus Wut über die Niederlage am 1. April vergriffen sich die Engländer am 4. April an Kapitän Hufnagel, auf dessen Terrain das Gefecht stattgefunden hatte, er wurde wie schon erwähnt, auf die Aussage zweier Seeleute hin, dass er an der Spitze von Mataafatruppen am Gefecht teilgenommen hätte, verhaftet, zunächst an Bord der Tauranga gebracht, aber schliesslich auf sein energisches Verlangen, dem sich der Kommandant des „Falke“ endlich anschloss, diesem überliefert, und am 22. Mai erst, vollkommen gerechtfertigt, mit seinem gefangenen Genossen Marquardt durch Intervention der Kommission sofort freigelassen! — —

Nachdem inzwischen von Sidney aus eine neue Ladung von Gewehren und Munition angekommen war, konnten die Tanuleute frisch ausgerüstet werden. Danach wurde ein neuer Kriegszug gegen Mataafa mit verstärkten Truppen am 17. April unternommen. Es kam bei Vailima der früheren Besetzung des verstorbenen Robert Louis Stevenson zu einem schweren Gefecht, welches unter Leutnant Gaunts Führung von 10 Uhr früh bis 5 Uhr Nachmittags dauerte, und den Tanuleuten 10 Tote und 18 Verwundete kostete. Bei dieser Gelegenheit wurde eine von einem Privathaus erbeutete deutsche Flagge beschimpft, einer Taupou als Lendenschurz umgebunden und nachher von dem berüchtigten englischen Winkeladvokaten Gurr mit Füßen getreten. Dieser letzte Kampf war angesichts der soeben eingetroffenen Nachricht unternommen worden, dass die drei Grossmächte die Regelung der Samoawirren bereits nachdrücklich anstrebten und dass eine gemeinsam ernannte Kommission dazu entsandt wäre. Am 21. April kam die offizielle Nachricht hiervon und damit sahen sich die sauberen Bundesgenossen doch gezwungen, endlich die Feindseligkeiten einzustellen und ohne Ruhm, aber mit viel Schande und schweren Verlusten auf weitere „Lorbeeren“ zu verzichten. Damit fand die furchtbare Blutwirtschaft der anglo-amerikanischen Verbündeten auf Samoa, und hoffentlich überhaupt der letzte derartige Zwischenfall, sein Ende. Befleckt mit Schmach und Frevel, mussten die räuberischen Friedensstörer ihre Waffen einstecken und das Feld räumen.

Die Samoa-Kommission.

Die von den drei Mächten angekündigte Kommission wurde naturgemäss mit Sehnsucht erwartet. Am 3. Mai traf der neu ernannte Präsident des Munizipalrates Dr. Solf als Nachfolger Dr. Raffels in Apia ein. Er konnte aber, da Chambers und Kautz sich noch als die Verwalter und „Beschützer“ Apias guerierten, sein Amt nicht antreten, weil er sich naturgemäss weigerte, diesen beiden Usurpatoren den Eid zu leisten, der von ihm gefordert wurde. Am 13. Mai erschien die Kommission an Bord des amerikanischen Hilfskreuzers „Badger“, um alsbald ihre Arbeiten zu beginnen. Damit erlischt gewissermassen das historische Interesse an der nächsten weiteren Entwicklung der Dinge auf Samoa selbst. Dagegen flammten jetzt die nach den Kontinenten gelangten Funken des Samoafeuers hell auf. In der Presse wogte ein Nachspiel der Kämpfe und Wirren auf den harmlosen Inseln herüber und hinüber und besonders die englische Presse und Presspolitik zeitigten wiederum die wunderbarsten, geradezu undefinierbare Früchte an Deutschenhass, gemeinen Beleidigungen und Beschimpfungen der deutschen Politik und des Verhaltens der deutschen Vertreter, denen sowohl von der Regierung wie von dem deutschen Volke volle Anerkennung, voller Dank für ihr festes Auftreten und Eintreten für die deutsche Ehre gebührt.

Es sei nur noch kurz erwähnt, dass bald nach dem Erscheinen der Kommission auch die Unruhen beigelegt waren, dass Mataafa mit seinen Anhängern trotz aller Feindseligkeiten ohne weiteres die Waffen ruhen liess und sich der Kommission zur Verfügung stellte, ja selbst wieder alles aufbot, um Ruhe und Ordnung zu fördern und die Sicherheit nach besten Kräften wieder herzustellen. Die geflüchteten Fremden kehrten nach Apia zurück und konnten ihre gewohnte Thätigkeit wieder aufnehmen, nachdem sie den verlassenem zum Teil verwüsteten und geplünderten Hausstand wieder hergerichtet und notdürftig ausgestattet hatten.

Ein wesentlicher Erfolg der Kommission war es, dass zunächst Mataafa am 31. Mai, als die drei Kommissare ihn in Malie besuchten, 1831 Gewehre ablieferte. Auch Tanu konnte sich diesem Beispiel gegenüber nicht widersetzen und lieferte 1288 Flinten, sowie 700 seiner Zeit vom „Porpoise“ verteilte Hinterlader ab. Da die Samoaner natürlich noch über einen sehr grossen Reservefonds von Gewehren verfügten, wurden die Entwaffnungsversuche fortgesetzt; und dem Einfluss Mataafas, seinen friedlichen Absichten, wie dem Verlangen des Volkes nach langersehnter Ruhe, war es auch zu verdanken, dass noch eine grosse Zahl weiterer Gewehre und eine Menge von Munition herausgegeben wurde, sodass schliesslich die Zahl der abgegebenen Gewehre auf 5—6000 stieg.

In Bezug auf die Frage der Königswahl stellte sich die Kommission auf den Standpunkt der ausgleichenden Gerechtigkeit, indem sie am 10. Juni die Entscheidung des Obergerichters zwar als rechtskräftig und bindend anerkannte, jedoch gleichzeitig zu erklären „in der Lage“ war, dass der Thronprätendent Tanu freiwillig sein Amt niedergelegt habe, und dass die hohe Kommission beschlossen habe, die Würde des Königs von Samoa abzuschaffen. Bis auf weiteres wurde der Status quo ante bellum wieder hergestellt und den drei Konsuln die Verwaltung Samoas übertragen. Auch der Obergerichter sollte fortfahren, sein Amt zu versehen. — Natürlich fehlte auch den Beschlüssen der Kommission die erwünschte Einmütigkeit, denn besonders der englische Kommissar Elliot hatte sich sehr bald von dem Konsul Maxse ins Schlepptau nehmen lassen, wogegen der amerikanische Kommissar Barlett Tripp unter dem Einfluss der amerikanischen Presse und öffentlichen Meinung sich neutral verhielt und überwiegend dem deutschen Kommissar Frhr. von Sternberg zustimmen konnte. Alle sonstigen Beschlüsse der Kommission, die natürlich in so kurzer Zeit aus eigener Anschauung kein klares Urteil über die höchst verworrenen und komplizierten Zustände gewinnen konnte, sondern sich im grossen und ganzen doch auf Mitteilungen und Versicherungen Beteiligter oder mindestens Interessierter stützen musste, konnten nur beschränkten und relativen Wert haben. Ihre Vorschläge in Bezug auf die weitere Gestaltung der Samoaverhältnisse gipfelten selbstverständlich in der Überzeugung, dass nur eine einheitliche Verwaltung allein einen Ausweg aus dem politischen Dilemma zu schaffen vermöge und dass eine Abschaffung der Königswürde überhaupt zu empfehlen sei.

Alles, was sonst von den einzelnen Kommissaren berichtet worden ist, war bedeutungslos und ist es geblieben, bis auf die Schadenersatzansprüche, welche der Kommission gegenüber geltend gemacht worden sind und von ihr weiterhin vertreten wurden.

Die grössten Schwierigkeiten hatte die Kommission mit der Einsetzung einer provisorischen Regierung, denn der Obergerichter Chambers wurde seines Amtes enthoben, hatte aber keineswegs Lust diesen Posten zu verlassen, nur durch das energische Auftreten des amerikanischen Kommissars liess er sich endlich bewegen am 14. Juli die Stätte seiner Ränke und Frevelthaten zu verlassen. Laut Berliner Vertrag musste Dr. Solf an seine Stelle treten, aber wiederum widersetzte sich das englische Prinzip der Kommission der Übertragung dieses Amtes an einen Deutschen, sodass Dr. Solf aus Rücksichten der Klugheit freiwillig darauf verzichtete und der amerikanische Konsul Osborn damit betraut wurde.

Nach zweimonatlicher Thätigkeit kehrte die Kommission am 18. Juli über San Francisco in die Heimat zurück. Die von den

Deutschen angemeldeten Schadenersatzansprüche belaufen sich einschliesslich derer, der am meisten geschädigten deutschen Handels- und Plantagengesellschaft auf 300 000 Mk. Dazu kommen noch die Forderungen des Kapitäns Hufnagel und von F. Marquardt wegen widerrechtlicher Freiheitsberaubung von 20 000 bzw. 80 000 Mk. Die Prüfung und schwierige Entscheidung dieser Forderungen ist von den drei Mächten als unparteiischem Schiedsrichter dem König von Schweden übertragen worden und dürfte inzwischen eine erwünschte Erledigung gefunden haben.

Die Stimmung.

Unter fortwährenden Mahnungen und Drängen der öffentlichen Meinung, hüben wie drüben, nahmen die Verhandlungen über die endgültige Erledigung der Samoafrage zwischen den drei Mächten einen schwierigen, schleppenden Fortgang. Nach alledem, was sich Deutschland sowohl auf Samoa, wie auch in offiziösen Auslassungen der Presse von den Vertragsmächten in letzter Zeit hatte bieten lassen müssen, wäre ein Aufgeben der letzten Besitzrechte deutscherseits ein schwerer Schlag gegen die deutsche Ehre, das nationale Empfinden gewesen. Hatte Deutschland bisher notgedrungen im Interesse der Erhaltung des Friedens und Einvernehmens mit den anderen Mächten sich damit begnügt, seine Vorrechte auf Samoa auf die Forderung der Gleichberechtigung zu beschränken, so konnte es jetzt in Anbetracht des einzigen Ausweges, für eine friedliche Gestaltung der Verhältnisse doch nicht mehr auf seine Vorrechte und auf unbedingte Genugthuung verzichten. Es musste voll und ganz seine Ansprüche geltend machen, um die schweren Erniedrigungen und Beleidigungen, welche die deutschen Vertreter und deutschen Unterthanen auf Samoa erfahren hatten, zu sühnen und die deutsche Fahne wieder zu Ehren zu bringen.

Die Nachrichten von den Vorgängen auf Samoa wurden nur lückenhaft bekannt, da die beteiligten Regierungen die Berichte über den wahren Sachverhalt zurückhielten, was jedoch keineswegs dazu beitrug, die öffentliche Meinung zu beruhigen, zumal Reuthersche Telegramme, in englischem Sinne entstellt, in der englischen Presse ein wahres Wutgeheul entfesselten, das sich mit drohenden Vorwürfen gegen Deutschland richtete. Hier aber lösten die Meldungen von der wegwerfenden Behandlung der deutschen Vertreter, von dem frevelhaften Bombardement Apias, von der Verhaftung der wackeren Deutschen, insonderheit des Kapitäns Huf-

nagel und die wiederholte Missachtung aller älteren und neueren Verträge und Beschlüsse, einen nationalen Entrüstungsturm, den der damalige Staatssekretär von Bülow am 28. Februar in seiner ersten Samoa-Rede vor dem Reichstage zu beschwichtigen suchte. Der Vertreter des auswärtigen Amtes erkannte rückhaltlos die Unhaltbarkeit des Tridominates und die Notwendigkeit einer „reinlichen Scheidung“ an und verhiess dem Volke die Wahrung seiner Rechte und Ansprüche. — Die dadurch beabsichtigte Beruhigung der Stimmung hielt aber nicht vor; denn die englische und der anglophile Teil der amerikanischen Presse skandalisierten unentwegt weiter und bald trafen die neuen Nachrichten über die sich zuspitzenden Konflikte auf Samoa ein. Das veranlasste den Staatssekretär am 14. April nochmals dem Reichstage über die Angelegenheit, welche allmählich eine schwerwiegende internationale Konfliktfrage geworden war, und die Presse der ganzen civilisierten Welt beschäftigte, Vortrag zu halten, nachdem der nationalliberale Abgeordnete Lehr eine diesbezügliche Interpellation eingebracht hatte. Der Staatssekretär vermochte mangels näherer und zuverlässiger Berichte und im Interesse einer friedlichen Regelung der Angelegenheit nur allgemein beruhigend, dilatorisch zu wirken; versprach aber von neuem seitens der Reichsregierung volle Würdigung und ernste Prüfung aller Vorgänge und Wahrung der nationalen Ehre und Rechte, wozu die Entsendung der Samoa-Kommission wesentlich beitragen sollte. Diese Mitteilungen fanden zwar den allseitigen Beifall der Volksvertretung, aber auf die allgemeine Stimmung vermochten sie keinen so grossen Eindruck zu machen, da sie die schlimmsten Meldungen über die brutalen Angriffe der anglo-amerikanischen Verbündeten nur sehr flüchtig berührten, ohne die vielfach aufgetauchten Gerüchte und englischen Kabelmeldungen aufzuklären oder zu berichtigen. So tobte denn der Kampf der Meinungen, Befürchtungen und Forderungen weiter, auch nachdem der Staatssekretär am 19. Juni nochmals dem Reichstage eine befriedigende Lösung der Samoafrage in Aussicht gestellt hatte.

Es war natürlich zu erwarten, dass speziell England in altbekannter Politik diesen Wünschen und Forderungen sich mit aller Macht widersetzen und auf die vielbewährte Nachgiebigkeit und versöhnliche Politik der deutschen Regierung im letzten Augenblick rechnen würde, trotzdem es allen Anlass hatte mit Rücksicht auf seine unrühmlichen Aktionen auf den Inseln, die missliche Lage in Süd Afrika und die wachsende Reihe der Misserfolge, die auch dort die englischen Waffen begleiteten, zu dankbarer Anerkennung der freundschaftlichen Haltung Deutschlands. Wer jedoch die Auslassungen der offiziösen Pressstimmen jenseits des Kanals in jener Zeit und später verfolgt hat, wird davon nichts empfunden haben. Im Gegenteil, jene Organe überboten sich mehr denn je bei Erörterung der Samoafrage in Schmähungen der deutschen Politik

in gemeinsten Angriffen auf die Deutschen und in bodenlosen Verleumdungen der deutschen Vertreter, welche das hinterlistige, rohe Intriguenspiel durch ihr unentwegtes wachsames Aushalten rechtzeitig vereitelten. In Amerika machte sich immermehr der Einfluss deutscher Stimmung und ruhiger Überlegung geltend. Sowohl englische wie amerikanische Autoritäten, die mit den Samoaverhältnissen wohl vertraut und als vollkommen unbefangen auch von ihrer Nation anerkannt wurden, verurteilten in scharfer Weise das verbrecherische Auftreten und Eingreifen der anglo-amerikanischen Föderation auf Samoa; und allmählich machte sich auch in der vernünftigeren urteilsfähigeren Presse eine etwas besonnere Stimmung geltend, sodass schliesslich die Verhandlungen zwischen den Mächten ungestört zu Ende geführt wurden.

In Deutschland wartete man mit einer gewissen Unruhe und Besorgnis auf dieses Ende. Dazu trugen viel bei die sogenannten „Offiziösen“, in welchen von Zeit zu Zeit unter dem Anschein amtlicher Zuflüsterung kurze geheimnisvolle Andeutungen über den Verlauf der Verhandlungen zwischen den drei Regierungen auftauchten, die meist nicht geeignet waren, gerechten Erwartungen und Wünschen zu entsprechen. Denn hier konnte man nach alledem nur eine befriedigende, der nationalen Ehre würdige Lösung der Angelegenheit in der Anerkennung der alten deutschen Rechte und Ansprüche erblicken. Einmal hiess es sogar, die vom Staatssekretär verheissene „reinliche Scheidung“ sollte in einer Dreiteilung Samoas unter den drei Mächten bestehen. Das wäre natürlich nur ein Tridominium in noch schlimmerer Komplikation gewesen und stiess auf lebhaften Widerspruch. Vor allen die „Tägl. Rundschau“ und die „Schlesische Zeitung“, welche von jeher besonders energisch für Samoa eingetreten waren, warnten dringend vor jeder Teilung des an sich kleinen Gebietes und erhoben auch als in letzter Stunde die Regierung nahe daran schien, die Rechte auf Samoa ganz aufzugeben, lebhaften Protest, der allgemeinen Widerhall fand und zwar in einer Übereinstimmung fast aller Parteiorgane, wie sie leider nur sehr selten zum Ausdruck gelangt. Fast ebenso einmütige Bedenken erregte die offiziöse Nachricht der „Times“: England sei nicht abgeneigt, gegen „hinreichende Entschädigungen“ durch andere Kolonialgebiete, sogar „zu Gunsten Deutschlands“ ganz auf Samoa zu verzichten — und der Beschluss des deutschen Kolonialrates im Oktober 1899 „ein vorteilhaftes Tauschgeschäft in Betracht zu ziehen und zu erwägen, ob es zur Beseitigung der Dreiherrschaft mit ihren mannigfaltigen Unzuträglichkeiten ratsamer sei, sich den Besitz der Insel Upolu durch Zugeständnisse an anderen Punkten zu sichern oder die Stellung in Samoa gegen bestimmte Kompensationen aufzugeben“!

In diesem letzteren Sinne bewegten sich auch unverkennbar die Unterhandlungen der Regierungen. Als von allen Seiten gegen eine Aufgabe Samoas lebhaft Protest erhoben wurde, trat in letzter Stunde schliesslich noch eine Wendung ein, die mit der unerwarteten Teilung Samoas zwischen Deutschland und Amerika und der Abtretung aller Vorrechte auf den Tonga-Inseln, sowie zweier Salomons-Inseln an England eine Lösung der brennenden Frage herbeiführte.

Wenn dieser Abschluss der langen und ereignisreichen Dreiherrschaft auf den lieblichen Inseln auch keineswegs ideal genannt werden kann, da Deutschland sich nur mit dem grösseren, westlichen Teil der Inselgruppe — gegen Verzicht auf seine grossen Vorrechte auf den Tonga-Inseln*) und zwei Salomons-Inseln zu Gunsten Englands begnügte, während es die kleineren, östlichen Samoa-Inseln: Tutuila und die Manua-Gruppe mit dem Hafen von Pangopango an Amerika cedierte (auch von unseren spanischen Erwerbungen — den Marianen — haben wir bekanntlich die Insel Guam mit dem besten Hafen Amerika überlassen müssen) so darf man doch hoffen, dass die neue Teilung Samoas bis auf weiteres eine gedeihliche, friedfertige Entwicklung des deutschen Gebietes gestatten wird. Das allein bedeutet wirtschaftlich und politisch einen grossen Erfolg. Denn ohne einen materiellen Nutzen zu gewähren, haben die kleinen Inseln der bedauerlichen Verteidigungspolitik furchtbare, materielle und nationale Opfer gekostet und das muss man ihnen lassen: den Diplomaten und Kolonialpolitikern manche schwere Sorgen bereitet, ja sogar mehr als einmal das Gleichgewicht der internationalen Friedenswage ins Wanken gebracht.

Deutsch Samoa.

So konnte denn nach Ratifikation des neuen Samoa-Abkommens (16. Februar) zu Berlin, schon am 1. März 1900 auf dem alten Königssitze Mulinuu bei Apia die deutsche Flagge mit grossem Jubel der Deutschen, in Gegenwart der meisten Ansiedler und mehrerer Tausend Samoaner, sowie einer Abteilung des „Cormoran“ unter Kapitän Emsmann von dem zum ersten Gouverneur Deutsch Samoas ernannten Dr. Solf gehisst werden. Auch die englische Mission machte „gute Miene zum bösen Spiel“ und beteiligte sich an dieser Feier, um gleichzeitig eine von Reverend Newell verfasste Ergebenheitsadresse zu überreichen, aus deren Inhalt hier für spätere Zeiten nachstehende Sätze wiedergegeben seien:

*) Vergl. den Abschnitt „Handel“.

„Wir erlauben uns insbesondere, Eurer Excellenz Aufmerksamkeit auf die Grundregel unserer Gesellschaft zu lenken, der zufolge ihre Vertreter bei allen politischen Fragen eine Haltung stricter Neutralität und Nichteinmischung zu beachten haben. Loyal und treu haben wir versucht, dieses Princip aufrecht zu erhalten und wir wünschen Eurer Excellenz die Versicherung zu erteilen, dass dieses Princip fortfahren wird, uns in jedem Teile unseres Wirkens zu leiten. . . . Zum Schlusse bitten wir, Eurer Excellenz nochmals versichern zu dürfen, dass es jederzeit unser Bestreben sein wird, den Verordnungen der Regierung Sr. Kaiserl. Majestät inbetreff aller Massnahmen, welche Sie in Ihrer Weisheit zur Förderung dieses Volkes zu ergreifen gedenken, unsere loyale und willige (hearty) Unterstützung zutheil werden zu lassen. Wir versichern Eure Excellenz, dass unser stetes Bestreben dahin gehen wird, die Bevölkerung mit dem Geiste der Loyalität und erleuchteter Mitwirkung bei Aufrechterhaltung von Gesetz und Ordnung zu erfüllen. Mit unseren loyalen Versicherungen sind wir Eurer Excellenz unterwürfige Diener.“

Nachdem seit dem 1. März 1900 die deutschen Farben über Upolu wehten und am 8. Juni auch auf Savaii in Matautu die Reichsflagge durch den kommissarischen Gouverneur Dr. Solf gehisst worden war, sind von unserem neusten Kolonialgebiet nur erfreuliche Berichte über die sicher fortschreitende Beruhigung und Gestaltung der Lage in die Heimat gedrungen. Die einst so kriegerischen und unruhigen Samoaner sind friedlich in ihre, von Barbaren verwüsteten, verödeten Wohnstätten zurückgekehrt, um nach einer langjährigen ununterbrochenen Schreckenszeit ihre Hütten wieder aufzubauen, die zerstörten und verwilderten Pflanzungen wieder herzustellen, die entweihten Stätten frommer Andacht, geheiligter Überlieferung und verstorbener Angehöriger von Schutt, Unkraut und den Spuren roher Kriegsthaten zu säubern und die Greuel und Verwahrlosungen der letzten Jahrzehnte abzustreifen.

Man sollte meinen, dass ein Volk, das ein Menschenalter unter solchen erschütternden politischen Einwirkungen, stets bedroht von der Brandfackel immer von neuem gehetzter Kriegsfurien, ohne jeden Schutz und äusseren Halt gelebt hat, völlig entartet und verwahrlost sein müsste, sodass es selbst dem tüchtigsten und besten Verwalter kaum möglich erscheint, bald wieder geordnete Verhältnisse und sich selbst Autorität zu verschaffen. Dennoch hat sich dieser Umschwung, zum Teil von selbst, ohne grosse Mühe vollzogen. Die Samoaner selbst sind schon lange kriegsmüde und glücklich, endlich Ruhe zu haben und dankbar für die Befreiung von dem unseligen Joch der Dreiherrschaft. Sie haben, was bisher keinem Machtgebot gelungen ist, ohne Gewaltandrohung sogar ihr kostbarstes Gut: die Waffen abgeliefert und über 6000 Gewehre preisgegeben, wofür ihnen als angemessene Entschädigung rund 100 000 Mk. von den drei Mächten gezahlt worden sind.

Damit ist der Friede in der Hauptsache gesichert, falls die Verwaltung der Inseln jeden neuen Waffenschmuggel verhindert und in geeigneter Weise alle Keime zu neuen Unruhen rechtzeitig erstickt. Das dürfte in den einzelnen Fällen bei guter Aufsicht und andauernder Föhlung mit den massgebenden Häuptlingen und Sippen nicht schwer halten.

Auch die Ansiedler und der Handel beginnen allmählich unter dem schwerentbehrten einheitlichen Schutz zu erstarken; neue Kulturarbeiten werden begonnen, die vorhandenen wieder in Stand gesetzt und die Bewohner atmen auf in froher Zuversicht auf eine bessere, erspriessliche Zeit. Apia selbst, das bisher zu keiner Blüte gelangen konnte und nicht aus dem Rahmen einer primitiven Kolonie heraustrat, beginnt sich zu vergrössern und zu verschönern, mit städtischem Geiste zu beleben.

Auch daheim regt sich das Interesse für Deutsch Samoa, wie die zahllosen litterarischen Erzeugnisse aller Art beweisen, und die Lust zur Ansiedlung dort. Das ist erfreulich, solange solide und strebsame Absichten damit verbunden sind. Keineswegs aber st für die Entfaltung der jungen Kolonie eine allzugrosse Überflutung mit neuen Unternehmern erwünscht. Je langsamer die wirtschaftliche Erschliessung und Besiedlung der Inseln vor sich geht, desto sicherer und schöner wird Deutsch Samoa erblühen und dem Mutterlande zur Zierde gereichen, falls dieses für die nächste Zeit die, im Vergleich zu den bisherigen zwecklosen Opfern verschwindenden, Kosten nicht scheut, die nicht mehr bedeuten, als das sicher und gut angelegte Meliorationskapital zur Erschliessung und Bonitierung eines devastierten, fruchtbaren Gutes. Möge die Kolonialverwaltung dessen eingedenk sein und die deutsche Volksvertretung nie zögern, an Samoa wieder gut zu machen, was an ihm gesündigt worden ist. Dann wird die Perle der Südsee bald ein strahlender Edelstein unseres Kolonialbesitzes, ein dankbares Kind der mächtigen Mutter sein und bleiben — solange die Mutterliebe ihm treu ist.

Von den Samoanern.

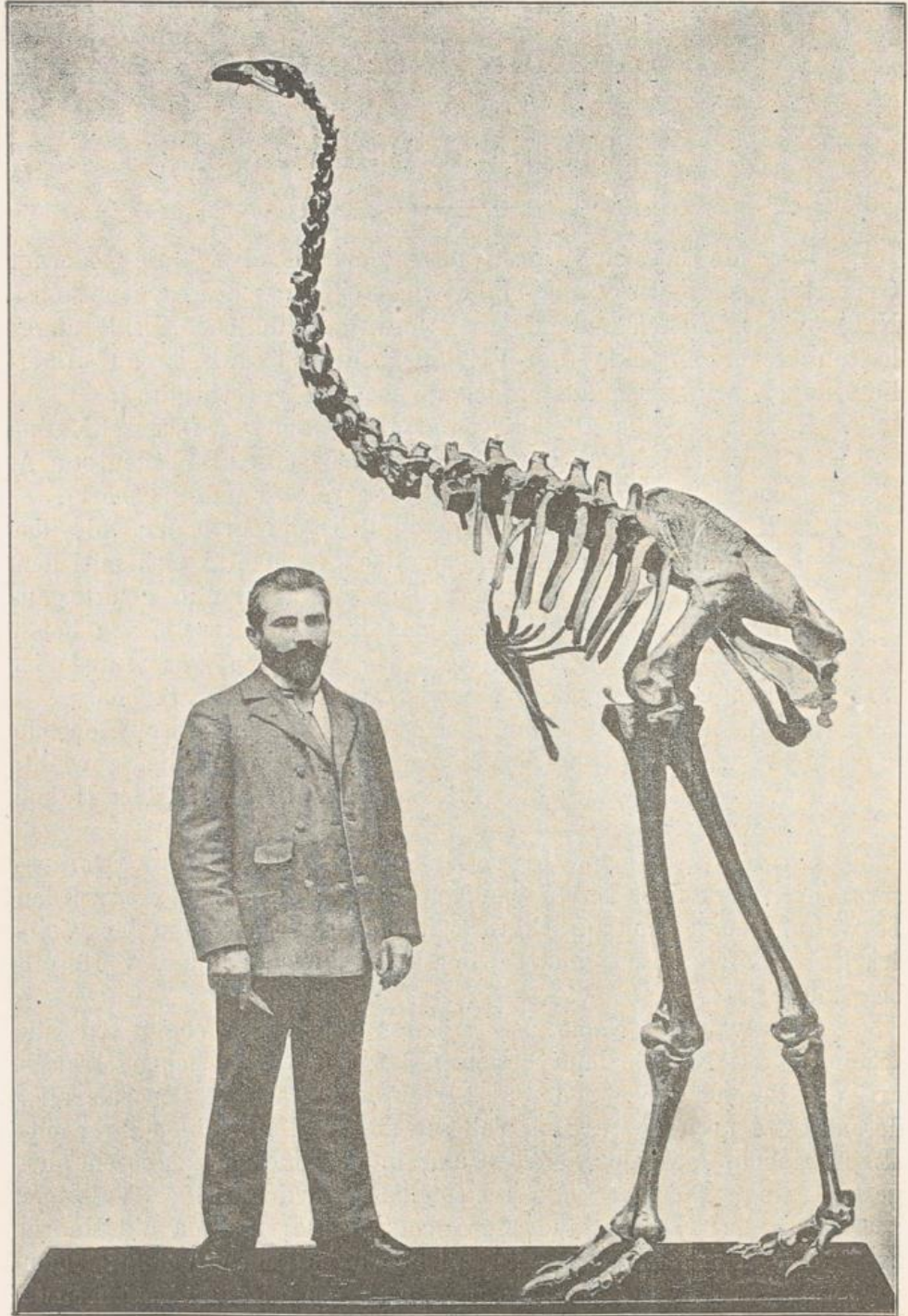
Der Name Samoa.

Über die Entstehung des Namens Samoa sind sich die modernen Gelehrten noch ebensowenig einig, wie die Träger des Namens selbst. Neben verschiedenen anderen ganz unwahrscheinlichen Erklärungen hatten bisher folgende drei Versionen, die sich direkt auf Überlieferungen bzw. Sagen stützen, am meisten Berechtigung:

1. Moa soll die älteste Königsfamilie auf der Ostinsel Manua gewesen sein, die über die Inseln herrschte. Sa bedeutet u. A. zugehörig; Samoa heisst also der Moa-Familie gehörig.
2. Moa bedeutet in der Sage bildlich: der Leib der Erde, das Erdinnere. Die Erde (Tangaloa) vermählte sich mit dem Himmel (Lalolangi, auch Tangaloalangi) und zeugte aus ihrem Leib — Moa — das Land, die Inseln. Sa heisst geweiht, heilig, so viel wie verboten; das Land ist dem Leib Tangaloas geweiht und heisst also Samoa.
3. Moa heisst das Huhn, der grösste auf den Inseln lebende Vogel, der in der Mythe mehrfach als sa, heilig, geweiht, verboten, bezeichnet wird; Samoa heisst also: „dem Huhne geweiht.“

Es giebt noch eine vierte Erklärung, die allerdings voraussetzt, dass die Samoa-Inseln von Neu Seeland aus bevölkert wurden bzw. auf Neu Seeland zurückgreift, die Verfasser bereits in der „Zeitschrift für afrikanische und ozeanische Sprachen“ Jahrg. V Heft 3 begründet hat:

Moa war der Name der grössten bekannten Vögel, der anscheinend auf Neu Seeland beschränkten 3 bis 4 m hohen straussartigen Riesenläufer aus der ausgestorbenen Gattung *Dinornis* etc., deren Reste noch heute, zum Teil gut erhalten, in Höhlen ihrer einstigen Heimat gefunden werden und in verschiedenen Museen aufgestellt sind. Diese Riesenvögel spielen natürlich in der Volksage der Maoris auf Neu Seeland eine grosse Rolle; und da die Maoris zweifellos mit Samoanern und allen polynesischen Volksstämmen verwandt sind, ausserdem unverkennbar die älteste und höchste Kultur besitzen, ist mindestens anzunehmen, dass den Samoanern die Existenz jener mächtigen Tiere bekannt gewesen ist, dass sie auch in ihre Volkssage Eingang gefunden haben. Wahrscheinlich ist, dass auch die Samoa-Inseln von Neu Seeland aus bevölkert sind, und dass



Moa - Skelett im Naturwissenschaftlichen Museum zu Magdeburg.

die Schiffer, welche vielleicht nach langer Irrfahrt an den rettenden Gestaden der heutigen Samoa-Inseln Zuflucht und Nahrung fanden, die Insel Samoa, „dem grossen, mächtigen Moa geweiht“, taufte. Die erste und dritte der bisher am meisten berechtigten vorerwähnten Erklärungen lässt sich mit dieser Deduktion vereinigen:

a. Die meisten Familien- bzw. Häuptlingsnamen der Polynesier sind der Natur, dem Tier- oder Pflanzenreich entlehnt. Vielleicht gehörte der Führer oder die Familie der ersten Besiedler Manus der Moa-Familie (Neu Seelands) an, die ihren Namen dem grossen Moa entlehnt hatte; dann würde die 1. Version völlig mit der neuen Erklärung zusammenfallen.

b. Samoa heisst (cfr. 3) dem Huhn, dem grössten der befiederten Bewohner der Inseln geweiht. Das Samoa-Huhn ist aber wahrscheinlich gar nicht samoanischen Ursprunges. Es ist zum mindesten sehr zweifelhaft und nicht erwiesen, dass die ursprüngliche Fauna der jungen Inseln Hühner aufwies, deren Heimat bekanntlich das malayische Gebiet, speziell die Sunda-Inseln, vielleicht auch Ostasien ist. Sicherlich stammt das Huhn, das heute den Ehrennamen Samoa trägt und übrigens „wild“ auf den Inseln fast nur im Küstengebiet vorkommt, nicht direkt von dem wilden Huhn ab. Es ist vielmehr sehr wahrscheinlich, dass Hühner, wie Schweine erst in neuerer Zeit, d. h. in den letzten Jahrhunderten durch Schiffe nach Samoa gekommen sind, dass die Inseln längst Samoa hiessen und die Eingeborenen Samoaner waren, bevor ein Hahn auf Samoa krächte. Dagegen scheint es wohl erklärlich, dass der Name der Riesenvogel: Moa den ersten Hühnern als den grössten Vögeln verliehen wurde, als sie auf den Inseln erschienen, und dass sie, da ihrer zunächst nur wenige waren, auch hoch geehrt und für geheiligt, sa erklärt wurden.

Somit sprächen drei Theorien dafür, dass Samoa „dem (neuseeländischen) Moa geweiht“ heisst.

Aus der samoanischen Mythologie.

Die Erklärungen der Samoaner für die Entstehung der Inseln und dessen, was auf ihnen lebt, sind sehr interessant und poetisch. In der Mythologie aller Polynesier schwebt über dem Gebäude der religiösen Überlieferung und dem heidnischen Mysterium als Urwesen, Ursprung alles Vorhandenen im Weltenraum die Gottheit Tangaloa (gleichlautend auf Hawaii, Tangaroa auf Neu Seeland u. s. w.), wenn auch die Mythe in abstrakter Philosophie scheinbar über ihn

hinausgreift, bezw. ohne ihn zu nennen, beginnt, so lässt doch, wenigstens die Samoa-Sage erkennen, dass Tangaloa immer war; denn er wird schliesslich nur verkörpert und bei dieser Gelegenheit genannt.

Auch die samoanische Schöpfungssage weist mancherlei erhebliche Variationen auf, die zum Teil sehr den Charakter willkürlicher Phantasie wie praktischer Ergänzung tragen und subjektiv ausgeschmückt sind. Hier seien nur die wesentlichsten interessantesten Vorstellungen wiedergegeben. Die Schöpfungssage beginnt mit „nichts“ oder auch „unendlich“. Im Anfange war Leai (nichts) d. h. nichts Wahrnehmbares, nichts im Weltall. Aus dem Leai entsprang, als erster Begriff Nanamu, Geruch, Wohlgeruch, der allmählich als Efuefu, Dunst, Rauch, das Nichts den Raum erfüllte. Aus dem Rauch wurden Wolken, Ao, und endlich Eleele, die Erde, das Feste im Raume. Wolken und Winde belebten alsdann den Dunst. Aus den Wolken erschien Tangaloa. Durch seine Macht entstanden auf dem Eleele: Masina, der Mond; La, die Sonne; Sami, das Meer und Vai, das Süsswasser. Infolge einer grossen Katastrophe (Sintflut) flohen Mond und Sonne zum Himmel, Langi; die Felsen dagegen wurden vom Meere verschlungen und es entstand das Feuer, Mu, das sich mit dem Wasser verheiratete und von neuem die Erde Samoa zeugte.

Es ist auffallend, wie dieser Ideengang mit der thatsächlichen bezw. als sicher angenommenen, vulkanischen Entstehung der Inseln übereinstimmt. Denke man sich nur Leai als Meer, das vor der Erhebung der Inseln an ihrer Stelle ungehindert wogte, so folgt als erstes in der Ferne wahrnehmbares Zeichen des vulkanischen Durchbruches der Dunst, diesem üblicher Schwefelgeruch, bis man näher kommend den Rauch erkennt; und dann blieb nach dem ersten Ausbruch ein Stein-Aschen-Lavahaufen über dem Meere. Ein zweiter Ausbruch zerstörte diesen, und aus einem grossen Kampfe zwischen Feuer und Wasser entstand ein grösseres Stück Festland über dem Meeresspiegel. So wurden durch immer neue durchbrechende Auswurfmassen allmählich die Inseln aufgetürmt.

Die Schöpfungssage lässt dann zunächst als einzige die Sintflut überlebende Wesen die Taube, Lupe und das Huhn, Moa erscheinen. Auf den aus dem grossen Kampfe zwischen Feuer und Erde entstandenen Felsen siedeln sich winzige Pflanzen, Moose, Limu an, aus ihnen entstehen Kräuter, aus den Kräutern Sträucher, dann Bäume, schliesslich Lianen, die sich um die Bäume winden und aus den Lianen ist dann die Schlange, Gata (spr. nasal: ngata) entstanden.

Das ging alles sehr schön und bewundernswert logisch, aber am vollkommensten Erdenwesen scheidert die Geschichte. Für den Menschen fehlt auch den samoanischen Naturphilosophen das Binde-

glied. Er erscheint ganz plötzlich; er wird, wie es die Bibel lehrt, unvermittelt von Gott geschaffen. — Wenn man die ganze Entwicklung dieser Schöpfungssage mit der biblischen Entstehung der Erde vergleicht, findet man überhaupt, wie das ja auch in den Schöpfungssagen anderer Naturvölker der Fall ist, manche Ähnlichkeit. Das samoanische Wort für Mensch heisst ta(n)gata und weist bildlich auf das letzte Glied der hier verfolgten Mythe: gata, die Schlange hin; ta heisst schlagen, erschlagen, also könnte man folgern, dass der Mensch durch Erschlagen der Schlange entstand.

Für die Allmacht Tangaloas spricht folgende Mythe der Samoaner. *) „Der Gott Tangaloa wohnte in den Weiten. Er machte alle Dinge. Er allein war da, noch kein Himmel, noch kein Land; er allein wandert umher in dem Weltall. Keine See war da, keine Erde, aber da an dem Orte, wo er stand, wuchsen empor die Felsen. Tangaloa Faatupunuu hiess er, alle Dinge sind von ihm geschaffen, denn alle Dinge waren damals noch nicht geschaffen, der Himmel war noch nicht gemacht, noch irgend etwas sonst; aber der Felsen wuchs auf da, wo er stand. Dann sprach Tangaloa zum Felsen. Spalte sich, dann kam hervor Papatooto (Papa der Fels), dann Papasolo, dann Papaluaau, dann Papaanuanu, dann Papaeleele u. s. w. und Tangaloa stand da nach Westen blickend und sprach zum Fels; dann schlug er den Fels mit der rechten Hand und er spaltete nach der rechten Seite, dann kam die Erde hervor und die See und dann alles Weitere.“

Neben Tangaloa verehrten die Samoaner eine grössere Zahl von allgemeinen Volksgöttern, welche die Himmel oder die Erde bewohnten, aber in keinem irdischen Wesen versinnbildlicht waren. Sie waren bedeutungsvoll für verschiedene Erscheinungen und Lebensvorgänge, teils günstiger, teils schlimmer Art. Einer von ihnen war Mafuie, er hatte sein Reich in der Erde und war der Ursprung aller irdischen Vorgänge, unter anderm auch der Erdbeben. Man sagte, er sitze unterhalb der Erde, welche an einem langen Stiele befestigt sei, und wenn er sich ärgerte, dann rüttelte er an diesem Stiel, sodass die ganze Erde erbebe. Das kommt auf Samoa sehr häufig vor. — In einer anderen Sage heisst es: Mafuie war ein Langschläfer und wenn er sich mit seiner Riesengestalt auf die andere Seite legte, dann wackelte die Erde auch. Wenn der Gott gerade besonders aufgelegt war, dann fing er an, in der innern Glut der Erde zu schüren, solange bis die Glut die Erde durchbrach und mit Rauch und Feuer aus den Bergen hervorsprühte. Übrigens soll auch Mafuie, wie sein altgriechischer und römischer Kollege lahm sein.

Ein anderer dieser Götter war Moso, gleichbedeutend mit dem Teufel der christlichen Lehre. Die Samoaner verehrten ihn als Kriegsgott. Wenn es sich darum handelte, ihren Feinden zu schaden,

*) Nach Bastian „Die Samoanische Schöpfungssage.“

dann wurde er angerufen und gebeten, sie auf ihrem Kriegspfad zu begleiten und Verderben unter die Feinde zu bringen. Das Wort Moso diente gleichbedeutend mit der Verwünschung „Hol dich der Teufel“ als Fluch und Verwünschung. In dem Ausruf „aina oe a moso“. — Ein ebenso unheimlicher Gott, aber mehr für Kinder, war Sepo. Er ist etwa zu vergleichen in der kindlichen Auffassung mit dem „schwarzen Manne“. Mit ihm suchte man Kinder zu schrecken und einzuschüchtern und der Ruf „aina oe a sepo“ wirkte ebenso verblüffend wie bei uns der Ausruf „der schwarze Mann kommt“. Einige andere dieser Gottheiten waren Lesa gleichbedeutend mit Ceres, Gott der Fruchtbarkeit, Tiitii, der Gott des Feuers, welcher den Eingeborenen gelehrt hatte, durch Reiben zweier trockner Holzstücke überall Feuer zu entzünden, und Losi der Beschützer der Pflanzungen.

Ausser diesen dem Volk im allgemeinen heiligen Göttern verehrten sie eine Anzahl von Distriktsgöttern, welche jeweilig den politischen Bezirken als besondere Gottheiten in Tieren, Sternen und Meteoren vorschwebten. Auch sie hatten ganz verschiedene Bedeutung. Einige incarnierten günstige Gewalten im Kriege und Frieden, im häuslichen Leben, bei Reisen, Wanderungen u. s. w.

Auch jede Ortschaft, (jedes Dorf) hatte ihre besonderen Götter, welche meistens in bestimmten Hainen und Orten verehrt und angebetet wurden. In einzelnen Ortschaften hatte man besondere Gotteshäuser und Grotten, wo die Verehrung stattfand. Wo solche fehlten, diente auch das grosse Gemeindehaus als Stätte allgemeiner Verehrung. Für diese Ortsgötter waren meistens besondere Priester auserwählt, welche der Gemeinde den Willen und die Wünsche des Gottes verkündeten.

Auch jede Familie verehrte ihren besondern Schutzpatron, oft mehrere, wiederum je nach der Bedeutung im Leben. Hier versah die Stelle des Priesters der Hausvater. Er rief den Familiengott an und weihte ihm die Kava und sprach zu ihm, vermittelnd und Wünsche äussernd.

Die Verehrung der Götter im allgemeinen wurde symbolisch durch Darbringung von Opfern ausgedrückt. Menschenopfer scheinen die Samoaner nie dargebracht zu haben, wie es auch unwahrscheinlich ist, dass sie jemals Kannibalen im allgemeinen Sinne gewesen sind. Die Sage erzählt zwar von einigen blutdürstigen Menschenfressern, speziell hohen Häuptlingen, aber aus der Erzählung geht gleichzeitig hervor, wie fremdartig und abscheulich diese grauenhafte Liebhaberei von dem allgemeinen Volke empfunden worden ist. Hauptsächlich beschränkte sich die Opfergabe auf Darbringung von essbaren Tieren, Feldfrüchten und sonstigen wertvollen Tributem. Die hauptsächlichsten Tiere, in welchen sich die Gottheit aufhielt, waren die Eule, der Star, die Eidechse, der Hai, der Tintenfisch, die Schlange usw.

Wenn man eines dieser Tiere tot auffand, dann wurde es geweiht und feierlichst bestattet.

Noch heute lebt der Glaube an diese alten Gottheiten auch unter den christlichen Samoanern fort. Die guten Götter haben vollen Ersatz gefunden in den Lehren des Christentums, die bösen aber fürchtet man abergläubig, wie bei uns das Volk die bösen Geister, auch heute noch und besonders des Abends in der Dunkelheit, im Walde und in den Bergen, ist der Ruf der Samoaner *emoso*, *esepo* u. s. w. als gruselnder Ausruf noch ziemlich häufig.

Auch der Glaube an eine Unterwelt „*Pulotu*“, als die Heimat der Erdengötter, Geister und das Jenseits der Menschen ist noch im Volke erhalten.

Die heidnischen Samoaner waren fest überzeugt, dass die Seelen der Verstorbenen weiterleben nach dem Tode, je nach Verdienst und Thaten im Diesseits. Darin beruhte die erstaunliche Macht ihrer Überlieferungen und die Scheu vor Übertretung der Gesetze. Die guten Seelen gingen ein zu einem Leben voller Wonne, das ihnen nach Ansicht der Einen auf *Pulotu*, einer „Insel der Seeligen“ im Westen von Samoa winkte, wo es nie regnete, wo Essen in endloser Fülle und Güte, natürlich ohne Arbeit, ihrer harrt e dargeboten von den schönsten, nie welkenden Mädchen. Andere verlegten diese Gefilde des *Pulotu* nach West Savaii, wo bei *Falealupo* zwei Erdöffnungen mit Ehrfurcht als Eingangspforten betrachtet wurden. Von diesen beiden Höhleneingängen ist die grössere für die Adelsgeschlechter, die kleinere für das gewöhnliche Volk bestimmt. Die persönlichen und Familiengötter geleiten die Geister der Verstorbenen, nachdem sie durch lange Trauerceremonien aus dem Körper befreit sind, dorthin und führen sie ein in die göttliche Geisterwelt, wo sie zu neuem Leben erwachen oder zu göttlicher Würde gelangen, um, wie die Heiligen der katholischen Kirche, dann von ihren Angehörigen oder dem gesamten Volke für heilig erkannt und, allerdings ohne bildliche Reproduktion, verehrt, geliebt oder gefürchtet zu werden.

Auch heut noch pflegen die Eltern und Verwandten während der Geburt eines Kindes die Hausgötter anzurufen, und der dessen Name im Augenblick des Eintritts des Neugeborenen in die Welt gerade genannt wird, ist der Schutzpatron des jungen Menschenkindes und bleibt es sein Leben lang.

Auch im letzten Kriege zeigten sich noch untrügliche Beweise des Fortlebens der alten Mythologie, indem die Frauen die gefallenen Krieger, wie ehemals, am Orte ihres Todes auf Matten betteten und abwarteten bis ein Tier, eine Ameise, ein Käfer oder dergl. sich auf der Matte zeigen würde, um anzudeuten, dass die Seele den Körper verlassen habe und nach dem *Pulotu* wandere, um dort Ruhe zu finden.

Ebenso lebt gewisse Ehrfurcht vor vielen göttlichen Tieren noch ungeschmälert weiter, zumal wenn sie göttliche Urahnen hoher Familien incarnieren. Das gilt besonders von der schwarzen Eidechse, Pili. Nach den Erzählungen der Samoaner ist die Eidechse ein Sohn des höchsten Gottes Tagaloalagi, und des Regenbogens. Infolge dieser hohen Verwandtschaft hat die Eidechse auch sehr grossen Einfluss; und auf ihre Bitten schickt der Wettergott, wenn die Menschen von bösem Wetter belästigt werden, besseres. Seinen Einfluss nützt das Tier um so mehr zum Besten der Menschen aus, als es von seinem Vater den Auftrag erhalten hat, den Menschen überhaupt, in Sonderheit ihren Nachkommen, hilfreich und tröstend zur Seite zu stehen. Zuerst erhielt die Eidechse den speziellen Auftrag, den Samoanern die Kunst des Landbaues und die des Fischfangs beizubringen. Dieser Aufgabe entledigte sie sich so gut, dass sie nunmehr damit betraut wurde, den Samoanern als Gott des Hauses und des Heerdes, als Schutzgott in Gefahr und Not, zu Lande und zu Wasser zu dienen, so dass die Insulaner sich mit der Zeit daran gewöhnten, die Eidechse für ihren wichtigsten und höchsten Gott anzusehen, und dass sie schliesslich ihr die Verehrung erwiesen, die eigentlich ihrem Vater Tagaloaalagi zukommt.

Sprache, Musik und Dichtung.

Die Samoa-Sprache ist am nächsten verwandt der der Tonganer und benachbarter polynesischer Inseln, dann der der Maoris und Tahitenser, während die Dialekte auf Hawaii vielfach schon stark von der polynesischen Ursprache (der Maoris) abweichen. Die Sprache der Samoaner gehört, wie alle malayisch-polynesischen zu den glutinierenden oder polysynthetischen, weil die Trennung von Wort und Satz in ihr noch nicht voll entwickelt ist, bezw. nicht immer zum Ausdruck kommt. Die einfachen Wörter werden aneinander gereiht und oft zu einem zusammengesetzten Worte mit der Bedeutung eines Satzes vereinigt, z. B. fia'ai = ich will essen, fiainu = ich will trinken, ich habe Durst, tatou'o = wir wollen gehen, taufoi = eine Leine (tau) am Ruder (foi) befestigen.*)

*) Vergl. Dr. B. Funk, „Kurze Anleitung zum Verständnis der samoanischen Sprache, Grammatik und Vokabularium“; Mittler & Sohn; — ferner Pratt „Grammar & Dictionary of the Samoan language“; London Missionary society — und Dr. O. Sierich „Deutsch samoanisches Taschenwörterbuch“; Hamburg, A. Ebert. — Das kleine Büchlein von Dr. Funk ist für schnelle Erlernung der wichtigsten Redensarten und Aussprachen sehr geeignet.

Die Sprache ist sehr phonetisch, reich an Vokalen, aber deshalb auch für einen Fremden ziemlich schwer zu lernen, wenn schon ihr Klang das Ohr sehr angenehm berührt. Sie kennt nur 11 Consonanten: f, g, l, m, n, p, s, t, v (b, c, d, h, k, q, r und x sowie auch y sind ihr ursprünglich fremd), neuerdings hat das malayische k vielfach das t verdrängt. Jedes Wort endet mit einem Vokal und jeder Consonant steht zwischen Vokalen. Diphtonge im eigentlichen Sinne giebt es nicht; jeder Vokal wird selbständig gesprochen, obwohl bei schnellem Sprechen ein fremdes Ohr Verschmelzungen zu hören glaubt. Viele Worte bestehen nur aus Vokalen, oft aus mehrfacher Wiederholung desselben z. B. a'a = Bastfasern, auch stossen, der Stoss; oder a'aa'a = Name einer Pflanze (Siegesbeckia) oder als Verdopplung von a'a = fasrig sein, viele Fasern haben wie die Cocosnuss; ferner z. B. eaea, eine Krankheit, éeu = zahm sein; ioe = ja u. s. w.

Solche Worte, wie eine grosse Zahl anderer überhaupt, können in derselben Schreibweise je nach der Aussprache und Satzverbindung ganz verschiedene Bedeutung haben. Z. B. ii kann bedeuten: Aufschrei, Sauce, als Sauce benutzt werden, ein kleines Kraut, ein Unkraut (Oxalis), hier; ava heisst: Bootspassage im Riff, avā, die Gattin, āva, der Bart, āvā, Respekt bezeugen u. s. w. Ebenso vielseitig ist die Bedeutung längerer und mehrsilbiger Worte, je nach ihrer Zusammensetzung aus solchen veränderlichen Grundlauten. Das samoanische g wird wie nasales ng gesprochen, Pagopago, der Hafen und Ort auf Tutuila, also wie Pangopango.

Das Ohr gewöhnt sich aber ausserordentlich schnell an diese Feinheiten und die Samoaner besitzen, dank ihrer hochentwickelten Intelligenz und ihres schnellen Auffassungsvermögens, die angenehme Tugend, den richtigen Sinn auch bei rücksichtsloser Misshandlung der Regeln aus den Worten vom Gesicht abzulesen. Nur im Frauenhaus, wo die alten Damen gewöhnlich versammelt sind, wird dem sprachschwachen Fremdling durch erbarmungslose Kritik und schadenfrohes Gelächter gezeigt, wieviel Unsinn und Witze er in wenigen Worten unbeabsichtigt producieren kann.

Eine sehr wichtige Erscheinung ist die Verdopplung von Silben und Worten; bei Verben zeigt sie den Plural oder in einzelnen Fällen die passive Form an; manche Hauptwörter werden durch Wiederholung adjektivisch, z. B. ele, Schmutz, eleelea, schmutzig.

Wie die Malayaen, so haben auch die Samoaner eine Höflichkeitssprache, die im Verkehr mit oder zwischen Häuptlingen angewendet wird und von der Volkssprache wesentlich abweicht durch besondere Worte und Phrasen; z. B. essen heisst gewöhnlich ai, bei Häuptlingen taumafá, bei Tulafales tausami und bei ganz hohen Herren taūte; baden heisst gewöhnlich taele, beim Häuptling taufa; der Bürger schläft in einem moenga, der Herr in einem taufāngo u. s. w.

Die Anrede für einen Samoaner von Stand ist alii = Herr, der gewöhnliche Mann wird sole = Freund gerufen, hohe Häuptlinge werden mit lau susunga, etwa so viel wie Eure Excellenz, höchste von königlicher Hoheit mit lau- oder lana-afionga apostrophiert, — Die Frau des Volkes ist avā, di Dame tamaitai. Das Mädchen ist eine Blume, funga und wird so gerufen, die Häuptlingstochter sina, die Helle, Lichte!

Der samoanische Gruss heisst talofa, zusammengesetzt aus ou te alofa = ich liebe Dich; „lebe wohl“ heisst tofa, oder tofa soifua, wenn es besonders gut gemeint ist; prosit zum Wohle: manuia u. s. w. Der Ton ruht im allgemeinen auf der vorletzten Silbe, wird aber mit Vorliebe von Deutschen verlegt; so hört man noch oft Sāmoa, statt Samōa, Ūpolu, statt Upōlu, Āpia, statt Apīa. Die Eigennamen der Samoaner deuten, wie bei unseren Vorfahren, auf gewisse Eigenschaften oder Tugenden hin; z. B. Malietoa der Königsname bedeutet tapferer (malie) Krieger (toa). Familiennamen im eigentlichen Sinne giebt es nicht, ausser in Form von erblichen Titeln und besonderen Würden, die aber nur auf einen bestimmten Träger übergehen. Innerhalb des gegebenen Rahmens der Laut- und Wortbildung aus dem vorhandenen Buchstabenmaterial dürften ziemlich alle Möglichkeiten erschöpft sein, d. h. in der Sprache Verwendung gefunden haben; jedenfalls ist es schwer, aus drei oder vier der gegebenen Buchstaben eine Folge zu bilden, die nicht einen Sinn hat. Daher kann die liebende Mutter schon das erste Lallen ihres Kindes verstehen, und z. B. lala'a u. s. w. als „komm her“ oder „aufstehen“ übersetzen.

Eigentliche Musikinstrumente besaßen die Samoaner nicht; sie hatten allerdings auch tönende Instrumente, die zur Begleitung der Gesänge und Tänze dienten, z. B. eine in ein Stück hartes Holz eingefügte dünne Holzcheibe, die mit kleinen Schlägern bearbeitet wird und Klänge, ähnlich den dumpferen Tönen des Xylophons, von sich giebt; ferner eine Art Hirtenpfeife — mehrere Bambuspfeifen aneinander gereiht. Grosse Bedeutung hat die Holztrommel, nafa, ein mehrere Fuss langer schlitzenartig ausgehöhlter Baumstamm aus tönendem Holz. Dieses Instrument war ursprünglich Vorrecht gewisser Ortschaften mit hohen Häuptlingen, denen sie als Signaltrommel diente. Mit den Fäusten oder Holzschlägern bearbeitet, giebt sie dumpfe aber sehr laute, weithinschallende Töne. Daher bedienten sich die Häuptlinge ihrer als Fernsprecher. Bestimmte Schläge in entsprechender Zahl oder Folge haben auch bestimmte Bedeutung; sie rufen die Häuptlinge der Ortschaft oder des Bezirkes zu ihrem Gebieter, geben das Zeichen zu wichtigen Handlungen, zum Angriff im Kriege u. s. w. Jetzt dient die Nafa auch als Kirchenglocke; ihr dumpfes Getöse ruft die Gläubigen zur Andacht nach dem Gotteshause. Der Laut der Trommel wird verstärkt, indem

man sie auf Matten legt. Als Signalhörner im Kriege, sowie bei festlichen Umzügen u. s. w. werden grosse Muscheln, pu, benutzt, deren Ton an den der Heulbojen erinnert und ohne sehr laut zu sein, sich sehr weit fortpflanzt.

Trotz dieser Einförmigkeit ihrer musikalischen Werkzeuge besitzen die Samoaner eine grosse Anlage für Ausübung von Musik und feines Verständnis für Instrumentalmusik. Besonders schnell haben die Mund- und Ziehharmonikas, sowie Accordzithern, vor allem unter dem zarteren Geschlecht, Sympathie und Verwendung gefunden. Eine kurze Orientierung über die Einrichtung ohne besondere Anleitung genügte so mancher braunen Jungfrau, um sich auch schon daran zu wagen; und nach einigen Versuchen kann man bereits den Erfolg in Tanz- oder Liedermelodien erkennen. Auch den Zweck der Klaviatur am Flügel haben die Mädchen meist schnell erfaßt; vermöge der natürlichen geschmeidigen Gelenkigkeit ihrer Hände und Finger lernen sie auch leicht Klavier spielen. — Nirgends fehlt es den freundlichen Geschöpfen an Anlage und auch Talent.

An Weichheit und schmiegsamem Tonlaut kann das Samoanisch am ersten mit dem Italienischen verglichen werden und es eignet sich auch infolge seines Vokalreichtums für den Gesang ausserordentlich. Die Entwicklung der Tondichtung steht aber auf einer niedrigeren Stufe als die der Poesie. Die Samoaner sind fast ausnahmslos musikalisch veranlagt. Ihre Gesänge, die sich überwiegend in Moll bewegen, haben zumeist einen getragenen Charakter und berühren unser Ohr auch in der Gliederung der Melodien, sympathisch und keineswegs überraschend, wie die beigegebene, kleine Probe — eine richtige achtaktige Periode — zeigt. Oft freilich sinken die Weisen auch zu einem eintönigen, rhythmischen Tonfall herab. In der musikalischen Begleitung giebt sich ein sicheres Empfinden für Harmonie und Rhythmus kund. Ihre Vortragsweise — die Samoaner singen übermässig breit, ja plärrend — wirkt auf uns im Einzelgesang immer unschön, im „ensemble“ jedoch, namentlich wenn leise gesungen wird, ist der Eindruck oft recht eigenartig und sympathisch. Aus der Empfänglichkeit für Melodik erklärt sich auch die grosse Freude an leicht fasslicher Musik. Ihr Ohr fasst die Melodie schnell auf und behält sie auch leicht.

o lu - e lu - e mā - li - e o la - u si -
 va - ē o lu - e lu - e si - va - e o ma - li - e

Tanztakt. Wird zunächst im Zeitmass „Andante“ gesungen und steigert sich, ungezählte Male wiederholt, bis zum „Prestissimo“.

Wenn man ihnen z. B. ein leichtes Lied vorsingt, so wird der Chor schon beim zweiten Verse richtig begleitend mitwirken, den dritten Vers melodisch mitsingen und nach einiger Zeit wird die etwas umgearbeitete Melodie mit samoanischem Text gesungen. Internationale Gassenhauer finden daher auch auf Samoa fruchtbaren Boden; und das bekannte Gigerl-Lied machte 1895 in einer famosen Uebertragung des Kaiserl. Marinestabsarztes Dr. Krämer als

„Manaia, manaia, se' panga le manaia; mata] mata taufa ata le teine samoa“ u. s. w.

die Runde um die Inseln; als es herum' war' hatte allerdings die Melodie erhebliche Korrekturen erfahren; der Text aber hatte sich erhalten.

Besonders empfänglich waren und sind die Samoaner für den Choralgesang, und demgemäss haben auch Kirchenlieder schnell bei ihnen Anklang und Aufnahme gefunden.

Zur schönsten Wirkung gelangt der Samoagesang im Bootsliede und in echten Stimmungsliedern, die der magische Reiz des Abends und der Tropennacht im Mondlicht hervorruft, während die Melodik bei festlichen Gelegenheiten und besonderen Veranstaltungen stark vom Rhythmus verdrängt wird. Dagegen tritt hier dichterisch-improvisatorische Anlage stark in den Vordergrund. Die Texte der Gesänge werden der Veranlassung, den Gästen und Ereignissen angepasst und während des Vortrages verfasst bzw. erdacht. Das ist geradezu erstaunlich. Unvorbereitet „wie er sich hat“ suffliert der Improvisator dem Chor die Worte und — die Hauptsache — den Refrain; und so werden viele Strophen auf einen Gast oder eine Gelegenheit abgesungen; oft sind sie ebenso treffend, wie witzig und hübsch. Beifall der Menge lohnt den Dichter, von dessen schönen Gedanken oder auch satyrischen Versen der Fremde selten etwas versteht und erfährt — wenn er nicht samoanisch kann, — denn der Dolmetscher giebt ihm meist — wenn der Text nicht schmeichelhaft ist — eine sehr freie Übersetzung.

In Kriegszeiten werden die Feinde in Versen verhöhnt, Heldenthaten aus der Geschichte bedichtet; bei Besuchsfeiern gilt es, die Gäste durch gereimte Sätze zu ehren u. s. w. Der Refrain ist, wie gesagt, meist die Hauptsache und für den Chor bestimmt, während den Haupttext der Dichter selbst oder einige Sänger mit geringer Modulation in mehr plärrendem eintönigem Solo vortragen.

Die Samoaner haben eine ganze Anzahl alter fortlebender Liedertexte historischen und mythischen Inhalts, die bei bestimmten Veranlassungen immer wieder gesungen werden. Dagegen unterliegen die neueren Texte und Melodien einer gewissen Modezeit, wie die Gassenhauer und Saisonlieder bei uns. In den neunziger Jahren war z. B., von Honolulu eingeführt, das Lied der Susanna

und mit folgendem (wörtlich übersetzten) samoanischen Text allgemein verbreitet:

Vii mai le Pua-e,	(Herrlich schön ist die Gardenia,
Vii mai le Losa-e,	Herrlich schön ist die Rose,
Fai atu le Susanna;	Sie gleicht dem Bilde der Susanna;
Pua iloa i uma Samoa.	Man kennt nichts Schönres in ganz Samoa.

Afi vevela ini le loto,	Heisses Feuer brennt im Herzen,
Le afaina i le alofa.	Entflammt von Liebe.
Leai se teine tusa oe.	Es giebt kein Mädchen gleich dir.
Tele le alofa ia te oe.	Gross ist die Liebe (Susanna) zu Dir.

Man kann sich wohl denken, dass einem Volke, dessen Zunge und Ohr an solch vokalreiche und consonantenarme Sprache gewöhnt sind, wenig Neigung und Talent zur Erlernung continentaler, dagegen hart klingender Sprachen hat. Das ist im Allgemeinen auch der Fall. Dabei fällt aber weniger die mangelnde Fähigkeit als die conservative Gesinnung der Eingeborenen in Bezug auf ihre Traditionen im allgemeinen und ihre eigene Sprache im besonderen ins Gewicht. Wer die Samoaner näher kennt und ethnologisch betrachtet, wird das nicht nur erklärlich, sondern sogar lobenswert, erfreulich finden.

Der Samoaner ist nur als Samoaner interessant, schön und sympathisch; jeder fremde Anstrich beeinträchtigt seine natürlichen Vorzüge und ein englisch oder deutsch radebrechender Inselsohn ist schon kein Samoaner mehr, denn dann würde er darauf verzichten, sich als Sprachdieb zu entwürdigen und zischende, schwirrende Laute seinem Mund zu entlocken. Thatsächlich lernen die Eingeborenen, wenn sie wollen, auch ihre Zunge schnell an andere Laute zu gewöhnen. In ihrem eigenen Interesse ist es aber besser, sie nicht dazu zu verleiten; und auch für Deutsch Samoa wird es keinen Vorteil haben, die hübsche samoanische Kindersprache durch die deutsche zu verdrängen, denn mit der Sprache fällt das Volk.

Die Samoaner besitzen eine grosse Gewandtheit, fremde Namen und Begriffe in ihre Sprache zu übersetzen d. h. zu vocalisieren und anzupassen, und zwar kann man dabei gewisse Regeln erkennen. Germany z. B. ist Siamani, Britania: Peletania, Amerika: Amelika, Consul Conesula, Man of var (Kriegsschiff) manova, Krüger Kulika, Sitima heisst steamer (Dampfer) u. s. w. Mit den englischen Worten und Namen werden sie gut fertig; bei deutschen versagt aber diese Sprachadoption oft. Denn das Wort Reichs-Postdampfer würde z. B. allein mit fünf Zwischenvokalen und zwei Consonantenänderungen etwa ergeben Leisi Posititamopefela. Das ist unmöglich.

Anschliessend sei hier noch des berühmten „Pidschin-(Pigeon) Englisch“ gedacht.

Dieses zwar scheussliche, aber doch nicht uninteressante Kauderwelsch aus englisch und spanisch, das von der Küste Ost-

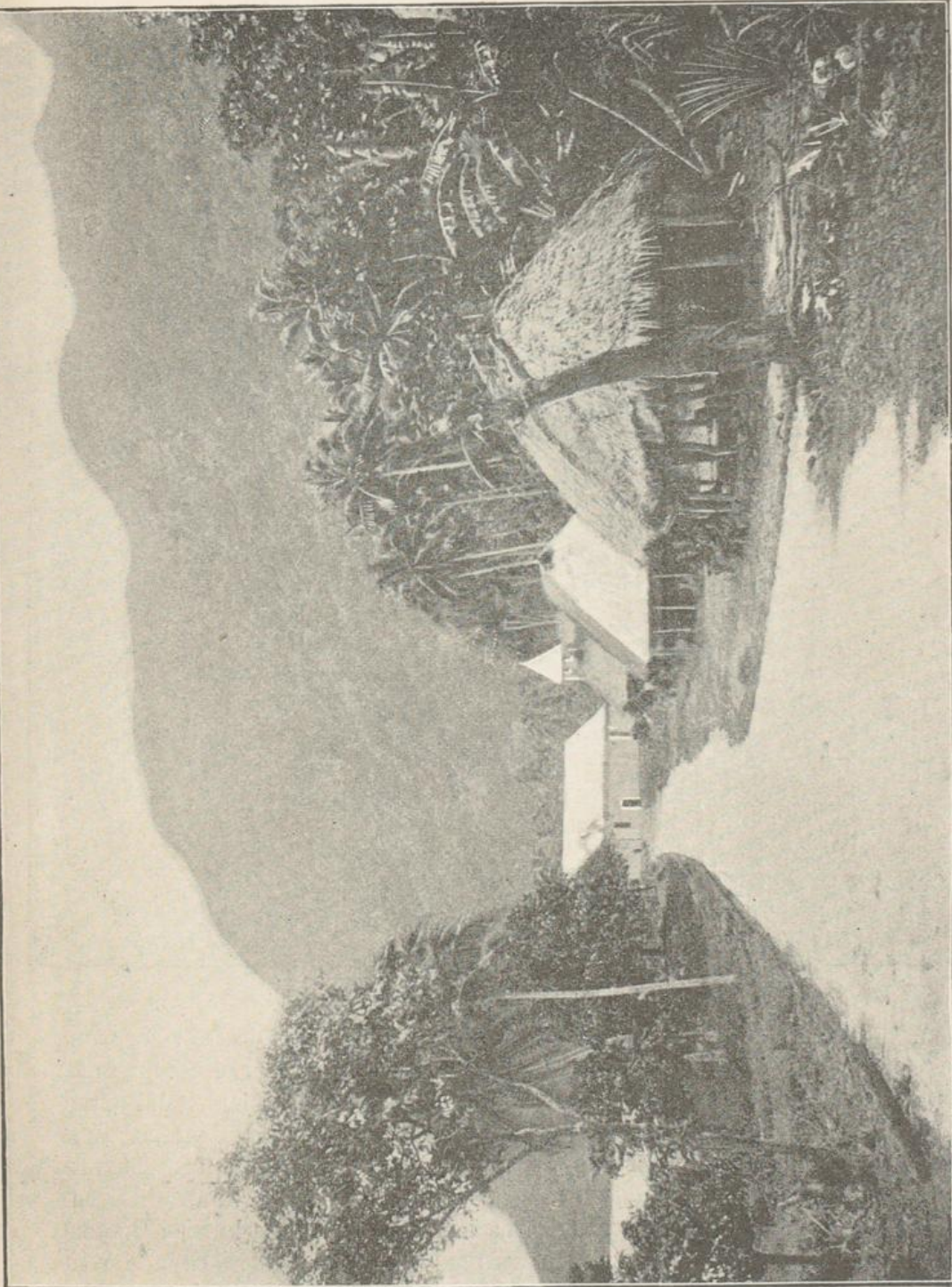
asiens bis nach Amerika, speziell bei Malayen und Melanesiern eine Art Volapük darstellt und besonders zur Verständigung mit den farbigen Arbeitern und dieser dialektbunten Stämme unter sich dient, hat lobenswerterweise bei den Samoanern keinen Eingang gefunden. Die kaum mehrere Hundert Worte umfassende Verständigungsmethode ist zwar leicht zu erlernen, aber schwer mit Erfolg als einziges Auskunftsmittel für alle Lagen zu verwenden; aber es geht, und man kann thatsächlich unter den gegebenen Verhältnissen zur Not damit auskommen. Einige Hauptworte sind: me ich; you, angeredete Person; long bei, auf, an, mit, in zugehörig u. s. w.; suppose wenn, falls u. s. w.; all same, desgleichen ebenso; save wissen, verstehen, glauben denken u. s. w.; kill, schlagen, beseitigen; stop sein, stehen, liegen; go gehen; come kommen, bewegen; take, nehmen; und dann verschiedene Verben und Worte für die geläufigsten Dinge, die durch das Wort fellow (Junge, Bursche) besonders zum eigentlichen Hauptwort erhoben werden oder das als Sammelname für im Pidschin nicht vorkommende Begriffe dient. Z. B. Geh in mein Haus und hole mir von dem Flügel meine Uhr und die Cigarrenspitze: „You go long house belong me, you look long big fellow he cry, suppose me fight him, you take him fellow he go all time, he stop on top; all same other fellow belong simoke, me take him all time long cigar; — you take him he come“ — Die letzten fünf Worte besagen etwas umständlich „bring es her!“ Das würde der dümmste schwarze Arbeiter verstehen; mancher kluge Weise vielleicht nicht.

Es giebt einige recht scherzhafte Wendungen z. B. Eau de Cologne und jedes Parfüm heisst „water belong stink“; schlagen heisst fight oder kill (englisch: tödten), tödten: kill him finished.

Ansiedlungen.

Mit wenigen Ausnahmen sind die Ansiedlungen und Wohnstätten der Samoaner*) heut auf die Küsten beschränkt; nur auf Savaii und Upolu giebt es noch einige Ortschaften landeinwärts. Früher sind solche Inlanddörfer zahlreicher gewesen, denn man findet stellenweise noch Spuren und Reste verlassener Niederlassungen; im allgemeinen aber sind die Samoaner durch ihre Lebensweise und Gewohnheiten an die Küste, an das Meer gebunden und die flachen Küstenstriche sind denn auch zum grossen Theil bewohnt und mit zahlreichen Ortschaften besetzt. Diese bestehen aus vielen oder

*) Vergl. S. 6.



Tutuila. Pangopango-Hafen (französische Mission).



Tutuila. Pangopango-Hafen (französische Mission).

einigen Häusern, die sich zum Teil um ein grosses Gemeindehaus (fale tele) und einen Versammlungsplatz (malae) gruppieren, sonst aber ohne bestimmte Anordnung errichtet sind, bald nahe bei einander, bald einige hundert Meter von einander entfernt auf freiem Platze oder beschattet von Brodfruchtbäumen und Cocospalmen.

Die bewohnten Hütten haben im allgemeinen gleiche Gestalt; sie entbehren jeder Grundmauern und Seitenwände und bestehen eigentlich nur aus einem von 12—40 ein bis zwei Meter hohen Pfosten getragenen festen Dach.

Die Häuser stehen auf einem, gegen die Umgebung etwas



Samoahaus im Bau (fale tele).

erhöhten, von Steinen umgrenzten Geröll-Rondel. Die Pfosten, von Oberarmdicke und stärker, sind, 1—2 m von einander entfernt, aus festem Holz vom Brodfruchtbaum etc. Zwischen ihnen läuft eine Borte von grösseren Steinen um den Fussboden des Hauses, der etwa 20 cm hoch mit zu oberst feingeklopften Steinen aufgeschüttet ist. Das Dach des Hauses ist sehr compliciert, man könnte sagen kunstvoll gebaut; es hat die Form eines umgekehrten kurzen Bootes entsprechend der gestreckt ovalen Form der Grundfläche, deren Durchmesser für gewöhnlich im Verhältnis von 2:3 stehen. Die von den Aussenpfosten getragene Basis besteht aus einem heiss gebogenen Holzring, der aus mehreren Stücken zusammengefügt,

genau der Grundform entspricht. Die übrige, sehr complicierte Konstruktion des Daches veranschaulicht die Abbildung eines im Bau begriffenen grossen Hauses von stark abgerundeter Grundform. Je mehr sich das Haus der Kreisform nähert, desto schwieriger ist sein Dach und desto geschätzter der Baumeister; denn es giebt nur wenige Samoaner, die sich dem Baufach widmen bezw. die Kunst selbstständig auszuüben vermögen und einen Ruf als anerkannte Dachkonstrukteure geniessen, trotzdem sie gut bezahlt und geachtet werden.

Im Inneren des Hauses sehen wir einen oder mehrere starke



Samoahaus (offen).

Träger des Daches, meist sind deren zwei vorhanden, die je, nach der Länge der Dachfirsten von einander entfernt, durch Querbalken verbunden sind. In grossen Häusern mit 3 und mehr Mittelpfosten, sind diese zu einem besonderen Gerüst vereint. Das ganze Dach ist nur durch Bindfaden, aus Cocosfaser gefestigt, ohne jeden rostenden Nagel. Als Deckmaterial dient sogenanntes Thatch (Blätter des Zuckerrohres), oder Sumpfgas, das sehr sorgfältig auf die 3—5 cm von einander entfernten Holzrippen aufgebunden ist. Zur Festigung oder Beschwerung werden noch Cocoswedel aufgelegt.

Bei Tage und gutem Wetter ist das luftige Haus ringsum offen; nachts aber und bei Wind oder Regen werden die „Thüren“

an der Längsseite und „Fenster“ durch ebenso primitive wie praktische Jalousien geschlossen. Diese Jalousien bestehen aus 5—8 Teilen, deren jeder aus zwei entsprechend langen Längshälften eines Cocoswedels geflochten ist, sodass die Blattrippen nach aussen bzw. oben und unten kommen; die Vorhänge werden mit Strippen herabgelassen bzw. aufgezogen und bilden einen fast absolut dichten Abschluss gegen Regen und Wind.

Die Samoahäuser sind ausserordentlich dauerhaft und widerstandsfähig gegen elementare Gewalten. Ihre Herstellung erfordert aber, wie man sich vorstellen kann, geraume Zeit und Arbeit, deren Wert auf 800 — 4000 Mk. zu veranschlagen ist. Die Samoaner bezahlen jedoch dem Erbauer des Hauses, wenigstens bisher nicht mit Geld, sondern mit den üblichen Geschenken; als da sind: feine Matten, Baststoffe, Schweine, Hühner u. s. w. und zwar je nach Leistung und Vermögen. Bauverträge werden nicht abgeschlossen; es gilt oder galt aber als *nobile officium*, gute Arbeit gut zu belohnen und der Baumeister pflegt sich nur vorher zu vergewissern, ob der Auftraggeber überhaupt „gut“ ist; dann riskiert er nichts, denn es ist üblich, nach Fertigstellung der einen Hausälfte den Baumeister zu belohnen, da man bereits die Arbeit beurteilen kann; entspricht das Honorar nicht den Erwartungen und Leistungen, so lässt der Zimmermeister einfach den Bau im Stich, da er überzeugt sein darf, dass kein Zunftgenosse das Werk vollendet, denn das würde gegen die Berufsehre verstossen. Dem Auftraggeber blieb daher in solchen Fällen nichts anderes übrig, als „faamole-mole“ d. h. bitteschön zu sagen und die geforderte Nachzahlung zu leisten.

Die Häuser entbehren jeder innern Einrichtung und Ausstattung. Selbst Kasten oder sonstige Gelasse und feste Behälter kannte der Samoaner früher nicht. Sein Inventar wickelte er in Matten und diese wurden auf die Querbalken im Hause gelegt oder in Körben aus Cocosblättern daran aufgehängt. Daneben entdeckt man noch Fischnetze, Ruderpaddeln, eine Kavabovle, Cocosschalen und Cocosnüsse als Wasserkaraffen, deren grösseres Keimloch mit einem Baststöpsel geschlossen ist, während die beiden anderen leicht verholzten Poren zur Durchführung eines Cocosbindfadens durchbohrt sind, früher eine wohlverpackte Flinte, ein Tabakpaket und bei wohlhabenden Leuten auch einen Regenschirm und eine Nähmaschine oder dergleichen.

In neuerer Zeit, seitdem durch schlechtes Beispiel, Entartung und fremde Handelsartikel die Begehrlichkeit nach fremden Sachen zum Nachteil des Communismus und der Scheu vor fremdem Eigentum erweckt ist, haben auch schon verschliessbare Truhen Eingang gefunden, in denen Geld und sonstige Kostbarkeiten des Tauschhandels verwahrt werden.

Stühle und Tische braucht der Samoaner nicht, dafür giebt es Matten, grobe aus Cocosblattfiedern und Pandanusblättern oder auch feinere aus Blattstreifen; und — man sollte es kaum für möglich halten — eine solche Matte genügt, auf dem Geröllboden des Hauses ausgebreitet, als bequeme, fast weiche Unterlage zum sitzen und liegen; sie lässt keinerlei Härten der kleinen, scharfen Steinchen des Estrichs empfinden.

In jedem Hause befindet sich ein Feuerherd, eine mit Lehm ausgekleidete schüsselartige Vertiefung, in welcher altes Hibiscus-Holz glimmend erhalten wird, hauptsächlich zum Anzünden der Cigaretten und als Feuerquelle; Abends und Nachts aber zur Beleuchtung des Hauses, mittels Holzfeuer, falls nicht bereits Petroleumlampen die Fortschritte der Civilisation leuchtend verkünden.

Gekocht wird in den Wohnhäusern nicht. Dazu dienen abseits gelegene einfache Hütten, Kochhäuser, fale umu.

Die Grösse und Schönheit der Häuser in einer Ortschaft ist verschieden, je nach der Bedeutung. Es giebt Häuser für Frauen, für Männer, Familien- und Beratungshäuser. Erstere entsprechen der Bewohnerzahl und der Wohlhabenheit des Dorfes; das Beratungshaus (fale tele = grosses Haus) unterscheidet sich von ihnen durch besondere Grösse und Schönheit und hat meistens eine bevorzugte Lage; es dient nur in besonderen Fällen als Wohnhaus, in erster Linie communalen Zwecken, zu Beratungen der Häuptlinge, bei Festlichkeiten und sonstigen gemeinsamen Veranstaltungen, aber auch als Empfangs- und Gasthaus bei Besuchen, und steht jedem Gast und Fremden zur Verfügung; gelegentlich hält sich auch der Oberste der Ortschaft, der Pule nuu mit seiner Familie darin auf.

Die anderen Häuser sind überwiegend Familienhäuser und entsprechen als solche allen Anforderungen; bei Tage als Unterhaltungs-, Arbeits- und Speisezimmer; bei Nacht als Schlafstube oder richtiger Schlafstuben, denn nicht selten schlagen mehrere Familien, Parteien oder Geschlechter ihre Nachtlager darin auf.

Diese Nachtlager stellen einzelne Zelte dar, die aus Kattun oder Baststoff, einem Bettsack ähnlich, mit der Oeffnung nach unten, den Boden erreichend, aufgespannt sind und hauptsächlich als Schutz gegen Moskitos dienen sollen. Jedes dieser Sackzelte bedeckt eine Schlafstelle von 2—6 qm, in die sich dann meist mehrere Interessenten teilen; entweder eine Familie oder mehrere Kinder oder Geschlechtsgenossen. Ausgestreckt auf einer Matte, bedeckt mit einem Lendenschurz oder gar einem besonderen Schlaftuch, im Genick das „Kopfkissen“ aus Bambus, erfreuen sich die anspruchlosen Naturkinder hier eines Schlummers, um den sie so mancher in Seide auf Sprungfedern gebettete Millionär beneiden würde; sie brauchen dazu nicht einmal — die Arbeit als Schlafmittel.

Die Einwohnerzahl der Dörfer ist sehr verschieden; es giebt sehr grosse Orte mit nahe an tausend Bewohnern, aber auch sehr kleine aus wenigen Hütten. Die grossen Ortschaften enthalten nicht selten verschiedene gesonderte Gruppen und politische Bezirke mit mehreren Beratungshäusern. Auf Deutsch-Samoa giebt es über hundert Ortschaften.

Die Häuser der Küstendörfer liegen meist nur einige Schritte von der Küste entfernt. Zumeist kann man dem Küstenpfade unter Palmen folgend, nacheinander alle Häuser sehen. Landeinwärts schliesst sich die Cocospalmen- und Brotfruchtpflanzung an, die dann allmählich in den Busch übergeht.

Die Samoaner.

Wer des laute, aufdringliche Wesen anderer Naturvölker in Hafenorten kennen gelernt, und die damit verbundene Bettelei und Zudringlichkeit empfunden hat, wird schon bei der Landung vor Samoa äusserst angenehm berührt sein durch das ruhige, höfliche Verhalten der hell mahagoni-braunen Menschenkinder, die zwar auch einen ankommenden Dampfer in ihren leichten Canus mit Interesse begrüessen um Früchte, Kuriositäten oder dergl. anzubieten, oder nur um sich den rauchenden Hafengast und seine Passagiere anzusehen, aber in bescheiden vornehmer Reserve ihre Artikel geräuschlos anbieten. Auch hier bietet die Jugend den Reisenden mit Vergnügen Gelegenheit grosse Tauch- und Schwimmkunst zu beobachten, wenn ihr von Bord aus Geldstücke in das Wasser geworfen werden, die sie mit erstaunlicher Geschwindigkeit noch im Sinken erjagen, um sie in der Hand oder zwischen den Zähnen dankend zu zeigen.

Die Samoaner können ohne Bedenken als einer der schönsten Menschenschläge bezeichnet werden. Wenn auch die Gesichtsbildung nach unseren Begriffen nicht immer schön und anmutend erscheint, so wirkt sie doch in ihrem Gesamteindruck angenehm. Nach europäischem Geschmack beeinträchtigen die durch dicke Nasenflügel verbreiterte Nase, eine Schönheit nach samoanischer Auffassung, die in der Jugend künstlich erhöht wird, und häufig dicke, volle, aber fein geschwungene Lippen, die Schönheit des Antlitzes, dessen Formen, bis auf vorstehende Backenknochen abgerundet, edel sind. Schöne, grosse, braune Augen verleihen dem Gesicht einen sehr sympathischen Ausdruck. Schwarzes, vorwiegend glattes, leicht gewelltes, seltener krauses Haar umrahmt, wenn es, nach altem Brauch, nicht

geschnitten ist, die harmonischen Züge. Während früher die Männer das Haar lang herabhängend oder aufgekämmt trugen, die Frauen es dagegen schooren oder abschnitten, findet man nur noch bei Mädchen und Frauen langes Haar, lose herabfallendes oder durch Brotfruchtharz und Kalk auf- und abstehend frisiert; die Männer schneiden es regelmässig auf etwa 1—4 cm. Kinder dagegen werden in recht sonderbarer Weise frisiert, indem man ihnen bald den Vorder-



Samoa-Jungfrau (modern frisiert).

schädel, bald eine Seite, bald alles bis auf einen Mittelschopf ringsum abrasiert; das sieht meist sehr komisch aus, gilt aber natürlich als schön — fa'a Samoa, nach Samoasitte — und hat den Vorzug der Reinlichkeit. Ganz allgemein ist das Kalken der Haare als kosmetisches Mittel zur Entfärbung und Reinigung. Dadurch werden die Haare allmählich heller, bis rötlich blond. Der Bartwuchs ist im allgemeinen nicht sehr stark, doch fehlt es nicht an stattlichen Vollbärten. Die meisten Männer indessen rasieren Kinn und Backen mit Bambus-

messern (ein Bambussplitter), Glasscherben oder, wer sich's leisten kann mit Rasiermesser. Der Gesichtsausdruck der Männer ist überwiegend würdevoll, ernst aber doch freundlich, der der jüngeren Samoanerinnen treuherzig, vertraulich mit weiblicher Sanftmut; ältere Frauen verraten oft in den Mienen eine gewisse Neugier und Lebhaftigkeit, während die Kinder mit fröhlichen, schalkhaften Augen in die Welt blicken.

Die Körperformen der Samoaner sind besonders in der Jugend, beim männlichen Geschlecht oft auch bis ins hohe Alter, von wahrhaft vollendeter Plastik und Harmonie.

Die Männer sind schlank aber muskulös, mittelgross bis gross, 6 Fuss sind kein seltenes Mass. Die Grösse des weiblichen Geschlechtes dagegen schwankt sehr; im allgemeinen sind die Samoaninnen kleiner als die Männer und von gedrungenerem Körperbau. Die Figuren der Mädchen, oft schon im 14. Jahre voll entwickelt, erscheinen demnach in den Jugendjahren schlank, fast ausnahmslos proportioniert und formenschön, später, oft schon vor dem 20. Jahre, voll und dann vielfach massig und dick; dagegen tritt bei Frauen und besonders in höheren Jahren wieder ein schlanker, vielfach knochiger Typus in den Vordergrund.

Beiden Geschlechtern ist eine erstaunliche Grazie der Bewegungen eigen; Würde und männliche Kraft ausserdem dem stärkeren, leichte, geräuschlose Eleganz dem zarteren. Die Individualisierung der Geschlechter ist überhaupt in hervorragender Weise, in Form, Charakter und Bewegung ausgeprägt. Der Samoaner vom alten Schlage ist ein Mann, die Samoanerin ein Weib in Gestalt, Wesen und Empfinden. Dementsprechend kann man auch an dem Gesichtsausdruck und der Figur der Kinder meist sofort Jungen und Mädchen erkennen.

Die äusseren Eigenschaften, welche den Fremden so angenehm berühren, entsprechen auch ihrem Charakter und ihrem socialen Wesen, das sie einst über alle Naturvölker und die meisten Fremden, mit denen sie in Berührung kamen, hoch erhob. Sie waren von jeher, auch nach Schilderung der ersten Missionare, geistig rege, ausserordentlich empfänglich für neue Eindrücke, höflich und harmlos aber redebegabt bis zur Spitzfindigkeit und empfindlich in ihrem „point d'honneur“, daher leicht verletzt und dann kriegerisch, grenzenlos rachsüchtig. Verletzung ihrer religiösen und geweihten Traditionen selbst im kleinsten Falle entfesselte sie zu fast fanatischer Entzündung und Begierde nach Sühne. Auf rechte Weise können sie aber, besonders durch kluge, versöhnende Worte und gewandte Reden, oft leicht wieder beruhigt werden. — „Kleine Ursachen — Grosse Wirkungen“ ist das Leitmotiv der samoanischen Unruhen. Ein charakteristisches Beispiel dafür haben die Engländer einst erlebt, die durch Missachtung eines „fürstlichen“ Hundes das Gespenst

einer kriegerischen Vergeltung aufgeregt hatten, sodass nach langen erfolglosen Beruhigungsversuchen der englische Konsul Pritchard, sich genötigt sah, die Angelegenheit dilatorisch zu halten bis die von ihm requirierten Kriegsschiffe eingetroffen waren. Angesichts dieser wurden die in der Seele ihres adligen Hundes Beleidigten dann versöhnlich. Die Furcht und Achtung vor den Kriegsschiffen sank leider durch deren fast regelmässig misslungene Aktionen immer mehr.

Leider haben die Einflüsse entarteter Civilisation, die schlechten Beispiele und Begierden schlechter Elemente und auch die Lehren der Mission vieles Gute vernichtet und stark an dem einst festgefühten Gebäude alter, schöner Traditionen gerüttelt. Manche Untugend, manche unchristliche Gewohnheit ist natürlich in bestem Willen und mit vollem Recht von den Missionaren bekämpft und verboten zum Teil ausgemerzt worden; durch die dadurch entstandene Lücke im alten Gewohnheitsbau aber drängten sich andere schlechte Einflüsse, die vielfach Schlimmeres erzeugten, als die guten Lehren beseitigt hatten; denn viele nach unserem Empfinden unmoralische verwerfliche oder obscöne zum Gesetz gewordene Sitten und Gewohnheiten hatten auch eine tief eingreifende moralische Bedeutung. Am meisten gelitten hat unter solchen fremden Einwirkungen christlich-moralischer Bestrebungen das eheliche Leben und die natürliche Unschuld. An den noch echten überlieferungsstolzen Samoanern, wie man sie heute schon selten, am ehesten natürlich in entlegenen, vom Fremdenverkehr wenig berührten Gegenden Südpolus und Savaiis findet, kann man noch die Vorteile des ungetünchten Samoalebens erkennen; und jeder Fremde, der längere Zeit mit den verfeinerten Bewohnern Apias und Umgegend verkehrt und sich gefreut hat, von plump vertraulichen oder aufdringlichen englisch oder deutsch radebrechenden Landeskindern „verstanden“ zu werden, wird angenehm überrascht sein, wenn er in fernerer Distrikten ein vornehm zurückhaltendes, feinfühlerndes, ceremoniell-höfliches Volk findet, das selbst aus wenigen, schlecht und falsch gesprochenen Samoabrocken, ohne jede Spur von Spott und Belustigung über die Sprachkunststücke des Gastes, aus der Mienen- und begleitenden Zeichensprache Gedanken und Wünsche erräth.

Höflichkeit ist eine der vornehmsten Tugenden unserer neuen Landsleute, die schon in dem warmen freundlichen Ausdruck des Grusses talofa zu empfinden ist; ebenso in der Form einer Ablehnung; nein wird in diesem Falle durch „soia, faafetai“ „genug, ich danke sehr“ umschrieben. Auch „fa'amolemole,“ „ich bitte schön“ klingt aus einem Kindermund so nett und herzlich, dass es schwer wird, hart zu bleiben. Der Samoaner beginnt mit diesem mollen Worte die meisten Reden und Ansprachen.

Die Samoaner sind in ihrem ganzen Leben wahre Ceremonienmeister und Pedanten der Etikette; aber dabei doch auch Freunde fröhliche Gemütlichkeit. Die Etikette war ihr Gesetz. Dafür nur einige Beispiele, aus der guten, alten Zeit: Wer mit aufgezogenem Lendenschurz über einen Dorfplatz oder an dem Hause eines Häuptlings vorbei ging oder dabei den Kopf mit einem Stück Siapo-Stoff bedeckt behielt oder sich mit einem Blatt gegen die Sonne schützte, oder wer eine Last oder eine Axt dabei über der Schulter trug, verstieß gegen den Respect und konnte auf Befehl des Häuptlings sofort geschlagen werden. Spricht und trinkt Jemand stehend vor einem Häuptling, so ist das eine Verletzung der schuldigen Achtung und gleicherweise zu bestrafen. Gelang es jedoch dem Missethäter, ohne dass ihn die „Hand der Etikette“ erfasst hatte, in das Haus eines Tulafales oder Häuptlings zu entschlüpfen, so war er sicher vor Strafe, falls ihm dort nicht rechtzeitig der Eintritt verhindert wurde. Fuhr ein Stenermann in einem Boote stehend an einem Dorfe vorüber, so beleidigte er die Bewohner, die ihn dann zunächst aufforderten, sich zu setzen, that er das nicht, dann forderte er mit seinen Begleitern die Männer zu einem Kampf heraus.

Die wie alle Polynesier nicht schreibkundigen Samoaner hatten zwar keine geschriebenen Gesetze, aber gewisse feste Rechtsbegriffe und Strafen für deren Verletzung. Mord wurde mit Blutrache, also Todesstrafe in Form von Lynchjustiz geahndet, ebenso stand Todesstrafe auf Ehebruch und anderen nach Landessitte schweren Vergehen. Die Rechtsprechung bezw. Verurteilung und Festsetzung der Strafe stand im allgemeinen dem Volksrate, der Häuptlingsversammlung u. s. w. zu; doch konnten in vielen Fällen die Verletzten ohne diese Instanzen von dem Recht Gebrauch machen. Zur Ermittlung von Verbrechern und Schuldigen diente vielfach der Eid, dessen Formel früher lautete: „Ich will von Aitu gefressen werden; ich will bei ihm die Wahrheit versichern“ heute heisst es: „Ich will von Jehova vernichtet werden; ich versichere die Wahrheit bei Jesus“. Ein weiteres Ermittlungsverfahren bot die Ceremonie des Kavatrinkens, wobei die Trinker ausriefen „dieser Trunk soll den Schuldigen offenbaren“, da sowohl Meineid wie solcher Kavatrunk eines Schuldigen von den Göttern furchtbar gesühnt wurde, gestand der Täter dabei meist, oder er entzog sich der Handlung und wurde daran erkannt.

Der Diebstahl war den Samoanern vor christlicher Zeit so gut wie unbekannt, er galt als ein sehr schweres schändendes Verbrechen, dessen Odium sich auf Kinder und Kindeskinde haftete. Ein Dieb wurde nicht direkt gezüchtigt, sondern entweder wie ein Schwein an Händen und Füßen gebunden und in die Sonne gehängt, oder zum Hohn und Spott der Kinder als abschreckendes Beispiel an einen Baum am Dorfplatze gebunden. Auch jetzt noch haben die meisten Samoaner die Ehrfurcht vor fremdem Eigentum be-

wahrt und Abscheu vor diebischen Stammesgenossen. In Apia nimmt man es aber auch hierin nicht mehr so genau. Die Versuchung siegt hier gar manchmal über die Moral und die alten Gesetze. Wenn man aber in anderen Orten einkehrt, kann man auch heut noch das Reisegepäck, selbst mit Geld, Taschentüchern und Lolles (Bonbons) in einem Hause zurücklassen. Man wird auch nach Tagen kaum ein Taschentuch oder einen Lolle — die grösste Attraktion für Kinder und Mädchen — vermissen. Die Kinder sind noch am wenigsten verdorben, da in ihnen die ererbten Tugenden noch stärker sind als die Klugheit.

Weit schlimmer als die vorgenannten Vergehen sind üble Nachrede, Verleumdung und Klatsch, dafür stand dem Beschimpften das Recht der Todesstrafe und jeder anderen schwersten Sühne zu. Verleumdung und böse Nachrede waren überhaupt allgemein verachtet, ebenso direkte Beschimpfungen aus niedrigen Motiven. Wenn ein Häuptling oder auch ein anderer Mann ohne Grund beleidigt war, dann konnte seine Verwandtschaft ebenfalls den Tod des Schmäherers oder sogar seiner ganzen Familie fordern bezw. ungestraft herbeiführen.

Solche gesetzliche Institutionen und Lebensregeln mussten naturgemäss in hohem Masse veredelnd auf das gesamte sociale Leben wirken und Laster unterdrücken, die als Untugenden in Gemeinwesen und Gesellschaftsordnung der Civilisation eine oft verhängnisvolle Rolle spielen, sich als Krebschaden in kleinem und grossem Massstabe erweisen und die Geschichte der Jahrtausende begleiten, begünstigt und verschärft durch den Kampf ums Dasein. Auf Samoa sind sie resp. die schwere Bestrafung die Basis vieler glücklicher und beneidenswerter socialer Vorteile und Vorzüge für das Wesen und mancher weiterer Tugenden des Volkes. So gilt es z. B. auch heute noch als eine vornehme Regel, dass zwischen Geschwistern stets ein herzlicher aber äusserst decenter Verkehr besteht; ein noch so loser Bruder, der in Gegenwart seiner Schwester ein obscönes oder auch nur indecentes Wort spricht, würde sich allgemeiner Missachtung aussetzen; auch echte Samoakinder werden ihren Eltern gegenüber nie die gebührende Ehrfurcht vergessen.

Dagegen fehlt den harmlosen Menschenkindern die rechte Empfindung für das moderne Schamgefühl und das Verständnis für übernatürliche Empfindlichkeit. Ihre ursprüngliche Bekleidung beschränkte sich auf einen Lendenschurz, der bei den Männern nur die Vorderhälfte des Körpers bedeckte, beim Weibe aber sich als Gürtel um die Taille bis zu den Knien schloss. Der übrige Körper schien ihnen keiner versteckenden Hülle bedürftig. Beide Geschlechter badeten unbeschadet ihres Schamgefühls und ihrer Ehre gemeinsam und fanden nichts Anstössiges dabei. Umsomehr aber die hohe Obrigkeit (Oberrichter), die sich gar oft mit Übertretungen des Sittengesetzes infolge Badens ohne Lendenschurz („bathing without

a lavalava“, wie man einst fast in allen Nummern der Samoazeitung lesen konnte) zu befassen hatte.

Im allgemeinen sind leider, wie schon gesagt, die meisten guten Sitten heut stark erschüttert. Viel haben dazu erklärlicherweise auch die politischen Wirren und die widernatürlichen kriegerischen Unruhen beigetragen.

Admiral B. von Werner, der als Commandant der „Ariadne“ Gelegenheit hatte, Land und Volk auf Samoa zu studieren und seine Beobachtungen und Ansichten auch in dem ausgezeichneten Reise-
werk „Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee“ niedergelegt hat, sagt darin „Die Samoaner können in gewissem (moralisch-socialen) Sinne als Kulturvolk betrachtet werden“. Der im Geschichtsabschnitt schon erwähnte Marineschriftsteller schliesst daran den Wunsch „dass die Südseeinsulaner von uns Europäern geschont und in ihrer Eigenart erhalten werden, dass man ihnen nur das nimmt, was die christliche Religion den dortigen Verhältnissen angepasst, fordern muss.“ Dem wird jeder vorurteilslose Kenner des Volkes unbedingt beistimmen. Eine gewaltsame Unterdrückung des Nationalgefühls eines Volkes wirkt leicht demoralisierend. — Man könnte sogar in rein wissenschaftlichem Interesse noch weiter gehen als von Werner und wünschen, dass Alles gethan würde, um dieses interessante und glückliche Völkchen nicht nur in seiner Eigenart möglichst zu erhalten, sondern es in seine alten echten Sitten und Lebensanschauungen zurückzusetzen, und so gewissermassen Samoa zu einem „ethnologischen Garten“ oder „Museum“ zu machen und der Nachwelt zu bewahren. Das ist aber leider unmöglich.

Gesellschaft und Verfassung.

Die scharf begrenzten Standesunterschiede im samoanischen Gesellschaftsleben lehnen sich direkt an die Schöpfungssage an. Die Eingeborenen unterscheiden sich auch heut noch als Vornehme, Häuptlings- oder Adelssippen und Gemeine. Der Samoa-Adel stammt direkt von Göttern ab; seine Urahnen wurden durch Tangalao als Götter aus dem Felsen hervorgerufen oder später von Göttern erzeugt. Als Tangalao das Weltall und die Erde geschaffen hatte (S. 104), sprach er nochmals zum Felsen, und es trat heraus Luao, ein Knabe, dann Luavai, ein Mädchen. Diese setzte Tangalao in den Himmel als Erzeuger. Ein Knabe ward ihnen geboren und dann ein Mädchen. Dann entstand der Mensch, für welchen dem Felsen der Geist: Anganga, das Herz: Lolo, der Wille: Finangalo, und der Gedanke: Masalo, entsprangen. Tangalao sagte zum Felsen: Lass

den Geist, das Herz, den Willen und den Gedanken hingehen und im Innern des Menschen mit ihm sich einen. Und sie verbanden sich zusammen dort, und daher erklärt sich das Verständnis des Menschen. Und der Mensch war verbunden mit dem irdischen Stoff, der Erde, und er wurde Fatumaeleele genannt, ein Paar: Fatu, der Mann und Eleele, das Weib (wörtlich: Same und Erde). Luao und Luavai aber zeugten weiter und bevölkerten das Land und die See mit Tieren. Die Götter und selbst Tangaloas Brüder kamen dann herab auf die Erde und zeugten weiter die Urahnen der Häuptlingsfamilien, um dann in Tieren fortzuleben und als Geister ihre Nachkommen zu umschweben.

Tangaloa befahl inzwischen seinem Boten, mit der „Bevölkerungsranke“, Fuetangata einer Kletterpflanze fuesá (Hoya) hinabzusteigen und sie auf den Felsen in die Sonne zum zeugen zu legen. Nach einiger Zeit fand der Bote, dass die Fuesá Leben hervorgebracht habe. Da ging Tangaloa selbst hinab; er blickte hin und fand viele Würmer, die er zusammenballte und in Streifen schnitt. Er feinerte und formte sie in Glieder, sodass der Kopf und das Gesicht und Hände und Füße an Armen und Beinen erkennbar wurden. So entstand ein Ebenbild des Menschenleibes, dem Tangaloa Geist und Herz verlieh, aber nicht Verstand und Gedanken, wie sie den Gottgeborenen Menschen zukommen. Das waren die gemeinen Menschen, die als Gehilfen und Unterthanen der Vornehmen und Verständigen die Erde bevölkern und Arbeiten verrichten sollen.

Diese plebejische Herkunft aus schmutzigem Gewürm sagte natürlich dem ästhetischen Gefühl der stolzen Adelsgeschlechter nicht zu, und sie waren bestrebt, ihren Stand von diesen „gemeinen“ Menschen rein zu erhalten, ihren Stammbaum in ungetrübter Blüte fortzusetzen, zu veredeln durch Vereinigung mit anderen vornehmen Geschlechtern, das Ansehen ihrer Sippe zu festigen und zu mehren. Dazu bot ihnen die communistisch-patriarchalische Gesellschaftsordnung ihres Volkes und ihre jeweilige Stellung gesuchte Gelegenheit.

Die Inseln sind von Alters her in mehrere politische Bezirke geteilt (S. 32), die auf Upolu ihren Hauptstamm haben und von hier aus nach Savaii und Tutuila übergreifen, während die Manuagruppe wegen ihrer grossen Entfernung — etwa 100 km von Tutuila, über 170 km von Upolu — von jeher einen ziemlich unabhängigen Distrikt bildete und nur in der Vorzeit eine grössere politische Bedeutung auch für die westlichen Inseln gehabt hat.

Heut unterscheidet man auf Upolu und Savaii noch zehn verschiedene Bezirke nach der unabhängigen Stellung ihrer Sippen. Die Tutuilaner lehnen sich in der Hauptsache an den östlichen Atua-Bezirk Upolus an; bei den meisten politischen Ereignissen haben sie sich jedoch abseits und neutral verhalten, obgleich sie als sehr kampflustig und kriegstüchtig gelten und oft bei Kriegen auf Upolu

begehrt wurden. Den Ausgangspunkt der meisten grösseren Streitigkeiten der letzten Jahrhunderte bildete die Vorherrschaft auf Upolu zwischen den drei Distrikten Atua im Osten, Tuamasanga in der Mitte und Aana im Westen, sowie der Königsinsel Manono, welche eine lange Zeit der Sitz der höchsten Sippe mit königlichen Rechten war.

An der Spitze jedes politischen Bezirkes steht im Einigungsfalle, d. h. wenn nicht mehrere Konkurrenten sich den Rang streitig machen, ein Häuptling mit besonderem Titel: Tui, Tupu, Malietoa u. s. w. (Tupu ist eigentlich die höchste Würde von königlicher Bedeutung und setzt voraus, dass ihr Träger von mehreren Bezirken als „Bos“ anerkannt ist).

In allen Bezirken besteht neben dem höchsten Häuptling oder auch ohne ihn eine beratende und beschliessende, massgebende Körperschaft, deren Mitglieder erblich, d. h. durch Tradition (Geburt, Adoption oder Belehnung) dazu gelangen; sie hat ihren Sitz in den Hauptorten der Bezirke, für Atua in Lufilufi, für Tuamasanga in Afenga bezw. Safata und für Aana in Leulumoenga. Der Rat in Lufilufi besteht aus sechs Mitgliedern, der der anderen Orte aus je zwei. Atua und Aana haben durch nahe Verwandtschaft der höchsten Sippen noch einen gemeinsamen Rat, die Tumua, welchem beide Special-Räte angehören. (Im weiteren Sinne und die Bedeutung complicierend gehören sämtliche Tulafale-Dörfer, d. h. solche, wo kein Familienhaupt Matai, sondern der Gemeinderat der Tulafales regiert, zum Bereich der Tumua.)

Daher standen diese beiden Bezirke auch oft unter einem Herrscher, der dann die höchsten Titel, Tuiatua und Tuiaana, führte. Wurde diesem auch der Titel von Tuamasanga der Tupua und Malietao-Familie: Gatoaitete und Tamasoalii von Afenga und Safata verliehen, so war er König auf Upolu und über einen diese drei Titel anerkennenden Teil von Savaii; doch mussten ihm noch zwei weitere Savaiibezirke ihre besonderen Titel: Tangaloa und Lilomaiava geben, damit er König von Samoa wurde; Tutuila und Manua wurden dabei nicht besonders befragt. Dieses Glück, alle Königstitel auf sich rechtmässig zurvereinigen war, seit lange keinem Samoaner mehr beschieden; der, welcher sich dieser seltenen Ehren rühmen und König sein konnte, Mataafa, wurde durch fremde Neider an Ausübung seines nach Samoasitte unbestreitbaren Rechtes gehindert. Mataafa ist trotzdem in den Augen seines Volkes tupu, pule u tui von Samoa und berechtigt, sich mit folgenden Titeln zu zeichnen: Tupua Mataafa, Tuiaana, Tuiatua, Gatoaitete, Malietoa, Mataafa Tangaloa, Lilomaiava ohne alle kleineren ihm noch zustehenden Würden. Officiell muss er sich mit der ihm von seinem kaiserlichen Herrn verliehenen Würde: „Alii sili“, d. h. hoher Herr, begnügen.

Die vorgenannten Körperschaften wählen also auch den Tui bezw. Pule u. s. w. ihres Bezirkes und behalten auch weiter ihren Einfluss während dessen Regierung, entscheidende Stimme in wichtigen Angelegenheiten. Ihnen und den Bezirksfürsten stehen die Sprecherhäuptlinge (Tulafale) als eine Art Unterhaus, eine Vertretung der Bezirksortschaften und Sippen zur Seite, die sich je nach Bedarf zu grossen Beratungen, taalolo, im Vorort zusammenfinden. Ganz ähnlich wie in einem Kulturstaat mit parlamentarischen Institutionen werden die Verwaltungs-Streitfragen und Personal-Angelegenheiten von diesen Korporationen mit dem König an der Spitze erledigt. Letzterer hat im Frieden dabei nicht allzuviel zu sagen, im Kriege aber wachsen sein Ansehen und seine Macht erheblich.

Auch jeder Ort hat einen obersten Häuptling, dem je nach Tradition und Abstammung bestimmte, unantastbare Rechte über Leben und Eigentum der Bewohner und seiner Verwandtschaft zukommen oder richtiger zukamen. Dieser oberste Häuptling, Pule nuu oder alii genannt, (Matai oder matai sili, in Bezug auf seine Familie oder Sippe) führt verschiedene Namen, die ihm alle gewisse Würden und Befugnisse verleihen, und die er entweder väterlicher- oder mütterlicherseits bezw. durch Adoption ererbt oder durch Heirat und feine Matten erworben hat. Das ist sehr compliciert durch die eigenartigen festeingewurzelten Ueberlieferungen und Rechtsgewohnheiten, die es einem Uneingeweihten nahezu unmöglich machen, ein Urteil über die Descendenz in irgend einem Falle zu gewinnen; denn die Vererbung von Rechten und Würden ist keineswegs an die directen Nachkommen gebunden und liegt auch nicht allein im Willen des jeweiligen Rechtsinhabers. Die meisten Namen und Titel sind gewissermassen nur Lehen, über das die Tulafale des betreffenden Ortes, Brüder oder sonstige Verwandte des Häuptlings zu verfügen haben; sie können dem Pule auch entzogen werden, wenn er sich nach Ansicht seiner Lehnsherren nicht standesgemäss benimmt. Dadurch wird die persönliche Machtsphäre eines Häuptlings erheblich verringert; das ist im Princip natürlich von grosser Bedeutung und unter Umständen sehr nützlich für die Ortschaft.

Die Tulafales gelangen auf die gleiche Weise in den Besitz ihrer Rechte und erfreuen sich manchmal grösseren Einflusses als der Pule selbst, wenn ihnen auch nicht die gleichen Standesrechte und Bevorzugungen zukommen. Diese sind meist sehr gross und bei allen Gelegenheiten zu erkennen. Dem Pulenuu (nuu heisst Ort) müssen von jedem Untergebenen ganz bestimmte Höflichkeitsbeweise gezeigt werden, die seiner Würde entsprechen; Niemand darf, wie wir bereits gesehen haben, stehend zu ihm sprechen (die Höflichkeitspose der Samoaner ist das Sitzen mit übergeschlagenen Beinen) oder bei seinem Hause vorübergehen, ohne die nötige Ehrfurcht zu erweisen; Niemand darf die Speisen oder die Kava vor ihm

berühren u. s. w., jeder Verstoss gegen das Ceremoniell konnte mit Todesstrafe gesühnt werden (so genau wirds aber heutzutage nicht mehr genommen). Jeder Pule hat stets im Hause seinen ganz bestimmten Ehrenplatz, den Niemand ausser ihm einnehmen darf.

Im fale tele, dem Gemeindehause, sind alle Plätze nach Rang und Würden verteilt; und auch der Fremde kann bald erkennen, wer von den Insassen festen Sitz, bezw. besondere Rechte hat; nämlich jeder, der einen Hauspfosten im Rücken hat, während sich die Rechtlosen zwischen zwei Pfosten zu setzen haben. Der Pule ist meist auch Herr über Land und alles Besitztum des Dorfes; jedoch auch meist nur symbolisch; sofern als nur wenige Häuptlinge das Recht haben, etwas davon zu veräussern; zum mindesten nicht ohne Zustimmung ihrer Berater.

Tulafale und Fono.

In Versammlungen, Fono genannt, führt der höchste Häuptling als Scepter einen mächtigen Fliegenwedel und einen 2—3 m langen Rednerstab, wenn er gleichzeitig die Würde eines Tulafale bekleidet und selbst reden darf; das ist nicht immer der Fall. Manche hohe Häuptlinge andererseits reden nicht selbst — sie halten es ihrer Würde nicht angemessen, sondern sie lassen ihren eigentlichen Tulafale für sich reden, vielfach allerdings auch, weil dieser es besser versteht. Davon hängt oft viel ab; denn die Samoaner sind im allgemeinen grosse Freunde und Bewunderer der Eloquens und Phraseologie und lauschen andächtig stundenlang den schwungvollen, fast poetischen Reden eines gewandten Tulafale, der, auf seinen Rednerstab gestützt, mit wirkungsvollem Pathos und Tonfall in bilderreicher Sprache mit Gleichnissen das Thema der Beratung verarbeitet und der hochansehnlichen Versammlung den Standpunkt klar macht. Da nicht nur das Publikum die beneidenswerte Eigenschaft hat, gern reden zu hören, sondern auch der samoanische Redner sich selbst gern hört, erfordert natürlich die Erledigung einer Tagesordnung immer eine geraume Zeit und mit einer Sitzung ist es selten abgethan, zumal die Redner sich mit Vorliebe messen und überbieten wollen. Die Herren können sich das ja auch leisten, da sie meist Zeit dazu haben.

Die Tulafales haben dank ihrer sichtbaren Geistesgrösse die sie in den Fonos öffentlich verkörpern, auch einen grossen Einfluss auf die Gemeinde, und wissen diesen oft zum Besten ihrer Stellung „im Staatsinteresse“ auszunutzen und zu festigen. Demgemäss haben sie einen starken Anhang in ihrem Wirkungskreise, der

ihnen den Häuptling gewissermassen abhängig macht und verpflichtet, sodass sich von beiden Seiten reichlich Gelegenheit bietet, den Besitzstand an feinen Matten (vergl. das Kapitel „Die feinen Matten“) zu vergrössern und somit die Vermögensverhältnisse successive aufzubessern, bis sich schliesslich einmal Aussicht bietet, dem aufwärts strebendem Geiste damit zu helfen; denn auch ein Tulafale kann höhere Würden erlangen — wenn er die Mittel dazu hat.

Die Tulafales sind in der Tat diejenige Instanz, an die man sich wenden muss, wenn man etwas erreichen will. Das hat besonders die englische Mission erkannt und sich bezw. ihren Zwecken zu Nutze zu machen gewusst, um Einfluss auf das Volk und die Häuptlinge zu erlangen; denn diese Gewaltigen sind auch, wie schon angedeutet, zugänglich für praktische Überzeugung und leiden nicht immer an engem Gewissen.

Der Charakter eines Fono wird am besten von den Samoanern selbst illustriert, die Übersetzung eines von Marinestabsarzt Dr. Krämer gesammelten Urtextes sagt darüber:

„Wenn sich ein Ort versammelt um Rat abzuhalten, so nimmt man sehr den Platz in Acht, wo das Fono stattfinden soll. Keine Frau geht mehr dahin oder ein Mädchen oder ein Kind, und man macht auch dort keinen Lärm, weil man sehr grosse Achtung dem Fono entgegenbringt. Es kommen die jungen Leute und setzen sich vor dem Hause hin; denn kein junger Mann darf das Haus betreten, in dem der Rat stattfindet. Darauf wird eine Rede gehalten. Zuerst dankt man dem König im Himmel, dann bestimmt man das tabu nuu (Verbot für den Ort). Dann bespricht man die Gesetze: Lasst das Stehlen; lasst das Todtschlagen; lasst das Gierigsein; verschiebt nicht eure Grenzen u. s. w. Werden diese Gesetze übertreten, dann wird bestraft mit fetten Schweinen und Taroköpfen. Dann halten alle Reden, die alle auf dasselbe auslaufen. Dann wird die gekaute Kava getrunken. Dann macht man Essensanbietungen. Also spricht einer der Häuptlinge: Bringt mein Schwein und 50 Taroköpfe. Oder es sagt ein Sprecher: Bringt 50 Taroköpfe; oder ein Anderer: Bringt meine 2 Schweine und 100 Taroköpfe. Wieder sagt ein Anderer: Bringt meine 10 Taroköpfe, aber ich habe leider kein Schwein bekommen; meine Familie ist zur Zeit schlecht daran. Darauf spricht ein Anderer: Der Wille unserer Dorfschaft ist erfüllt und unserer Versammlung ist für heute Genüge getan! Und ein anderer antwortet: Gut ist Deine Rede, und wir fügen uns Deinem Spruch; es ist gut! — Darauf gehen die jungen Leute und machen das Essen fertig; die Schaar der Gemeinderäte sitzt aber weiter und hält wieder Reden im Nachfono. Also sind ihre Reden: Die Leute sollen gehen und ihre Taropflanzungen anlegen, sie sollen ihren Taro, 100 Kokospalmen, 100 Bananen, 100 Taros pflanzen; sie sollen ein kleines Auslegeboot bauen und eine recht grosse Kavapflanzung anlegen; sie sollen die Schweine gut pflegen, ihre Hühner füttern und ihr Land jäten, damit der Boden schön aussieht. Wenn diese Vorschriften von einem übertreten werden, so wird er z. B. mit feinen Matten bestraft, oder es werden seine Schweine gestochen. — Dann antwortet einer der Faipule: Wir fügen uns diesen Gesetzen, es ist gut,

Darauf kommt die Zeit, da die jungen Leute das Essen bringen. Darauf spricht der Pule: Nehmt 50 Taro und ein Schwein und bringt es dem Priester, dann nehmt 20 Taro und die Schweinslenden und bringt sie den Gästen. Dann fasst zu und teilt gleich aus für die, die draussen und im Hause sind. Wenn dann das Essen beendet ist, dann hält einer im Hause eine Rede zu denen draussen: Höret, die Versammlung ist beendet, dass ihr gut auf sie Acht gebet. Dann bringen diese die Worte (Inhalt der Reden) alle weg, die gesprochen sind. Dann gehen sie auseinander und die Familienhäupter teilen das Ergebnis ihren Familien mit.⁴

Mit den Gesetzen und Strafen wird es allerdings jetzt leider, wie schon gesagt, nicht mehr so genau genommen.

Familienleben und Ehe.

Das Familienleben der Samoaner kann man trotz mancher nach unseren Begriffen recht absonderlichen Eigentümlichkeiten als glücklich bezeichnen. Die Familienbande erscheinen zwar insofern ziemlich locker, als sie jedem Familiengliede grosse Freiheit und Unabhängigkeit einräumen; dennoch aber erweisen sie sich wieder als ein fester zusammenhaltender Kitt.

Der Sohn eines Häuptlings hat im allgemeinen die Anwartschaft auf die Rechte und Würden seines Vaters und auch selbst schon gewisse Vorrechte z. B. über alle Mädchen seines Dorfes, soweit sie nicht unter besonderem Schutze stehen und einer Häuptlingsfamilie angehören. Häuptlingsrang erlangt er erst in bestimmtem Alter, wenn er tätowiert ist, nach Erfüllung gewisser Bedingungen mit Zustimmung der Tulafales und Verwandten. Lässt er sich Verstösse gegen seine Familienpflichten und die Dorfschaft zu Schulden kommen, so wird er abgewiesen und, falls er sich nicht rehabilitiert, auch von der Häuptlingsfolge abgeschnitten; das tritt relativ selten ein, da jedem Samoaner das als die schlimmste Schmach erscheint und ihm der Familienstolz schon angeboren ist. Er kann aber auch ohne grosse Verstösse seiner Vorrechte verlustig werden, wenn er sich z. B. gegen einen Pflegebruder, den seine Eltern von Verwandten zur Erziehung übernommen haben, unfreundlich benimmt und dieser Halbbruder oder sonstwie Verwandter von dem Vater oder der Mutter bevorzugt wird; dann können ihm nur die Tulafales oder Verwandten helfen, indem sie ihren Einfluss zu seinen Gunsten geltend machen; das hat mindestens den Erfolg, dass dem rechten Sohne gewisse Namen und Rechte erwirkt werden, mit Hilfe deren er nach dem Tode des Vaters in den Besitz der Häuptlingswürde gelangen kann. Heftige Streitigkeiten sind meist die Folge.

Will sich ein Häuptling verheiraten, so hält er Umschau in der Verwandtschaft und in anderen vornehmen Sippen; falls nicht bereits durch seine Familie und deren Berater seine Frau bestimmt ist. Will er diese heiraten oder hat er sich selbst eine Jungfrau erkoren, so schickt er die Tulafales auf die Werbung. Diese ermitteln zunächst die Abstammung der Auserwählten väterlicher- und mütterlicherseits; entspricht dieselbe den Erwartungen, so lassen sich die Eltern des Mädchens den Stammbaum des Candidaten vorlegen; ist derselbe nicht ganz nach Wunsch, so fordern sie meist einen Ausgleich in Gestalt von Matten oder Schweinen, dann darf der Häuptling sich selbst vorstellen und um die Braut werben. Sagt diese nein, dann steckt sich der Freier hinter ihre Verwandten und Freundinnen, die für entsprechende Geschenke die Widerstrebende bearbeiten, bis sie schliesslich doch ja sagt, falls sie nicht ihre Liebe bereits einem Anderen geschenkt hat. Eine einfachere Form der Werbung bestand darin, dass sich der Liebende selbst mit dem Korbe ausrüstet, in dem er der Auserwählten Brodfrüchte anbietet; wird die Gabe abgewiesen, dann hat er seinen Korb weg; wird er jedoch angenommen, dann folgen die Unterhandlungen mit der Familie, die eine Entschädigung für die Tochter fordert.

Der Verlobung folgt bald die Hochzeit, die, je nach der Stellung der Familie, pomphaft gefeiert wird. Als Aussteuer bringt die Braut feine Matten und damit häufig Titel und Würden mit, während ihre Eltern Schweine und sonstige Lebensmittel für die Tochter in Empfang nehmen. Die Ehre einer Jungfrau, die einen Häuptling heiratet, muss unbefleckt sein, andernfalls wird die junge Frau noch am Tage der Hochzeit mit Schimpf und Schmähung abgelehnt und nicht selten dann auch von ihrer Familie verstossen. Dieser Abschluss einer Hochzeitsfeier gehörte früher zu den seltenen Ausnahmen, da die Töchter vornehmer Familien sehr streng bewacht werden, stets von Ehrendamen begleitet sind und auch selbst sorgfältig über ihre Ehre und ihren Ruf wachen. Die Hochzeit wird mit fröhlichen Gelagen, Gesang und Tanz festlich gefeiert und entspricht auch heute noch nicht immer den Anforderungen der Moral und guten Sitte, zum Kummer der Missionare, die auch jetzt dabei noch recht oft trübe Enttäuschung erleben und ihre guten Lehren missachtet sehen. Das ist andererseits leider auch ein Erfolg der Zerstörung der alten Sitten.

Die Ehe gilt den Samoanern, mit gewissen Einschränkungen, heilig, und Verletzung der ehelichen Treue, besonders von seiten der Frau, wurde schwer gesühnt. Früher gehörte Ehebruch sogar zu den schlimmsten Verstössen gegen die Gesetze; er konnte, wenn hohe Häuptlinge dabei beteiligt waren, zu Krieg führen; in anderen Fällen war der Mann, welcher mit einer angesehenen Ehefrau die Heiligkeit der Ehe verletzte, dem Tode verfallen. Wollte man den

Ehebruch zwischen Häuptlingen nicht zu einem *casus belli* machen, so wartete die Ortschaft der beleidigten Ehemänner z. B. bis einmal eine Reisegesellschaft des Einen durch den Ort des Anderen kam. Dann wurde auf diese losgeschlagen, ihr alles Eigentum abgenommen und so der Ehre der beschimpften Familie entsprechende Genugthuung verschafft; weil die Anderen nicht das Schamgefühl besessen hatten, die Schuld ihres Häuptlings zu sühnen. Dafür giebt es eine ganz bestimmte Regel: Sobald die Vertreter der Ortschaft des Ehebrechers von dessen Schuld erfahren, machen sie ihm Vorwürfe und nötigen ihn zur Busse. Diese besteht darin, dass der Häuptling mit mehreren angesehenen Männern am frühen Morgen mit Feuerholz und Steinen nach der beleidigten Ortschaft wandert, sich dort vor Sonnenaufgang geräuschlos auf dem Dorfplatz (*malae*) vor dem Hause des beleidigten Ehemannes niedersetzt und „ifoifo“ macht, d. h. mit vorgebeugtem Haupt und Oberkörper sitzt; also in demütiger Stellung, verharren sie, bis man ihrer ansichtig wird und von ihnen Notiz zu nehmen beliebt. Ist der gekränkte Ehemann geneigt, sich mit dieser Busse zu begnügen, so nimmt er dem Schuldigen die feine Matte, welche dieser als Lendenschurz trägt, ab, und hängt ihm ein gewöhnliches Lavalava (Lendenschurz) um. Andernfalls weisen die *Tulafales* die Büsser ab. Meist aber wird die Genugthuung als ausreichend erachtet; denn *ifo* gilt als eine der schwersten Strafen, da sie eine öffentliche Erniedrigung bedeutet und entehrend ist. Dem beleidigten Häuptling stehen noch weitere Sühnrechte zu: Niederbrennen der anderen Ortschaft, Tödtung der Schweine u. s. w. Die Ehebrecherin entgeht der Strafe, sie kann aber von ihrem Mann verstossen werden und gilt dann als geschändet. Dagegen durfte ein Weib, das mit einem verheirateten Häuptling und Familienvater Ehebruch trieb, erschlagen oder schwer gezüchtigt werden; häufig wurden ihr Nase und Ohren abgeschnitten. — Heutzutage kehrt man sich nicht mehr an diese alten gesetzlichen Sühnen, weil — die Strafen nicht mehr gestattet sind.

Finden die Ehegatten, dass sie nicht zusammen passen, so trennen sie sich, und die Frau kehrt zu ihrer Familie zurück; gebärt sie dort ein Kind, so wird dieses auch vom Vater bis auf weiteres als erbberechtigt anerkannt und manchmal auch von ihm später noch angenommen, auch wenn er sich anderweitig verheiratet hat. Es gilt in diesem Falle als selbstverständlich, dass die Pflegemutter und ihre Kinder, dem Willen des Vaters entsprechend, die Rechte der Erstgeburt abtreten.

Die auf verschiedenen anderen pacifischen Inselgruppen sehr verbreitete Unsitte des Kindsmordes und des Aussetzens von neugeborenen Kindern ist auf dem glücklichen, fruchtbaren Samoa anscheinend nie eingerissen. Dagegen ist die Tödtung der Kinder im Mutterleibe noch heute theils aus Bequemlichkeitsrücksichten,

teils aus Abneigung gegen grossen Kindersegen seitens der Frauen in unteren Volksklassen sehr verbreitet; auch Mädchen höheren Standes folgen dem Beispiele, um der Schande zu entgehen. Dagegen streben Häuptlinge eine Vermehrung ihrer Familie und damit Vergrösserung ihres Einflusses an.

Bald nach der Geburt geht die Mutter mit ihrem Kinde nach dem Flusse, um mit ihm zu baden und alsdann sofort die häusliche Thätigkeit wieder aufzunehmen. Die Kinder werden mit grosser Liebe erzogen. Bald nach der Geburt werden sie kosmetisch behandelt; d. h. ihr Gesicht wird in die „richtige Façon“ gebracht, die Stirn flach gepresst und die Nase breit gedrückt; denn eine gerade, breite Stirn und breite Nase gelten den Samoanern als schön. Die Neugeborenen erhalten als erste Nahrung den Saft feingekauter Brodfrucht und jungen Cocoskern, dann erst werden sie von der Mutter gestillt, manchmal Jahre lang, oft aber nur einige Wochen; denn sie sollen sich möglichst bald an vegetabilische Kost gewöhnen, die ihnen zunächst noch vorgekaut wird. Diese frühe Entwöhnung und Fütterung mit stärkereicher Kost zeigt sich als Folge bei den Kindern in den ersten Jahren an einem auffallend dicken Leib auf dünnen Beinen; vielleicht ist sie auch die Ursache der hohen Sterblichkeit der Kinder im jugendlichen Alter.

Die Kleinen, welche die Muttergaben manchmal auch mit kleinen Schweinchen teilen müssen, lernen schon sehr früh laufen, werden schnell selbständig und eignen sich in jungen Jahren ein eigenartig würdevolles, altkluges Wesen an: sie sind aber trotzdem bescheiden und respektvoll gegen Erwachsene. Die Mädchen werden schon sehr früh zu weiblichen Arbeiten angehalten, lernen Flechtarbeiten u. s. w.; und die Knaben helfen den Erwachsenen bei der Zubereitung der Speisen und bei der Feldarbeit.

Tätowierung.

Gelegentlich der Erörterung der samoanischen Königsfrage wurde zur Zeit der letzten grossen Samoawirren darauf hingewiesen, dass ein Hauptfehler des von dem letzten samoanischen Oberrichter Chambers vorgeschobenen Sohnes Malietoa Laupepas in den Augen der Samoaner der Mangel seiner Tätowierung sei, und dass der in der englischen Mission erzogene Tanumafili aus diesem Grunde niemals ernstlich als Thronprätendent inbetracht kommen konnte, solange die alten Traditionen noch im Volksleben der Samoaner fortbestehen und herrschen. Das hat seinen Grund in der hervorragenden Bedeutung, welche die Tätowierung noch in besonders

ausgesprochenem Masse bei den Samoanern besitzt. Die Tätowierung heisst samoanisch tatau, das Tätowieren ta tatau.

Fast alle Naturvölker tätowieren ihren Körper in verschiedener Weise mehr oder weniger, und die Art und Form dieses Körperschmuckes ist oft für die ethnologische und anthropologische Forschung ein wertvolles Material von genetischer Bedeutung. Alle Völkerstämme haben ihre ganz bestimmten Methoden und Muster ausgebildet, die innerhalb ihres Stammes wiederum durch besondere Variationen gewisse Kasten und Gruppen kennzeichnen. Im wesentlichen unterscheidet man malerische und plastische Tätowierung. Die erstere Form ist den Volksstämmen mit hellerer Hautfarbe eigen, auf welcher sich die überwiegend durch Russätzung hervorgerufenen blauen Farben abheben. Die dunklen Völker, speciell die Australneger und Melanesier, zogen aus dem gleichen Grunde die plastische Tätowierung durch Einschnitte und dadurch verursachte Narben und Wulstbildungen vor. Einzelne Stämme, wie die Maoris auf Neu-Seeland vereinen plastische und malerische Verzierung ihres Körpers, besonders des Gesichtes. Die höchste Vollendung hat die Tätowierkunst bei den Urbewohnern Amerikas, den malayischen Völkern und besonders den Polynesiern erlangt. Die Bewohner Afrikas haben es mit wenigen Ausnahmen nie zu einer annähernd ähnlichen Vollkommenheit gebracht.

Wenn man berücksichtigt, mit welchen Schmerzen, ja sogar Gefahren die allen Lehren der Antisepsis spottende Prozedur des Tätowierens verbunden ist, so muss man annehmen, dass die Motive, welche die Erduldung solcher körperlichen Pein veranlassen können, religiös, sociologisch oder psychologisch gewaltig sind. Vielfach hat man daher die Sitte oder Unsitte auf religiösen Ursprung zurückgeführt und mit einem gewissen religiösen Fanatismus zu erklären versucht. In einzelnen Fällen hat das eine gewisse Berechtigung, im allgemeinen aber muss man die mächtigste aller menschlichen Schwächen, die Eitelkeit, als Urquell dieser schmerzhaften Operationen betrachten, der alle Naturvölker in gleichem Masse unterworfen sind, wie die Träger der Civilisation. Der nach unsern Begriffen abschreckend hässliche Australier, wie der schön geformte Bewohner pacifischer Inseln hat mit der weissen Rasse den Wunsch gemein, seinen Körper zu verschönern und ihm künstlich Reize zu verleihen, die ihm — nach seinem Geschmack — fehlen. Da den Naturvölkern aber das bequemere Mittel der wechselnden Kleidermode noch nicht bekannt war, modellirte er an seinem Körper mit scharfen Instrumenten und legte damit gleichzeitig den Beweis der Fähigkeit Schmerzen zu ertragen ab.

Selbst unter den Polynesiern ist kein Volksstamm so conservativ und einheitlich in Muster und Zeichnung dieser Art des Körperschmuckes wie die Samoaner, deren Tätowierung so kunstvoll

ist, dass jeder Versuch, sie durch den Bleistift zu fixieren, wieder aufgegeben wurde. Erst im Jahre 1895 gelang es Professor von Luschau in Berlin von den männlichen Mitgliedern der Samoatruppe, mit Hilfe der photographischen Reproduktion und Auszeichnung vergrößerter Photographieen das samoanische „Muster“ für das Völkermuseum zu erlangen.

Später ist dann im Verlage von Dietrich Reimer in Berlin ein Specialwerk erschienen, das an Vollständigkeit der Abbildungen und Angaben alle bisherigen Mitteilungen und Darstellungen dieser eigenartigen Naturkunst weit überragt. Der Verfasser Carl Marquardt ist ein Bruder des aus der Geschichte Samoas bekannten früheren Polizeichefs von Apia F. Marquardt, welcher uns bereits zweimal in zweijährigen Rundreisen Gelegenheit bot, einige Proben unserer neuesten Landsleute kennen zu lernen.

Ursprünglich liessen sich nur die Männer tätowieren, und zwar erstreckte sich diese schmerzhafteste Prozedur in fein geschwungenen, gitterartig unterbrochenen Linien von der Hüfte bis über die Kniee, sodass der Bericht des Teilnehmers an der Expedition Roggweeen's, Behrens, welche 1772 die Samoa-Inseln entdeckt haben soll, erklärlich ist, wenn er die von einem Lendengürtel aus Dracaenablättern nur leicht verdeckte Tätowierung für ein kunstvolles „ganz feines seidenartiges“ Gewebe hielt! — Obwohl die Tätowierung auf alten religiösen Überlieferungen beruht, haben die Missionare bisher nicht vermocht, diesen Brauch zu verdrängen. Noch heute gilt der Jüngling als unreif, unmännlich, so lange er untätowiert ist, und er unterwirft sich deshalb bedingungslos dieser äusserst schmerzhaften, mehrere Wochen, ja Monate dauernden Bearbeitung seiner Haut und des darunter liegenden Gewebes. Nach den Missionsberichten soll sogar in den letzten Jahren die Tätowierung wieder an allgemeiner Verbreitung gewonnen haben.

Es giebt immer nur eine geringe Zahl von geschickten Männern, welche der Kunst des Tätowierens mächtig sind. Mit verschiedenen, kammartig scharf gezähnten Plättchen aus Menschenknochen, welche an einem Stiel senkrecht befestigt sind, wird durch einen Schlägel die aus dem öligen Russ der Lichtnuss bestehende Farbe in die Haut eingeschlagen und zwar so tief, dass das Blut hervortritt, also auch die sensiblen Nerven erheblich in Mitleidenschaft gezogen werden. Während der erbarmungslose Körpermaler das Instrument einschlägt, spannt sein Assistent die betreffende Stelle des Körpers des lang auf der Erde liegenden Jünglings an; die dadurch entstehende Veränderung der Plastik der Körperfläche berechnet der Künstler ganz genau, sodass das einheitliche Muster vollkommen ohne Fehler entsteht. Die Quälerei, die oft mit fieberartigen Infectionserscheinungen bei dem angehenden Manne verbunden ist, kann dieser meist nicht lange aushalten. Hat er aber diese Probe

physischer Anstrengungen und Martern glücklich überstanden, dann wird das Ereignis von seinen Verwandten gefeiert und der Jüngling als Mann anerkannt. In gewissem Sinne zeigt übrigens das Muster der Tätowierung bei den Samoanern kleine Abweichungen, an denen man den Künstler als Spezialisten erkennen kann. Die Feinheit der Ausführung steigt mit dem Ansehen der Person und — dem Preise.

Je nach Familienzugehörigkeit und Geschmack der Tätowierten sind geringe Veränderungen und Verdoppelungen einzelner Muster zu finden, die aber an dem Gesamtbilde dem Laien nicht auffallen.

Auch die samoanischen Mädchen halten es für geschmackvoll und traditionell notwendig, ihren Körper stellenweise mit blauschwarzen Abzeichen zu decorieren. Wenn auch ihr Entschluss hierzu weit weniger von den gleichen Motiven abhängt, sondern mehr freiwillig ist, so sind doch auch heute noch 60 — 70 Prozent aller Samoanerinnen tätowiert. Bei ihnen beschränken sich die Verzierungen im wesentlichen auf die Oberschenkel, den Unterleib, die Kniepartien und die Hand. Dafür zeigen die Muster eine weit grössere Abwechslung und Geschmacksverschiedenheit, wie ja naturgemäss auch eine gewisse Mode. Während man das Gesamtbild der männlichen Muster als negativ bezeichnen kann, da der Grund blau ist, also die grossen Grundflächen tätowiert sind und das Muster im hellbraunen Ton der Unterlage hervortritt, sind die weiblichen, zierlichen Zeichnungen blau auf dem braunen Grund der Hautfarbe zerstreut, also positiv. Hier, wie dort hat jedes einzelne Muster und manches noch je nach seinem Orte einen bestimmten Namen. — Marquardt nennt 36.

Die Dorfjungfrau.

Fast noch mehr als in den männlichen Vertretern edler Sippen vererbt und verkörpert sich die Würde des Standes, des Ahnenstolzes in der weiblichen Descendenz, in den Dorfjungfrauen, Taupous, deren vornehm zurückhaltendes Wesen und peinliches Ceremoniell, verbunden mit grosser Anmut und Grazie, dem Fremden Bewunderung, den Eingeborenen unbedingte Achtung einflösst. Sie spielen eine ganz eigenartige sozial-politische Rolle. Jede grössere Ortschaft und jeder politische Bezirk besitzt eine Taupou, selbst der höchste Häuptling im Range eines Königs hat eine solche Jungfrau als Vertreterin besonderer Rechte und Pflichten neben sich. Sie gehört stets der höchsten Sippe an und steht unter strenger Aufsicht; ihr

Ruf ist tadellos und muss es sein, so lange sie in „Amt und Würden“ steht, denn beides ist in verhältnismässig hohem Masse durch die Stellung bedingt. Diese Einrichtung gehört zu den zahlreichen, hochinteressanten und ausserordentlich charakteristischen Eigentümlichkeiten des samoanischen Volkslebens.

Der Rang, die Repräsentationspflichten und Rechte und die weiteren Obliegenheiten der Taupou sind abhängig von der ererbten



Samoanische Mädchen.

und übertragenen Standeswürde. Im allgemeinen vertritt die Taupou eine edle Sippe; entstammt sie der ersten Familie eines Distriktes, so ist sie auch die Taupou dieses ganzen Distriktes. Unter ihr stehen dann viele andere ihresgleichen aus weniger vornehmerem Geblüt. Jede Ortschaft besitzt, je nachdem sie Sitz einer oder mehrerer Familien von Rang ist, eine oder mehrere Taupous, fast in jedem Dorfe aber herrscht mindestens eine Dorfjungfrau (daher der über-

tragene Name.) Sie herrscht im wahren Sinne des Wortes in ihrem Kreise; über ihr stehen nur ihr guter Ruf und die älteren Ehrendamen, welche bestimmt sind, diesen zu überwachen und die Auserwählte stets zu begleiten. Ohne diese oder eine derselben wird man eine Taupou nur sehr selten sehen. — Die Dorfjungfrau empfängt die Besucher und Gäste des Ortes, entweder in ihrem eigenen Hause oder im *fale tele*, als Herrin. Sie bestimmt mit den ersten Häuptlingen über öffentliche Veranstaltungen und vor allem über die weiblichen Glieder ihres Machtbereiches. Bei feierlichen Gelegenheiten, oder wenn angesehene Fremde als Gäste erscheinen, beteiligt sie sich selbst an der Bereitung der Kava (Nationalgetränk) und als Vortänzerin beim „Siva“ (Nationaltanz). Sie kann nur mit Zustimmung ihrer Familie oder ihres Bezirkes einen ihrer würdigen Häuptling heiraten. Folgt sie ohne Rücksicht auf dieses Vorschlags- und Einspruchsrecht dem Drange der Liebe, so verliert sie unter Umständen auch ihre ererbten Rechte. Dieser Fall war früher sehr vereinzelt.

In neuerer Zeit haben indessen die fremden Einflüsse doch auch hier schon demoralisierend gewirkt, und es ist sogar möglich, dass ein Ausländer gegen entsprechende Entschädigung an die Sippe eine Taupou oder ein hierfür ausersehenes Mädchen erwirbt. Meist jedoch fordern die Angehörigen die Abschliessung einer rechtskräftigen Ehe. Das betreffende Mädchen wird in dem Falle, dass es mit Zustimmung oder durch Vermittelung der Angehörigen einem Weissen folgt, gewissermassen zur Disposition gestellt, d. h. es scheidet ohne Verlust seiner samoanischen Rechte aus seinem Kreise aus und kann unter Umständen, unbeschadet seinem Rufe und Ansehen wieder zu den Seinigen zurückkehren, selbst wenn es bereits Kinder geboren hat, was indessen oft rechtzeitig verhindert wird, wenn man an der Ausdauer der Ehe bzw. des Ehemannes zweifelt.

Die Töchter, welche als Dorfjungfrauen auserkoren sind, werden schon in ihrer Jugend darauf vorbereitet — vorausgesetzt, dass man in ihnen die Vorbedingungen in körperlicher und geistiger Beziehung als erfüllt erkennt. Schon in den frühesten Jahren werden die kleinen Mädchen im Tanze unterrichtet, mit den traditionellen Gewohnheiten und Pflichten einer Taupou vertraut gemacht, zu feinen Arbeiten angehalten und vornehm erzogen, d. h. für die sociale Sonderstellung durch besonders würdevolle Haltung etc. vorbereitet. Man könnte diese Ausbildung im allgemeinen als besonders gediegen bezeichnen, wie sie auch den Auserwählten und für Ehrenstellungen prädestinierten Kindern in modernen Staaten zuteil wird.

Jedenfalls muss sich die Taupou die Vorrechte ihrer Stellung und Würde redlich erwerben. Dafür bleiben ihr alle gewöhnlichen

Pflichten — wie Arbeit in den Pflanzungen, im Kochhause, Einsammeln von Früchten und sonstigen Nahrungsmitteln erspart, wohingegen sie sich in allen häuslichen Obliegenheiten auch in den Handarbeiten, Mattenflechten u. s. w. eine überlegene Gewandtheit aneignen muss.

Man kann gemäss dieser veränderten Lebensweise schon die zukünftigen Taupous an ihrer helleren Hautfarbe, an feineren Gesichtszügen, schmalen Händen, vornehmer Haltung und würdevollem Gesichtsausdruck erkennen. Infolge der helleren — weniger in der Sonne gebräunten Hautfarbe — ist der Name Sina, d. h. hellfarbig weiss, für Töchter vornehmer Familien auch in der Sage sehr verbreitet.

Bekleidung und Schmuck.

Einst waren die Samoaner in Bezug auf ihre Bekleidung sehr anspruchslos; zumeist sind sie es, in ihrem eigenen Gefühl, noch heute; aber auch sie fügen sich den Forderungen der Civilisation und Mission und „machen die Mode mit“. Ursprünglich bestand das Alltagsgewand in einem leichten Lendenschurz, Lavalava, aus Blattstreifen in bemaltem Baststoff oder feinen Matten, der die harmonische Plastik des Körpers nicht verheimlichte und entstellte, auch die charakteristische Tätowierung der Männer, von der Hüfte bis über die Kniee, erkennen liess. Blumen im Haare, duftende Halsketten aus Blüten und Früchten bildeten den Bekleidungsschmuck.

So trifft man die Eingeborenen auch heut noch bei der Feldarbeit im Busch, wo das Auge des Missionars und der modernen Sittenpolizei noch nicht wacht und die Natur noch nicht beschränkt bzw. verbessert ist. Auch in den abgelegenen Distrikten verhüllt das weibliche Geschlecht nur vor dem Auge des fremden Sittenrichters den Oberkörper. Nacktheit scheint ihnen noch natürlich, und sie sind zu harmlos, um schon schamhaft unter sich zu sein. Das moderne, den Anforderungen der guten Sitte genügende Kostüm besteht bei den Männern auch heut zumeist nur aus einem bis an die Kniee reichenden Lavalava; besonders civilisierte Samoaner leisten sich noch eine leichte Jacke. Die Samoanerinnen tragen über oder unter dem Lendentuch nach alter Sitte, tiputa genannt, der Stola ähnlich, auch dem Poncho der Südamerikaner — ein langes, handtuchförmiges Stück Stoff mit einem Loch in der Mitte, zum Durchstecken des Kopfes — oder ein Hemdchen oder eine tailenartige Jacke; viele Frauen ein langes, glatt herabfallendes, unkleidsames, dünnes Gewand über dem Lavalava und bei festlichen Gelegenheiten — besonders zum Kirchgang auf Wunsch der Missionare

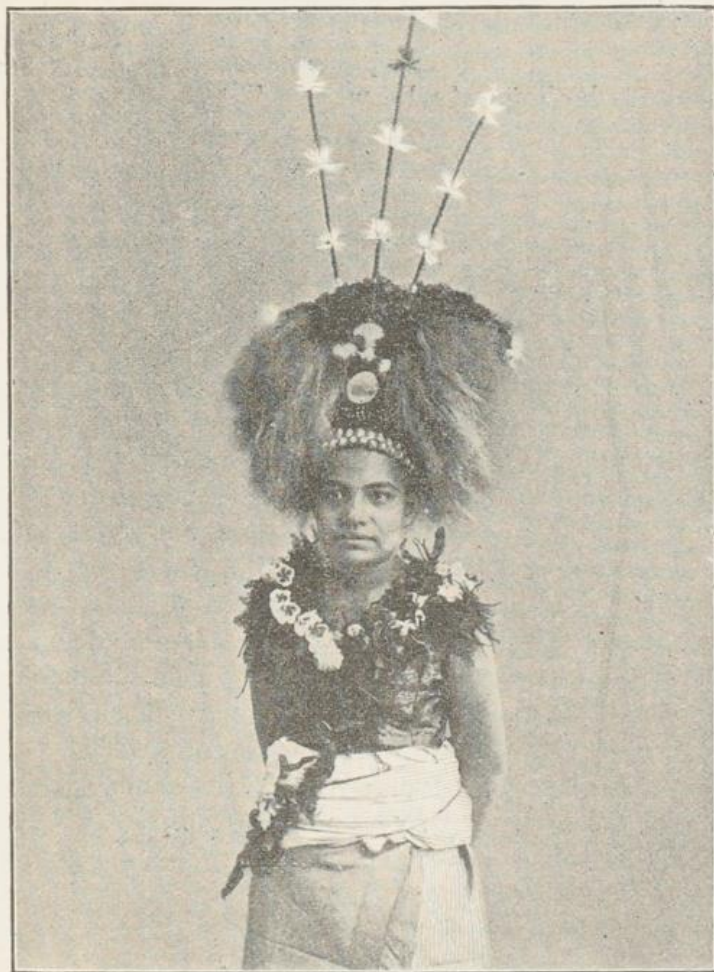
und Händler — einen möglichst unschönen oder auffallenden Hut (im Werte von 1—4 Mark, für ebensoviele Dollars). Schuhe und Strümpfe sind beiden Geschlechtern gleich unsympatisch, ebenso Hosen und Hüte den Männern. — Ganz abgesehen davon, dass die fertige Fussbekleidung selbst in grösstem Umfange den Raumforderungen nur selten zu genügen vermag und ihre Verwendung daher meist noch mit starken Beschwerden verbunden ist, vermögen die Samoaner auch keinen Vorteil in der Bekleidung ihrer auf spitzen Steinen wie im Wasser und sumpfigen Terrain gleich bewährten Sohlen zu erkennen; und mit Recht; denn selbst das beste Schuhwerk erweist sich bei grösseren Fusstouren, sei es an der Küste oder in den Bergen, als schnell vergänglich und sogar lästig. Wohl dem, der es entbehren kann oder lernt!

Naturgemäss haben moderne Gewebe und Stoffe die einheimischen Erzeugnisse schon stark verdrängt, dazu kommt, dass die am meisten in den Handel gelangenden bunten Kattune, im Vergleich zu der zum Teil recht mühsamen und zeitraubenden Herstellung der Landesprodukte, billig und begehrenswert erscheinen, und dass die Händler es verstehen, den Eingeborenen ihre Waren zu empfehlen und damit eine gewisse Mode zu machen, sodass der Wunsch nach Abwechslung und neuen, schöneren Dessins den Absatz erhöht. Ihre Kleider bezw. Bekleidungsstücke fertigen die Frauen sich und ihren Männern selbst an. Für Handhabung der Nähadel können sie sich aber nicht begeistern, umsomehr jedoch für die bequemere und fixere Nähmaschine, die infolge dessen einen sehr wichtigen Handelsartikel und den Stolz einer Samoahausfrau bildet.

Die seit Jahren andauernden politischen Unruhen und Vernichtungen durch Bürgerkriege haben wesentlich dazu beigetragen, die heimische Industrie und häusliche Arbeit einzuschränken und den Vorrat an selbstgefertigten Stoffen und Matten zu decimieren, und es ist sehr die Frage, ob dieser Verlust jemals wieder ergänzt werden wird.

Als Körperschmuck tragen Männer und Weiber — von letzteren die jungen natürlich besonders — ausser den Lendengürteln mit Vorliebe Ketten aus duftenden Blumen, Blättern, Früchten oder Samen auch aus Muscheln und Narvalzähnen um den Hals und auf die Brust herabhängend, auch um die Hüften und frische Blatt- oder Blumenringe um Kniee und Fesselen. Diese *ula* genannten Ketten werden entweder für besondere Gelegenheiten gefertigt aus aufgereihten wohlriechenden Blüten von *Cananga odorata* (Ylang ylang); *moso'oi*, *Hoya*-, *Eugenia*- (Gewürznelken), *Gardenia*-Arten, dem aromatischen Laub einer *Hoya* ähnlichen Kletterpflanze, *Alyxia*, von wildem Ingwer, *Zingiber* und *Alpinia*, aus den Fruchtständen des *Pandanus*, den roten Beeren von *Capsicum*, oder sie sind für die Dauer und bestehen dann

aus den glänzenden Samen der Gotteseerbse, *Adenanthera*, oder des Grases *Coix Lacryma* u. s. w.; ferner aus winzigen zarten gelben und schwarzen oder grösseren Muscheln; teils sind es einfache Ketten, teils spitzenartige Gehänge. Ob so oder so, sie erfüllen alle ihren Zweck als natürlicher anmutiger Schmuck auf anmutigem Körper. — Der Halsschmuck aus Narvalzähnen kommt nur Häuptlingsfamilien zu, ist relativ selten und wertvoll.



Mädchen im Festschmuck mit Tuinga.

Mädchen und junge Männer tragen meist irgend einen Kopfputz, sei es auch nur eine Blume oder ein Blatt vor dem Ohre oder im Haare, oft einen Kranz von duftenden Blättern und Blüten oder eine Muschelbinde um die Stirn. Die Lieblingsblume ist ihres Duftes und schönen Weiss' wegen die *Gardenia*, pua, die Rose der samoanischen Dichtung, in Ermangelung ihrer — die Blütezeit der Bäume ist auf einige Monate beschränkt — wird die fast immer blühende Chinarose, *Hibiscus rosa sinensis*, bevorzugt.

Im Übrigen ist der Kopfputz weit geringer ausgebildet als bei den andern Südseevölkern; er ist ausser den Gaben der Natur auf die Tuinga beschränkt; ein helmartig - fundiertes ungeheuerliches Marterwerkzeug, das bei festlichen Gelegenheiten den Kopf bevorzugter Töchter und Söhne der vornehmen Sippe kennzeichnet. Diese Tuinga (vergl. die Abbildung) besteht in der Hauptsache aus einem festen hutartigen Gestell, mit einem Stirngürtel aus Muscheln, einem Schopf aus Menschenhaaren, einem Perlmutter Spiegel und Verzierungen mit bunten Papagei (Senga)-Federn. Manche Tuinga wiegt mehrere Pfund; ihre Befestigung auf dem Kopfe erfordert oft grosse Vorbereitung und Duldsamkeit der Trägerin bzw. des Trägers; zumal, wenn sie beim Tanz mitwirkt, also fest sitzen muss; Kopfschmerzen und unbequeme Nachwirkungen bleiben dem so damit beehrten Kopfe selten erspart.

Die keineswegs leichte Aufgabe der Bearbeitung und Frisur des üppigen Haarwuchses erfordert robuste Werkzeuge. Auch diese werden zumeist aus festem Holze geschnitzt und zierlich am oberen Ende ausgearbeitet, da sie gleichzeitig als Haarnadeln, Haarpfeile zum Kopfschmuck dienen. Man findet daher ganz absonderliche Exemplare; manche sind bis 40 cm lang, wovon 5 — 10 cm auf den unteren Kammteil mit 15 — 30 Zähnen kommen bei einer Breite von 5 — 8 cm und einer Stärke von 1 — 2 mm; der obere Teil ist sehr vielgestaltig und mit Schnitzornamentik versehen. Diese Holzkämme sind für „schwere Arbeit“ nicht fest genug und würden vor allem einem gekalkten, gar mit Brotfruchtharz verkleisterten und dadurch fest verworrenen Haarwuchs schnell zum Opfer fallen. Für solche Fälle giebt es besondere Instrumente aus den festen Rippen der Cocosblattfiedern, die kammartig durch Haare, festen Bast oder Farngefässstränge aneinander gereiht werden und selbst dem dichtesten Kopfbusch trotzen. Auch diese Kämme dienen, durch Perlen, Muschelstücke u. dergl. verziert, als Kopfputz. — Man kann sich danach, auch ohne Zeuge einer samoanischen Frisur gewesen zu sein, vorstellen, dass auch die Samoa-Grazien fähig sind, ihrer Schönheit und Eitelkeit Opfer zu bringen.

Landeserzeugnisse.

Ausser dem frühesten Lendenschurz, der aus frischen oder getrockneten franzenähnlich aneinander gereihten Blättern der *Cordyline terminalis* „ti“, daher Titi genannt, oder gefärbten Baststreifen von *Hibiscus*, einem grossblättrigen Baume mit schönen

gelben Malven-Blüten hergestellt wird, giebt es besondere Titis für festliche Gelegenheiten, und aus verschiedenen feineren Basten geflochten oder sonstwie kunstvoll angeordnet. Der primitivste Lendengürtel wird bei der Feldarbeit verwendet; er besteht aus einer oder zwei Bananenblatthälften mit der herabhängenden Spreite, während die gespaltene Mittelrippe um die Taille gebunden ist.

Hier sei auch eine weitere Art Lendenschurz erwähnt, der bei festlichen Gelegenheiten, Tänzen u. s. w. getragen wird, der „Titi fau“. Derselbe besteht aus feinen, langen Baststreifen des *Hibiscus* „fau“, die an der Basis dicht verflochten, ein bewegliches, bis an die Kniee reichendes Kostüm, einem langhaarigen Fell vergleichbar, geben.

Der gewöhnliche Lendenschurz, das Lavalava, das schon mehr den Anforderungen einer Bekleidung entspricht, ist ein Bastfaserstoff, siapo oder tapa genannt. Das Material dazu liefern je nach der Qualität mehrere Bäume der Nesselgewächse: *Böhmeria*, *Pipturus* etc. Die Rinde dieser, dem Papiermaulbeerbaum verwandten Gehölze wird abgeschält, geweicht und dann in die verschiedenen Bastschichten zerlegt, die durch Klopfen aneinandergesetzt und gefestigt evtl. durch Stärke „masoa“ von der Taccaknolle zu grossen Stücken zusammengeklebt werden. Der so erzielte Stoff ist fast weiss, manchmal schneeweiss, ausserordentlich fest und dicht und nur gegen andauernde Nässe empfindlich, welche die Lagen von einander löst; er heisst tapa; Stücke von 16 — 30 qm sind nicht selten. Diese Tapa wird stets gefärbt, bemalt und gemustert, und zwar überwiegend bräunlich ziegelrot, gelb und braun bis schwarz in verschiedenen Nüancen. Meist ist ein Grundmuster in rötlichbraun vorhanden, das aufgedruckt wird und zwar nach Art der Bürstenabzüge im Zeitungsdruck. Das Cliché, die Type ersetzt eine Matrize, aus Holz langes gebogenes Brett oder aus Blattstreifen mit eingeschnitztem bezw. aufgenähtem Muster. Diese Matrizen sind sehr wertvoll, da ihre Herstellung viel Zeit, Mühe und Kunstfertigkeit oder mindestens Geschicklichkeit erfordert, denn die erstgenannte Form wird aus einem dicken Stamm festen Holzes geschnitten und dann auf der convexen Fläche das Muster ausgeschnitzt; die andere aber besteht aus einer Unterlage an- und übereinander mit Cocosfaden genähter Pandanusblattstreifen, auf welche alsdann das Muster mit Cocosnussbindfaden aufgenäht wird; zum Gebrauch wird dieses an den Längsrändern dazu mit Oesen aus Cocosbindfaden versehene Muster auf eine Holzmatrize oder ein entsprechendes gebogenes Stammstück aufgebunden. Gute Exemplare dieser letzteren Druckpresse sind schon sehr selten und nur für teures Geld zu haben. Viele dieser Stücke beider Arten haben ausserdem noch einen bedeutenden Affectionswert als Familienstücke und besondere Muster.

Reinecke, Samoa.

Jeder Samoaner weiss meist sofort, wie bei uns der Leinwaarenfachmann, nach dem Muster genau, wo der Siapo angefertigt ist. —

Diese Baststoffe dienen den Samoanern einmal, wie schon erwähnt, als Lavalava in halb oder ganz übereinandergeschlagenen 1 — 2 m langen und 1 — 1½ m breiten Stücken, dann als Decken und Polster für Kranke, als Nachtgardinen zum Schutz gegen Moskitos und als Schrank, Kommode, Truhe etc., indem die Besitzgegenstände, bessere Kleidungsstücke, Kämmе, Fächer u. s. w. darin aufbewahrt werden.

Die gebräuchlichsten ursprünglichen Farben sind schwarz, gelb, rot und Mischungen bezw. Schattierungen davon. Die schwarze Farbe wird durch das Brennen von alten öligen Lichtnüssen, Samenkerne des Lichtnussbaumes, *Aleurites moluccana*, „lama“ aus dem fettigen Russ hergestellt. Lichtes Gelb liefert die im Busche wild wachsende Wurzel der Curcumapflanze, *Curcuma longa*, ango genannt. Reines Rot wird aus dem angepflanzten Strauch *Bixa orellana* „loa“, dessen Früchte das auch im Handel bekannte Anattoine-Orleansrot, enthalten, ferner hellrot aus den Blütenblättern der Chinarose, *Hibiscus rosa sinensis*, „aute mumū“, und mattrot aus dem Milchsaft der Mangrovebäume, *Rhizophora mucronata*, „tongo“. Diese Farbstoffe werden meist rein verwendet. Dagegen dient eine besonders auf den Manua-Inseln sehr verbreitete, durch Feldspath und Eisenoxydul gelblich- bis rötlich-braune Tufferde in verschiedenen Mischungen zur Herstellung bräunlicher Farbtöne. — Seit Einführung der sehr beliebten Anilinfarben findet man auch grün, blau u. s. w.

Ein anderes, teils als Festgewand, teils als Matte verwendetes Erzeugnis von traditioneller Bedeutung ist die Iesina (ie = Decke, sina = weiss). Sie gleicht einem Eisbärfell und wird aus dem fein gereinigten und gebleichten Bast einer Staude, ebenfalls aus der Familie der Nesselgewächse „*Cypholophus macrocephalus*“ hergestellt. Die Rückseite entspricht der Gewebsunterlage eines Teppichs; sie wird aber nicht als Unterlage erst geschaffen, sondern entsteht mit der Matte successive durch Verflechten der Bastzotten. Die Herstellung dieser besonders wertvollen Stücke ist demgemäss sehr compliciert und zeitraubend, ausserdem eine Specialität einzelner Frauen. Schon die Zubereitung des Materials erfordert viel Zeit und Arbeit. Nicht minder schwierig ist die Reinigung; denn obschon das Gewebe recht fest ist, so leidet es doch dabei leicht, wenn es nicht sachgemäss behandelt wird; und besonders schwierig ist es, die nach dem Waschen mehr oder weniger struppig zusammengeklebten Fasern wieder ohne Schaden mit dem Kamm so aufzulockern, dass die Decke das fellartige schneeweisse Aussehen zurück bekommt. Glücklicherweise ist eine solche Reinigung auf dem staubfreien Samoa nicht oft nötig, denn man kann eine Iesina dort

monatelang auf dem Stuhl der Veranda liegen haben, ohne dass sie grau oder schmutzig wird. Auch diese Stücke haben, da sie bei besonderen Veranstaltungen und Familienfesten (Hochzeitsceremonien), sowie als Tauschobject eine Rolle spielen oder spielten, zum Teil grossen Affectionswert. Sie werden, da sie von Fremden sehr begehrt sind, für den Verkauf besonders angefertigt und kosteten früher 20 — 40 Mark.

Ausser den schon früher erwähnten Hausmatten, Fala genannt, die, aus breiten Pandanusblattstreifen oder Cocosblattfiedern geflochten, als Lagerstätten, gewissermassen Dielung, Sofa, Bettstelle und Matratze gleichzeitig dienen, giebt es noch feinere und feinste Matten verschiedener Qualität und Grösse aus schmaleren Blatt- oder Epidermisstreifen von *Pandanus* oder der verwandten Kletterstaude *Freycinetia*. Die ersteren sind fest und hart; die letzteren fein, weich und fast seidenartig und Ietonga genannt (vergl. S. 149).

In Flechtarbeiten sind die Samoaner Meister, davon zeugen allerliebste Henkelkörbchen und Fächer. Die Körbe und Körbchen, Ato, werden zumeist aus Streifen von Pandanusblatthaut, auch aus dem gleichen Material wie die Ietongas u. s. w. gefertigt und zwar in erstaunlichem Formenwechsel; bald rund, oval, bauchig, bald eckig, ungefärbt oder mit verschiedenfarbigen Streifen gemustert, bilden sie im feuchten Klima der Inseln fast unverwüsthche Behälter und Gebrauchsgegenstände; in trockener Luft erweisen sie sich zwar noch sehr dauerhaft, aber doch nicht in dem Masse standhaft. Das gleiche gilt für die zum Teil ebenso leichten und hübschen, wie praktischen Fächer, Ili, aus Blattstreifen und Bast geflochten; auch an diesen muss man die Vielseitigkeit der Formen und Farben bewundern; man wird unter hundert Fächern selten zwei finden, die sich gleich sind. Körbe und Fächer sind beliebte „Curiositäten“ und da ihre Herstellung geschickten Händen leicht von statten geht, auch leicht zu haben; immerhin lassen sich die Händler und auch die Eingeborenen selbst noch gut, von 1 Mark aufwärts, bezahlen.

In der Holzschnitzerei zeigen die Männer viel Geschick; zumal sie fast alle ihre Gebrauchsgegenstände aus dem Ganzen in einem Stück arbeiten. Mit aner kennenswerter Vorliebe wird dabei festes, hartes Holz verwendet. Das bietet der Wald in sehr verschiedenen Farben und Eigenschaften. Trotz des raschen Wachstums der Bäume bilden viele Arten ein sehr dichtes kerniges schwer spaltendes Holz ohne Jahresringe aus, das dem berühmten australischen Eisenholz nicht nachsteht und zum Teil, wohl infolge Gehaltes an Harzen, auch gegen Fäulnis und Insektenfrass sehr immun ist. Einige Arten sind besonders geschätzt zum Bootbau, andere für häusliche Gebrauchsgegenstände. Dazu gehören die Tanoa, Kava-

bowle, ein auf 4 — 16 Füßen stehendes schüsselartiges Gefäss, samt den Beinen aus einem Stammquerschnitt von ifilele (*Afzelia bijuga*) fetau (*Calophyllum inophyllum*) u. s. w. mit dem Messer, dem einzigen Werkzeug, geschnitzt; eine gute Tanoa kostet 12 — 60 Mk. je nach Alter, Grösse und Zahl der Füsse.

Auch die alten Handwaffen: Keulen, Speere etc. und die üblichen Stöcke und Rednerstäbe werden aus dem Stamm geschnitten und sind deshalb bewunderungswürdig zumal, sie ohne Instrumente, lediglich nach Augenmass kerzengerade und tadellos rund geschnitzt werden; das gilt besonders für die Rednerstäbe der Tulafales von circa $1\frac{1}{2}$ m Länge und 2 — 3 cm Durchmesser, bei schwacher Verjüngung nach unten. Diese Stäbe sind oft hübsch geschnitzt und die Schnittporen mit Kalkmasse ausgefüllt; sie werden mit rauhem Bast poliert und sind meist rötlich braun, entsprechend der Naturfarbe des hauptsächlich verwendeten Holzes. Die Rednerstäbe sind das Zeichen der Redner, Tulafales, und diese bedienen sich ihrer in Beratungen bei Reden mit viel Würde. Gebrauchsstöcke benutzen eigentlich nur die alten Männer; der Spazierstock wird durch den Fliegenwedel, Fue, ersetzt, der allerdings auch wieder vorzüglich den Häuptlingen und Edleren zukommt, aber diese auch nie verlässt. Selbst im Kriege pflegt der Alii statt der Flinte den Fue — als geräuschlose Waffe gegen Moskitos und Fliegen — zu tragen, während ihm ein Zugehöriger die minder ungefährliche Mordwaffe nachträgt. Der Fliegenwedel besteht aus ausgeklopften Fasern der Cocosschale (Coir) oder Pferdehaaren, die büschelartig an einem kurzen Stab befestigt sind; er hat insofern noch eine ganz besondere Bedeutung, als die Fliege für das gemeinste Lebewesen gehalten wird, das man mit der Hand nicht berührt noch weniger tödtet; und ein Fremder, der sich durch sein Rachegefühl zur Ermordung einer ihn ärgern den Fliege hinreissen läst, verstösst dadurch gegen Anstand und feine Sitte. — Neuerdings hat der Fue eine moderne Bedeutung durch ein kostbares Exemplar mit Ebenholzstiel und Silberbeslag erlangt, das Kaiser Wilhelm dem Alii sili Mataafa gewissermassen als Symbol seiner neuen Würde verliehen hat.

Von sonstigen Zweigen der Hausindustrie sei noch die Verarbeitung von Schildpatt zu Ringen erwähnt. Die dabei auffallende Kunstfertigkeit, die nur von wenigen Spezialisten beherrscht wird, besteht weniger in der allerdings auch erstaunlichen Rundung der Ringe als in der Auslegung der Aussenseite mit feinem Silber- und Goldschmuck, dessen Bestandteile, Buchstaben, Herze etc. die Künstler aus Geldstücken schnitzen und dann absolut fest einfügen, sodass sie völlig glatt mit der Ringfläche abschliessen.

Die feinen Matten.

Die schon mehrfach erwähnten feinen Matten, Ietonga, repräsentieren auch heute noch symbolisch den Reichtum und Rang der Familien und ihrer Vertreter; sie sind der einst unverkäufliche Schatz der Samoaner und bilden den Stammbaum der Familien; einzelne Stücke haben daher die Bedeutung von Adelsdiplomen und Urkunden; ihr Wert steigt also in diesem Falle mit dem Alter, aber nicht mit der Schönheit. Manche Ietonga ist in ihrer symbolischen Bedeutung die Ursache bitterer Fehden und blutiger Kämpfe gewesen; denn von ihrem Besitz hing eine unbestrittene hohe Würde, der Vorrang über ganze Distrikte ab. Dennoch aber blieb sie nicht selten, wie das Glück für den Sieger wertlos, wenn sie ihm nicht von den besiegten Besitzern mit all ihren Vorrechten abgetreten wurde.

Aber nicht nur die Qualität, sondern auch die Quantität der Matten spielt eine Rolle. Wer viele feine Matten besitzt, ist wohlhabend und angesehen; viele gute Matten erhöhen den Rang und die Aussicht einen höchsten Titel zu erreichen; denn an verschiedene Ietongas sind besondere Namen und Würden geknüpft, die mit ihnen verschenkt, vertauscht oder verliehen werden. Das ist bei gewissen Anlässen der Fall. Die feinen Matten bilden das Heiratsgut und die Mitgift der Frau, das specielle Besitzrecht [und die Verleihung von Häuptlings- oder Regierungsmatten, die den besonderen Namen *ie o le malo* führen, sind an ganz bestimmte Traditionen geknüpft. Bei Häuptlingswahlen für bestimmte Bezirke und auch bei der Königswahl verteilten die Praetendenten feine Matten an die Wähler und an die Tulafales, die Sprecher oder Ceremonienmeister bei der Wahl. Wer also mit vielen und guten Matten in die Agitation eingreifen konnte, hatte formell die meisten Chancen als Kandidat. Dazu kamen allerdings auch noch persönliche und verwandtschaftliche Faktoren. Nach erfolgter Wahl wurde der Gewählte wiederum mit feinen Matten vom Volke beschenkt und von den Tulafales mit denjenigen ihrer speciellen Würde beliehen, so dass der für die Agitation verausgabte Bestand wieder ersetzt, oft erhöht und der Reichtum erhalten wurde. Bei der Königswahl drehte sich der endgültige Ausgang, wie wir gesehen haben, um mehrere Titel, die von verschiedenen Distrikten abhängig sind. Diese Titel bzw. Namen nebst den dazu gehörigen Matten wurden nach Mehrheits-Beschluss mehrgliediger Commissionen vergeben. Die Tulafales, welche hier das entscheidende Wort zu sprechen hatten, wurden vorher in den zuständigen Bezirken gewählt und hierbei spielte die Mattenagitation eine grosse Rolle; desgleichen bei Todesfällen; dann werden sie gewissermassen dem Geiste des verstorbenen Häuptlings geopfert und der Witwe dargebracht. Das

sind die Sterbematten. Jeder wichtige Act ist mit Mattenverteilung verbunden. Dabei kommt es häufig zu bedenklichen folgeschweren Uebelnehmereien; besonders nach dem Tode eines hohen Häuptlings.

Die Ietongas bezw. ie o le malo repräsentieren nicht nur symbolisch einen hohen Wert, sondern auch materiell. Sie hatten auch die Bedeutung von Geld als Bezahlung gewisser Dienstleistungen und Objekte. So wurden beispielsweise die Haus- und Bootsbaumeister (vergl. S. 117) und die Tätowierkünstler u. A. mit feinen Matten bezahlt. Der Geldwert verkäuflicher Matten schwankt heut je nach Qualität und Grösse zwischen 80 u. 300 Mk; er steigt immer mehr, da die Herstellung immer seltener wird; denn sie erfordert ausserordentlich viel Arbeit, Geschicklichkeit und Zeit.

Das Material dazu liefert eine kletternde *Pandanacee*, *Freycinetia*, deshalb lau ie d. h. Mattenblatt, genannt. Die eine Art dieser Kletterpflanze ist in dem Urwald der Berge zu Hause und kriecht teils an den Stämmen der Bäume empor, eine andere Art bildet auf den Kraterkämmen dicht verworrenes Gestrüpp. Die Blätter sind denen der Dracaenen ähnlich aber viel fester und länger. Sie werden sorgfältig abgerissen und zur Küste gebracht, dort getrocknet und dann in Wasser gelegt; darin weicht die Epidermis so auf, dass sie sich in Streifen abziehen lässt. Diese etwa 50 cm langen Streifen werden dann in $1\frac{1}{2}$ —3 mm breite Streifen gespalten und dann fein verflochten. So wird zunächst ein Stück der Matte fertig gestellt; dann folgt nach Vorbereitung neuen Materials ein weiteres Stück. An einer Kante oder manchmal auch an zweien, lässt man die Enden franzenartig frei, während die anderen Ränder fest verflochten sind. Bei besonders schönen Stücken wird die untere Franzenborte mit den zierlichen, roten Brustfedern des kleinen Samoapapageis, senga, der sich mit Vorliebe in den Kronen und Blütenständen der Cocospalmen aufhält, oder mit denen des grösseren senga viti von den Viti (Fiji) Inseln benäht. Da die Matten immer nur stückweise gearbeitet werden, dauert ihre Fertigstellung mehrere Monate, nicht selten über ein Jahr, das erklärt ihren hohen Preis, der in der neusten Zeit infolge der Unruhen noch erheblich gestiegen sein dürfte und steigen wird, da im Kriege viele Exemplare verloren gegangen, bezw. der Vernichtungslust zum Opfer gefallen sind; und andererseits der Bedarf an Geld zur Verringerung des Bestandes durch Verkauf führen wird. Es ist fraglich, ob in Zukunft überhaupt noch viel neue Matten gefertigt werden, da auch die Festlichkeiten, bei denen sie früher, als Lendenschurz u. s. w, eine berufene Rolle spielten, immer mehr an Charakter und Bedeutung verlieren. Das ist sehr zu bedauern; denn wenn die Ietongas auch für moderne Verhältnisse trotz ihrer Festigkeit und fast seidenartigen Feinheit keinen praktischen Wert haben, so stellen sie in ihrer Art doch ebenso eigenartige wie kunstvolle ethnologische Wertstücke dar.

Nahrungs- und Genussmittel.

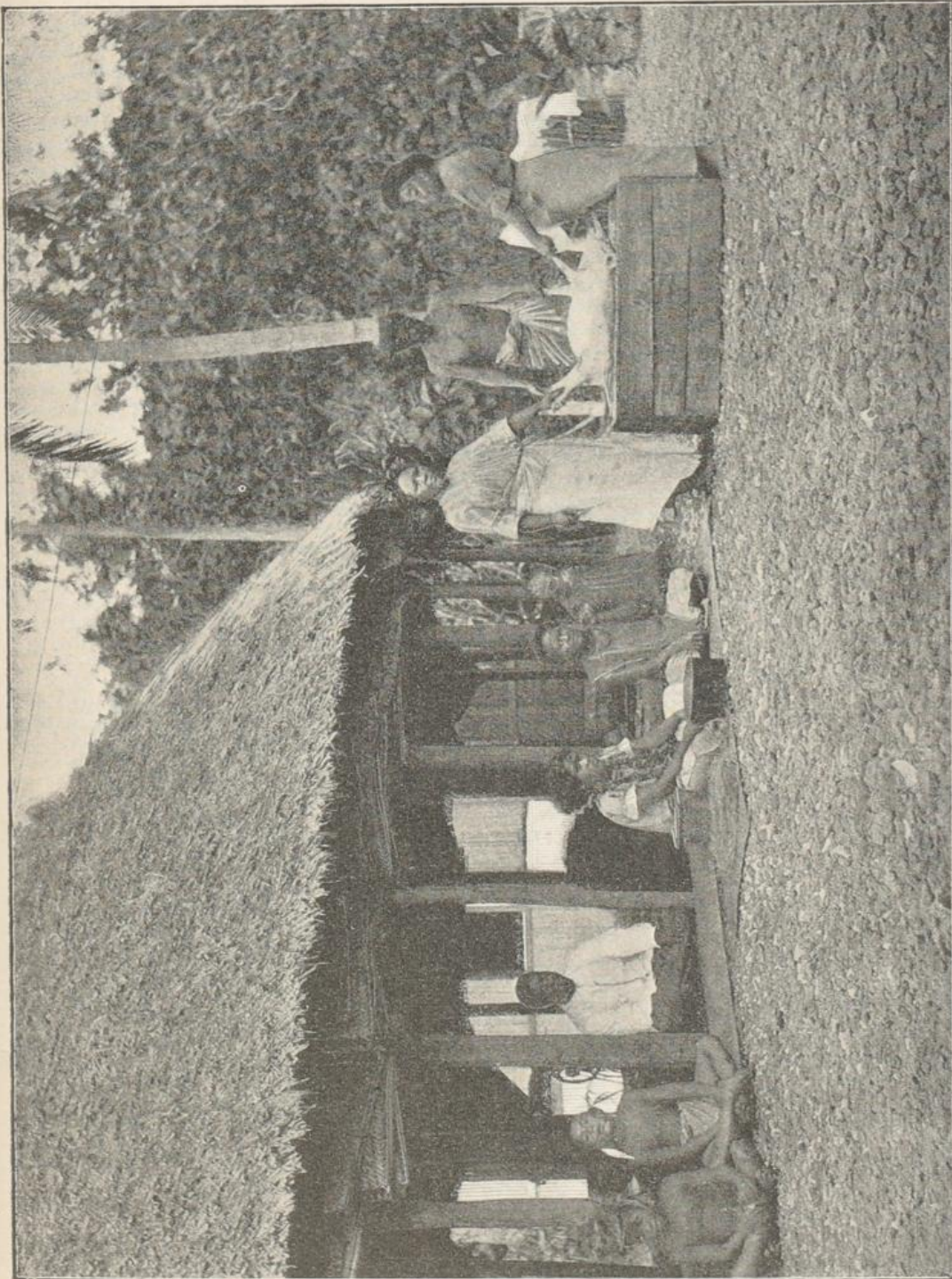
Die Samoaner haben einen guten und grossen Magen und viel Zeit zum essen; glücklicherweise fehlt es ihnen auch selten an der Gelegenheit, davon Gebrauch zu machen. Richtige Hungersnot, wie sie auf anderen Inselgruppen des Stillen Oceans häufig eintritt, ist auf dem fruchtbaren Samoa mit seinen fischreichen Gestaden fast ausgeschlossen, wenschon die Verwüstungen der Pflanzungen durch Kriege zeitweise das Füllhorn der Natur stark geleert und die Rationen etwas eingeschränkt haben. Solche Zeiten sind bald wieder überwunden und vergessen.

Die Küchensorgen haben allein die Männer zu tragen; die Frauen und Mädchen helfen wohl bei der Feldarbeit und beim Fischfang, aber die Zubereitung der Speisen kümmert sie nichts, falls sie nicht eine besondere Neigung und Ursache dazu haben. Letztere bietet oft die Gelegenheit der Unterhaltung mit jungen Männern; denn die Zubereitung der warmen Speisen lässt den Köchen hinreichend Musse zu einem behaglichen Plauder- und Schäferstündchen. Mit wenigen Ausnahmen werden die samoanischen Gerichte warm zubereitet; im Samoaofen gedämpft bzw. geröstet — aber kalt gegessen.

Der „Samoaofen“ erinnert an die „Schwedische Kochkiste“; er hat den grossen Vorzug, dass er überall vorhanden ist, bzw. das dazu erforderliche Material, welches nur aus Steinen besteht; in den Ortschaften wird er, wie schon angedeutet, im Kochhause errichtet. Auf einen Stoss Brennholz — trockne Äste etc. — werden reichlich faustgrosse Basalttrümmer gehäuft; dann wird das Holz angezündet — mit Streichhölzern oder wenn solche fehlen oder nass geworden sind, mit einem Reibfeuerzeug alter Art. Dadurch werden die Steine heiss. Inzwischen wird das Spanferkel oder Schwein, oder was sonst zubereitet werden soll, vorbereitet. Wenn das Feuer erloschen ist, werden die Steine mit Holzzangen — zwei Stückchen Holz — auseinandergenommen, und die zu kochenden Speisen werden auf die unterste Schicht gelegt, dann wieder mit den anderen heissen Steinen und schliesslich je nach Bedarf, mit Bananenblättern und Erde bedeckt; wenn nur schnell zu erwärmende oder zu röstende Nahrung in Betracht kommt, genügen Bananenblätter; für längere Procedures wird der Ofen durch Bedeckung mit Erde länger warm gehalten. Ist die erforderliche Zeit verstrichen, dann werden die Speisen dem Ofen entnommen und später meistens kalt genossen. Die auf solche Weise bereiteten Speisen schmecken recht gut und sind ausnahmslos ausserordentlich saftig.

Am meisten Zeit erfordern natürlich Schweine, die nach Entfernung der Eingeweide auch noch mit heissen Steinen gefüllt werden, aber doch 2—3 Stunden, meist bis zu völligem Erkalten der Steine, im Ofen gelassen werden. Spanferkel sind schon nach einer Stunde saftig und gar. Hühner und Tauben, wie Fische, Schildkröten und Krabben werden in Taro- und Bananenblätter gewickelt; besonders erstere beteiligen sich an der Dämpfung des Fleisches, indem sie ihm einen bestimmten kräftigen Beigeschmack verleihen. Brodfrüchte und Taro, sowie Bataten werden mit der Schale in den Ofen gelegt und mit gebräunter Rinde wieder herausgenommen; auch die Bananen werden unreif im Samoaofen gedämpft und von den Eingeborenen so den frischen, reifen Früchten vorgezogen.

Ausser diesen im Naturzustande hergestellten Nahrungsmitteln fehlt es in der Samoaküche keineswegs an besonders zubereiteten und auch für einen fremden Gaumen schmackhaften Gerichten. Dahin gehören z. B. der unseren Sahnspeisen ähnliche palusami, eine aus junger Cocosmilch mit geriebenem Cocoskern, zerschnittenen Taro-Blättern und Salzwasser in Bananenblattstücken gedämpfte Speise; der failolo, reife in Cocosnussmilch gebackene Bananen; taale, das saftige Harz der Palme mit Cocosmilch; faausi, geschabte Yams und Taro mit Cocosmilch in Bananenblättern gedünstet: pa'aula oder auch nur pa'a, Flusskrabben mit Cocosnussmilch in Bananenblättern gekocht u. s. w. Es giebt eine ganze Reihe solcher culinarischer Specialitäten, die alle den Vorzug appetitlicher Zubereitung und recht angenehmen Geschmacks haben. Dagegen dürfte ein anderes sehr beliebtes Nahrungsmittel kaum je den Beifall civilisierter Geschmackspapillen, noch weniger einer europäischen Nase gefunden haben: das Masi, die samoanische Conserve. Das Masi wird in Zeiten der Fruchtfülle, besonders der Brodfrucht, in Gruben gleich dem Sauerfutter unserer Landwirte zubereitet. Reife Brodfrüchte und Mammiapples (*Carica papaya*), mitunter auch Taro und Bananen werden mit Brodfruchtblättern in Erdgruben fest eingetreten und dann zugedeckt, Die dann eintretende Gärung macht sich schon nach mehreren Wochen bemerkbar. Diese Conservenfabriken bleiben aber oft mehrere Monate in Thätigkeit bis der Inhalt ganz gar, d. h. zu einer gleichmässigen bräunlichen Masse vergohren ist. Wenn diese Futtergrube dann geöffnet wird, verbreitet sich ihr scheusslicher Duft bis in weite Ferne; für die Samoaner aber ist das ein Hochgenuss; denn schon der frische Teig schmeckt ihnen wundervoll; gedämpft ist er ihnen eine der grössten Delikatessen. Das einzige Erbauliche für den Fremden daran ist der Anblick der Kinder, die den Teig wie unsere Kleinen ihre Süssigkeiten mit strahlendem Behagen lecken. Gedämpft bzw. gebacken schmeckt das Masi noch leidlich. — Übrigens haben die Samoaner auch die



Vor der Mahlzeit.



Vor der Mahlzeit.

fermentierende Eigenschaft der Blätter von *Carica papaya* erkannt; denn sie benutzen sie zeitweise zur Zubereitung von Fischen und Fleisch, besonders für Rindfleisch, und auch in ihren Masigruben, wenn sie eine beschleunigte Gährung wünschen.

Ausser den vorstehend schon genannten Nahrungsmitteln und Delikatessen bietet das Meer den Samoanern neben den verschiedenen Fischen noch eine grosse Zahl von Leckerbissen, die nicht recht nach unserem Geschmack sind, zumal sie roh genossen werden. Dazu gehören die verschiedenen Holothurien (Seegurken), Seeigel und Würmer, die aufgebrochen und ausgesaugt werden. Wenn man sich über den prinzipiellen Widerwillen hinwegsetzt, indem man sich sagt, dass ja auch die Austern-Liebhaberei und Vorliebe für Schnepfendreck schliesslich in dieses Fach schlägt, dann kann man bei genügend gutem Willen sogar diese Feinschmeckerei verstehen. Der ausgesaugte Inhalt einer fingerdicken im Küstensand lebenden Regenwurmart schmeckt thatsächlich nicht schlecht, aber der Genuss ist doch kein Genuss! — Indessen „de gustibus non est disputandum“!

Dagegen giebt es auch manche continentale Nahrungsmittel und Gerichte, die dem Geschmack der Samoaner nicht zusagen. Viele Eingeborene z. B. haben absolut keine Sympathie für frisches Rindfleisch, während Cornet beef, natürlich kalt, Ambrosia für sie ist; desgleichen schwärmen sie für Fischconserven — nur nicht ölige Sardinen und saure Präparate. Gemüse in continentaler Zubereitung und Kartoffeln, sowie Suppen und Bratensaucen lernen sogar die samoanischen Hausfrauen in europäischem Haushalt nicht recht schätzen; wie überhaupt alles Gebratene zu sehr von der samoanischen Dämpfmethode abweicht.

Das Repertoire der Genussmittel ist recht gering. Obenan steht der Tabak, utufanga, und zwar das eigene Erzeugnis, (vergl. Nutzpflanzen) der in 3—4 cm breite, 12—15 cm lange Stücke dünner getrockneter Blattspreiten der Bergbanane cigarettentartig gewickelt und geraucht wird. Das Drehen und Anrauchen an glimmendem Holze ist meist Sache der Hausdamen. Wie in allen derartigen Genüssen sind die Samoaner auch hierin sehr genügsam. Die Cigarette, selui, wandert, gleich der Friedenspfeife der Indianer, oft von Mund zu Mund, mehrere Züge daraus reichen zur Befriedigung des Nicotinbedarfes aus. Andere, Tabake und Cigarren finden wenig Beifall.

In Bezug auf den Alkohol besitzen die Samoaner eine beneidenswerte, man kann wohl sagen unvergleichliche Kaltblütigkeit, ja sogar eine gewisse Abneigung. Schnaps ist für ihre an milde Nahrungsgenüsse gewöhnte Zunge zu scharf. Man wird, ohne zu übertreiben, sagen können, dass 70 % der Eingeborenen noch keinen Schnaps gekostet haben. Das Verbot des Verkaufes geistiger Getränke an Eingeborene macht es nicht; denn für die Samoatrader

gilt die Regel ganz besonders, dass Verbote dazu da sind, um übertreten zu werden. Besonders die vornehmen Männer haben eine instinctive Abneigung gegen geistige Getränke; und man findet selbst in Apia, wo es an Gelegenheit, solche zu erlangen auch den Landeskindern nicht fehlt, höchst selten angezechte Samoaner, obwohl diese dort einen Schnaps nicht ablehnen, da sie es für schwächlich und unhöflich oder „zu samoanisch“ gegenüber den Fremden halten würden. Diese partielle Immunität gegen den Alkoholteufel erhebt die Samoaner hoch über alle Stammesgenossen; denn auf Tahiti, Hawaii und auch auf Tonga und bei den Maoris hat derselbe weit schneller und mehr sein entsittlichendes Banner entfalten können. Wenn die Samoaner ihm hold wären, würde sie kein Verkaufsverbot dagegen schützen; denn sie wissen sehr wohl, dass die Bewohner melanesischer Gruppen, besonders der Gilbert-Inseln durch Gährung des aus dem Blütenschaft der Cocospalme aufgefangenen Saftes sich ein berauschendes Getränk, die Kareve, bereiten. Ihr Ersatz dafür ist das polynesisches Nationalgetränk, die Kava (vergl. nächstes Kapitel).

Im Übrigen genügt ihnen vollauf die Cocosmilch. Wer diesen stets kühlen Fruchtsaft der Königin der Tropenküsten frisch vom Baume genossen hat, wird ihre Vorliebe dafür zu würdigen wissen und bei Wanderungen oft den Begleiter um einen köstlichen Trank, den kühlfsten, den Samoa zu bieten vermag, bitten. Bereitwillig wird der Samoaner von einem geeigneten Strauch ein langes Stück Rinde abschälen, dasselbe unterhalb der Ferse über Kreuz um die Füße spannen, um dann mit langen Sätzen hinauf zu hüpfen zu der 10—30 m hohen Krone. Dort bricht er eine nahezu reife Nuss ab, die polternd zu Boden fällt. Wiederum hüpfend oder gleitend folgt der Räuber. Dann schlägt er einen meterlangen Stock, spitzt ihn oben und steckt ihn mit dem anderen Ende in die Erde. In das spitze Ende schlägt er alsdann die Nuss mit ihrer äusseren Faserschale ein und reisst diese, sie so spaltend, stückweise, meist in 3—4 Teilen ab. Mit dem Messer würde es schwer gelingen, den Kern von diesem zähen Mantel zu befreien. Einige leichte Schläge mit Messer oder Stein gegen das untere Ende der harten Nusschale genügen, um ein Deckelstück loszutrennen und den Becher zu öffnen, den der Freund dem Freunde credenzt. Dann schlägt man das geleerte Gefäss gegen einen Stein und spaltet es, um mit dem Deckelstück den noch weichen, gallertartigen, milchig weissen Kern, das Endosperm, von der Schale abzulösen und zu schlürfen, wobei jeder Fremde gern Gesellschaft leisten wird; denn das ist die condensierte Cocosmilch. Der Fruchtsaft fast reifer Nüsse ist wasserhell, nur leicht bläulich, und ohne ausgeprägten Geschmack. In jungen Nüssen dagegen ist der Saft wirklich noch milchig, zucker- und gerbstoffhaltig und etwas klebrig, daher wenig durst-

löschend; aber nach Ansicht Mancher wohlschmeckend. Mit einem Schuss Cognac finden ihn Andere delikat.

Ein sehr eigenartiges Genussmittel sei noch erwähnt, dessen kosmetische Wirkung die blendende Reinheit der samoanischen Kauwerkzeuge begründen soll: Es ist das Harz des Brotfruchtbaumes, das besonders von Kindern mit Vorliebe schnalzend gekaut wird; aber jedenfalls weder von diesen noch von Erwachsenen in der Ermangelung des modernen Institutes einer Zahnbürste, sondern weil es ihnen Spass macht; gerade wie manche Schulkinder, der Vorliebe, den Radiergummi für ihre Zähne verwenden — sicherlich auch nicht um sie zu putzen!

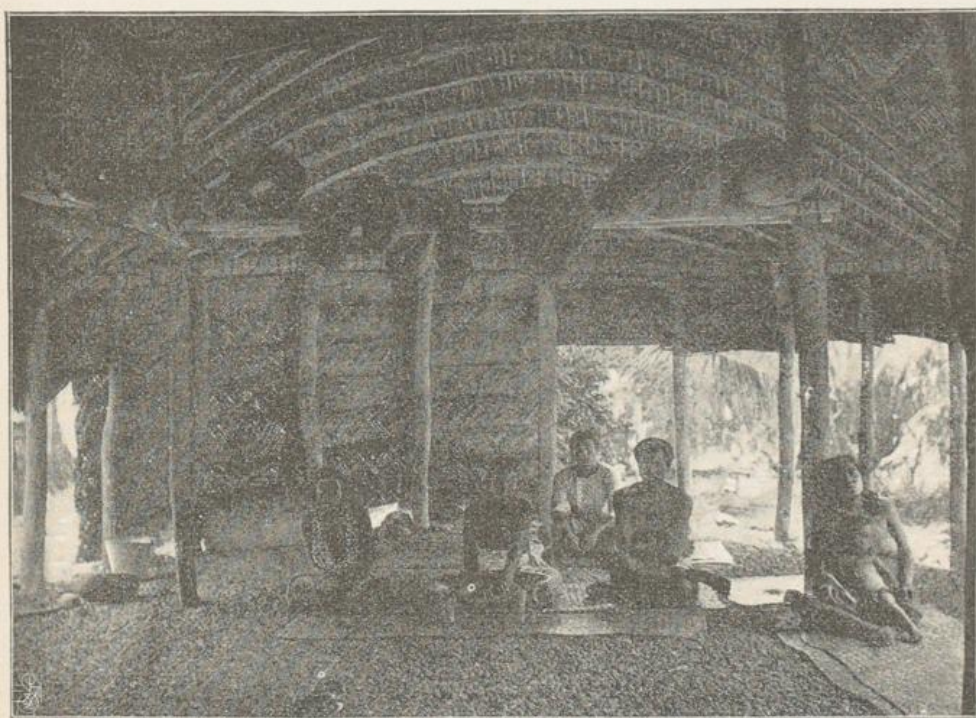
Die Kava.

Die Kava, samoanisch ava, ist das Nationalgetränk fast aller Polynesier, aber ursprünglich nur der Männer, den Frauen streng verboten. Auch diese Sitte hat sich auf Samoa am reinsten erhalten und hier wahrscheinlich die höchste ceremonielle Bedeutung erlangt. Keine Gastfreundschaft, kein Vergnügen ohne Kava, kann man hier sagen. Die Spenderin dieses harmlosen erfrischenden Trankes ist eine Pfefferstaude *Piper methysticum*, ava, die entweder eine Kulturvarietät einer nahe verwandten im Kammgebiet Savaiis und Ost Upolus heimischen Pflanze darstellt oder von benachbarten Inseln eingeführt ist. Die Bergform *Piper Macgillivrayi* var. *fragrans* (?) avaava atua d. h. Kava der Götter, unterscheidet sich jedoch durch gerade Triebe von den in den Stengelknoten meist winklig stehenden Internodien der richtigen Ava. Der meist eigenartig verdickte Wurzelstock der Avastaude enthält ein Narcoticum, das als Methysticin auch bis vor kurzem bei uns officinell war und gegen Asthma verordnet wurde.

Wenn ein Fremder, ein Gast oder eine Reisegesellschaft, in ein Samoadorf einkehrt, und das Gemeindehaus, oder das eines Häuptlings betritt, dann folgt dem Willkommengruss des Hausherrn „malu mai“ oder „susu mai“ — worauf die Erwiderung gut samoanisch zu lauten hat: „faafetai lava alii“, „danke sehr, hoher Häuptling oder noch besser „afionga lava“, „du bist ein kolossaler König“ — die Überreichung einer Kavawurzel von der einen oder anderen Seite. Spendet sie der Gast, so ist das ein Zeichen, dass er Kava wünscht, und der Hausherr wird sofort die entsprechenden Befehle erteilen, um dann dem Gast ein anderes Stück Kava zurückzugeben. Empfängt der Gast das Geschenk zuerst, so kann er es auch einstecken und damit andeuten, dass er auf den Gasttrunk verzichtet.

Auch vor der Abendmahlzeit pflegen die Samoaner sich eine Kava zu leisten; dann findet die Zubereitung zwar ohne besondere Ceremonien, aber doch auch noch nach gewissen Regeln statt. Mit besonderem Geräusch und Aufgebot in hochfeierlicher Weise geht die Sache bei grossen Festen vor sich, wenn ein höchster Häuptling seinen Gästen und Vasallen den Freundschaftstrank spendet. Die Bereitung erfolgt dann durch junge Häuptlinge und Jungfrauen. Das geschieht in etwa folgender Weise:

Ein junger Häuptling trägt den getrockneten oder frischen Wurzelstock der ava tänzelnd unter Gesang und Ausrufen der Festteilnehmer herbei und verkündet den äusseren Anlass der Cere-



Zubereitung der Kava.

monie. Dann erscheinen Mädchen mit der Kavabowle (tanoa), wenn die alte Sitte des Kauens nicht gewünscht wird, mit den zum Stossen bzw. Zerreiben der Wurzel bestimmten Steinen, einem flachen, vertieften, der als Mörser dient, und einem runden Klopfer; ein anderes Mädchen trägt das Bastfilter und die Kokosnüsse mit dem „Brauwasser“. Nachdem die vorbereitenden Ceremonien beendet sind, kauert sich die Taupou hinter die Kavabowle und ihr zur Rechten die Jungfrau mit dem Stein; diese kaut resp. zerklopft ein der Zahl der Gäste resp. berufenen Trinker entsprechendes Stück der Kavawurzel und spuckt bzw. schüttet die zerkleinerte Faser alsdann in die Tanoa; die Wasserjungfrau giesst Wasser dazu und

die Taupou knetet und rührt die Kavaspreu mit ihren Händen in dem Wasser durch. Dadurch wird das Alkaloid der Wurzel ausgelaugt. Wenn das erfolgt ist, tritt das Bastfilter in Funktion. Mit diesem umhüllt die jungfräuliche Hebe die festen Bestandteile geschickt und die Filterjungfrau schleudert sie zur Wiederholung des Verfahrens aus; durch drei- bis viermaliges Ausfischen werden thatsächlich mit dieser primitiven Filtriermethode alle Faserreste aus der Kava entfernt. Ist dies geschehen, so klatscht die Festversammlung in die Hände und der Ausrufer verkündet mit den Worten „ua usi le ava a tulai“, die Kava ist fertig zum Austeilen; er reicht der Taupou alsdann den Becher — eine halbe polierte Kokoschale — und diese füllt mit dem Filter den braunen Necktar hinein. Jetzt nennt der Ausrufer den Namen des höchsten anwesenden Gastes und credenzt ihm den Trank etwa mit den Worten „O lau ava lena lau afiongä, d. h. diese Kava ist für dich, Hoheit. Dieser giesst einige Tropfen davon auf die Erde, die nach alter Sitte den Göttern geweiht wurden, und murmelt dabei, bevor er selbst trinkt, eine Art Gebet, indem er für seine Sippe und Familie, die Fruchtbarkeit des Landes und der nützlichen Tiere, die Stärke seines Volkes und Erfolg im Kriege erbittet, und ruft „lau ava taumafa lea ia manuia“: ich trinke diese Kava zum Wohle. Dann kommt nachdem jedesmal frisch mit dem Bastfilter nachgefüllt ist, der nächst hohe Vertreter an die Reihe, bis alle bevorzugten Würdenträger unter gleichen Formalitäten mit zeitgemässen Trinksprüchen genossen haben; der Ausrufer ruft: Die Kava ist zu Ende; ich trinke den Rest. Dann hält der Hauptsprecher noch eine allgemeine Rede und mit einem Refrain des Chores schliesst die Ceremonie.

Über den Geschmack der Kava sind die Ansichten sehr geteilt, als wohlschmeckend wird sie nur selten bezeichnet; im Anfange dürfte sie kaum den Geschmacksnerven eines Kulturmenschen behagen; zumal wenn diese noch von den Augen beeinflusst werden, das besonders wenn statt der Steine die Kauwerkzeuge junger Damen oder Herren die Masse vorbereitet haben und die Taupou sich vor dem Maischprocess nicht energisch die Hände gewaschen hat. Dennoch gewöhnen sich die meisten Fremden an das braune Getränk, das eine vorzüglich durstlöschende Wirkung hat und auf Zunge und Gaumen einen eigenartigen Reiz ausübt, der durch das Methysticin verursacht, vielfach auch durch Zusatz von einigen Beeren des überall vertretenen scharfen Vogelpfeffers (*Capsicum*) verschärft wird. In grösseren Mengen genossen ruft Kava leichte Lähmungserscheinungen in den Gliedmassen und, besonders aus frischer, ungetrockneter Wurzel bereitet, Kopfschmerzen hervor. Übrigens bevorzugen Kavakenner gekaute Kava, da sie durch die Einwirkung des Speichelferments milder wird; Europäer lassen aber dann die Mädchen vorher den Mund gut ausspülen oder durch Essen einer Banane die meist tadel-

losen weissen Zähne reinigen. Jedem Gast, der eine Ortschaft besucht und willkommen ist, wird als erstes Zeichen der Gastfreundschaft Kava bereitet. Ebenso geht den Versammlungen und Beratungen sowie allen feierlichen Veranstaltungen regelmässig eine Kavaceremonie voraus. —

Bei der Credenzceremonie hat der Ausrufer keine leichte Aufgabe zu lösen, um keinen folgenschweren Verstoss zu begehen; denn wehe ihm, wenn er es mit der Rangordnung versieht und einen etwas weniger hochadligen Häuptling dem um einen Ahnen, eine Matte oder einen Titel Besseren voranstellt. Das kann sehr schlimm werden und die bedenklichsten Folgen nach sich ziehen, ja sogar zum Kriege führen, falls die Zurücksetzung nicht reumütig revociert und redressiert wird; denn Niemand reizt nicht nur Samoafürsten, sondern auch Häuptlinge ungestraft bei ihrer Standesehre. — Glücklicherweise haben die meisten Samoaner ohne gothaischen Hofkalender eine grosse Personal- und Würdenkenntnis, sodass solche Staats- und Standesvergehen relativ selten sind.

Leben, Spiele und Unterhaltungen.

„Mein Lebenslauf ist Lieb und Lust“ ist auch die Devise der Samoaner und sie verstehen sie weit besser zu bethätigen als mancher Student, der sie mit grosser Bierbegeisterung erschallen lässt. Der Lebenslauf der Samoaner war und wäre freudige Zufriedenheit, wenn es nicht Krankheiten und — ein Ende gäbe. Was sonst anderen Menschenkindern das Dasein erschwert oder gar verbittert, kannten eigentlich die glücklichen Samoaner nicht. Auch sie leben, wie die Studenten singen, stets in den Tag hinein und jeder Tag ist für sie ein Festtag, ohne dass sie der Welt Regenten sind. Die Arbeit ist ihnen ein Zeitvertreib; sie können sich wie „die Lilien auf dem Feld“ auch ohne sie ernähren; denn unser Herrgott sorgt für sie; er lässt die Cocospalmen, die Brotfrucht bäume, die Bananen auch blühen und Früchte tragen, ohne menschliches Dazuthun, die Tauben sich vermehren und die Tiere des Meeres. Die rechten Samoaner arbeiten ohne zu arbeiten; die Arbeit ist ihnen Unterhaltung; eine sonstige Bedeutung räumen sie ihr nicht gerne ein, weil sie es bisher nicht nötig hatten; denn wozu sollten sie arbeiten, wenn es ihnen nicht passte? Mutter Natur that es ja für sie.

Die Tageseinteilung der Samoaner hängt im allgemeinen von der Nacht ab. Schöne, besonders Mondscheinnächte werden in ihrer ganzen magischen Pracht und erfrischenden Annehmlichkeit genossen. Somit wird man nach solchen Nächten in frühen Tages-

stunden die Wohnstätten oft noch in tiefem Schlummer treffen. Im allgemeinen aber pflegen die Herrschaften mit der Sonne, also um 6—7 Uhr ihre Lagerstätten zu verlassen und zu entfernen, um dann ihrer Beschäftigung nachzugehen, soweit sie eine solche haben; sei es in den Pflanzungen zur Pflege und Ernte, im Meere zum Fischfang u. s. w. Wie das Jahr für sie nur durch verschiedene bestimmte Erscheinungen in der Natur eine relative periodische Bedeutung hat, und auch die Monate nur nach den Mondphasen, also in 28 tägiger Länge je nach periodischen Naturerscheinungen relativen Wert haben, so ist auch das tägliche Leben, ohne bestimmte Einteilung, abhängig von den Verhältnissen, jeweiligen Bedürfnissen, Neigungen und Erscheinungen.

Demgemäss fehlte natürlich den Samoanern auch das zählende Bewusstsein fortschreitender Zeitrechnung; denn wenn sie auch thatsächlich durch die jährliche Wiederkehr gewisser Ereignisse z. B. des Palolos*), der Blüte- und Fruchtzeit bestimmter Bäume den Zeitlauf eines Jahres empfanden und berücksichtigten, so würde ihre Jahreseinteilung nach den Mondphasen in zwölf 28-tägige Mondmonate, sie doch jährlich um 29 Übertage mit dem Sonnenjahre in Conflict gebracht haben. Dennoch aber verrechneten sie sich thatsächlich nie in Bezug auf die Jahreszeit, da die äusseren Naturkennzeichen ihre Monatsrechnung immer wieder korrigieren. Dagegen versagt jede Schätzung des Alters, selbst bei jungen Kindern; denn der Begriff eines Sonnenjahres nach Tagen gezählt fehlt ihnen völlig und noch mehr natürlich die Retrospective der Zeitrechnung. Wenn man also einen sonst sachverständig und altklug dreinschauenden Jungen fragt: wie alt bist du? sagt er sicher, wenn er nicht aus Gefälligkeit rät oder irgend eine annähernd passende Zahl nennt „tailo“, ich weiss nicht; der Herr Vater oder die Mama werden auch heut meist noch höflich sagen: „faatalia oe“ ich bitte bestimme du! — Taxiert man dann auf 3 oder 4 Jahre, dann pflegen sich die Eltern sofort mit „ioe, ua lelei, faafetai“, ja, es ist schön od. richtig, danke sehr, ganz einverstanden erklären. Die Eigenschaftsworte jung und alt bzw. ihre Übergangsstadien kennen die fröhlich dahinlebenden Menschenkinder in Bezug auf sich selbst nicht nach unserem Massstabe, dafür haben sie die Begriffe klein und erwachsen, die im Zeitalter der Pubertät zusammen laufen, und dann noch einen Grad für altersschwache Leute. Daher wird die kritische Zeit der Entwicklung bei beiden Geschlechtern festlich begangen; beim Jüngling vollzieht sich der Übergang zum Manne, wie schon gesagt mit seiner Tätowierung.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu täglichen Gewohnheiten der eben erwachten Dorfbewohner zurück. Die erste Arbeit

*) Vergl. Kapitel: „Fischfang“.

derselben ist das „Bettmachen“ d. h. das Einrollen des Moskitonetzes bezw. Zelttes samt dem Bambus Kopfkissen und der Deckmatte in die „Bettstelle“ — die Mattenunterlage. Das „Gebett“ wird dann auf die Hausbalken gelegt. Dann gehts meistens an den Strand zur Morgentoilette und Erfrischung, und von hier je nach Bedarf und Anordnung in die Pflanzung, wo Tabak sorgsam gepflegt wird, Tarorhizome gegraben oder junge Pflänzchen sachgemäss im sumpfigen Grunde gesteckt, Bananen geschnitten, Brotfrüchte, Cocosnüsse u. s. w. gepflückt werden. Diese Obliegenheiten kommen hauptsächlich dem jungen Volk beiderlei Geschlechts zu, das sich dabei meist, nur mit einem frisch gespaltenen Bananenblattgürtel bekleidet, fröhlich unterhält. Andere Mädchen und Jünglinge gehen in den Busch, um wohlriechende Früchte, Blüten und Blätter für das Samoaöl, Rinden und Blätter für die Hausindustrie, Bataten und andere Früchte für die Mahlzeit, die Wurzel der Curcuma zur Bereitung von gelber Farbe, die Knolle der Tacca zur Herstellung des festen Stärkekleisters masoa zu sammeln u. s. w. Die Kinder springen mit Körben und kleinen Canus ins Meer, um Kraben, Würmer, Muscheln zu sammeln, die Fischer gehen an die Arbeit und die Schützen ziehen zur Jagd aus auf Tauben, wilde Schweine und fliegende Hunde. Die Frauen und alten Männer bleiben daheim um häusliche Arbeiten, Mattenflechten, Trocknen und Einrollen des Tabaks, Schneiden u. Trocknen von Kopra, Trennen und Reinigen der Cocosfaser und dergl. zu besorgen. — Diese Beschäftigungsweise dauert bald längere bald kürzere Zeit; selten bis in den Nachmittag; länger als wenige Stunden genügt dem wechselliebenden Temperament die Monotonie einer Aufgabe nicht; der Bedarf an Arbeit pflegt aber meist mit einer Aufgabe für den Tag gedeckt zu sein. Um die heisse d. h. windstillere Mittagsstunde flüchtet Alt und Jung in den Schatten der Bäume oder Häuser, um schlummernd, faulenzend oder schläfrig plaudernd oft bis in den späten Nachmittag Ruhe zu halten.

Die Arbeitsteilung bestimmt entweder der Häuptling bezw. wer am meisten zu sagen hat oder das Los. Dieses Auslosen geschieht in folgender Weise: Das Los ist eine von der Hülle befreite Cocosnuss. Die auszulosenden Leute setzen sich in einen Kreis und in dessen Mitte setzt ein Samoaner die Nuss in möglichst schnelle drehende Bewegung — ähnlich wie bei dem Spiel „Tellerdrehen“. Wenn die Nuss dann ausgedreht hat und ruhig liegt, wird konstatiert, wen sie mit ihrem Gesicht — den drei Keimporen (Mund und Augen) — anschaut; der ist dann unweigerlich der oder die Ausgewählte. Dieses Auslosen ist auch eins der zahlreichen Unterhaltungsspiele, deren reichhaltiges Repertoire die Mussestunden des Tages ausfüllt, in der Regel aber erst gegen Abend nach der stärkenden Mittagsrast gepflegt wird. Von lebhaften Bewegungs-

und Wettspielen bis zu mühelosen Ratespielen und den Unterhaltungen würdiger Männer haben die Samoaner allerlei ergötzlichen, gesunden und gemütlichen Zeitvertreib erfunden. Obenan stehen sportliche Belustigen, die manchmal auch recht ernsten Charakter annehmen, zumal der Ehrgeiz durch Kundgebungen des Publikums angestachelt wird und Wetten dabei eine grosse Rolle spielen. Am beliebtesten sind Wettkämpfe im Rudern, Fischen, Speerwerfen, Ringen und Faustboxen.

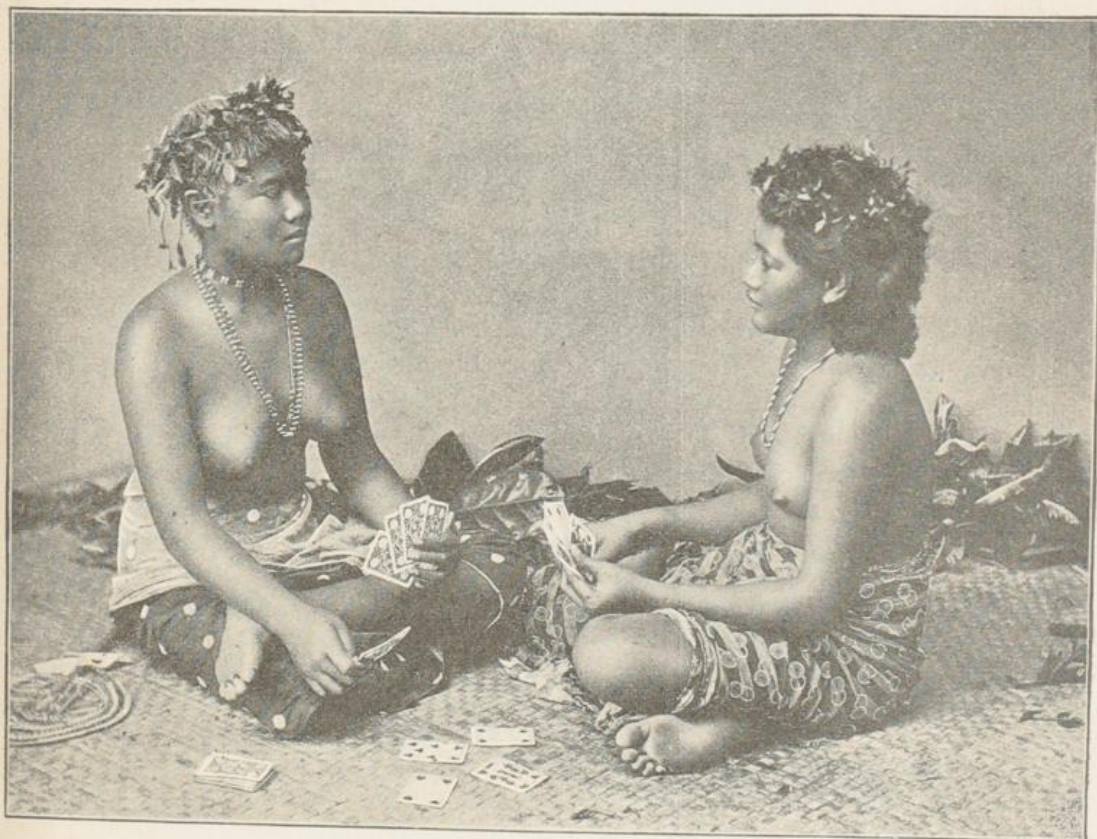
Im Speerwerfen haben die Männer grosse Geschicklichkeit, die sich schon die Jungen frühzeitig aneignen. Bald gilt es, einen langen Speer je nach einem Ziel zu schleudern, sodass er auf seinem Fluge vorher die Erde berührt und dann wieder emporschnellt, bald muss, in hohem Bogen geworfen, der Speer möglichst senkrecht einfallen u. s. w. — Ein anderer Samoaner produciert sich als „Scheibe“, indem er mit einer Keule die nach ihm geschleuderten Geschosse sicher abschlägt. Dabei teilt sich das Publikum entsprechend den Acteuren in zwei Lager, von denen das Eine z. B. wettet, der Verteidiger wird mehr als 30 Speere ohne Ermüdung und ohne sich von seinem Platze zu entfernen abschlagen etc.

Bei Ringkämpfen, Messuren mit Keulen, Boxen etc. geraten die Gladiatoren nicht selten in Wut und aus dem Spiel wird dann bitterer Ernst, der auch die Zuschauer hinreisst, sodass sie die Fechter immer mehr anspornen, bis schliesslich der eine erschöpft oder schwer verletzt ist und auch der Parteien sich kriegerische Lust bemächtigt bis besonnene Männer Ruhe und Freundschaft wieder herstellen. Zu Balgereien kommt es, wie bei gesitteten Studenten, zunächst, wenn die Sache commentmässig abläuft, nicht, wohl aber zu Contrahagen, die dann auch oft blutig ausgepaukt werden.

Auch bei den harmloseren Unterhaltungen wird gewettet, sei es um Cocosnüsse, sonstige Früchte, Hühner oder sogar Schweine und Matten. Demgemäss wird man bei den meisten Spielen grossen Eifer der Beteiligten beobachten. Solche Unterhaltungen gleichen bald unseren „Kämmerchen vermieten“, Fangspiel, und dergl., bald den Rate- und Reimspielen unserer Kindheit; stets zeugen sie von körperlicher und geistiger Gewandheit. Sehr nett sind die Reimspiele mit Parteien oder im Kreise mit Cocosnussdrehen, etwa nach Art des Handtuchspieles. Die eine Partei ruft einen Baumnamen, z. B. *fau* (*Hibiscus*). Die Gegenpartei antwortet binnen einer bestimmten Frist *pau* (*Hernandia*), ein anderer Baum, und fordert ihrerseits einen Reim auf einen anderen Namen; versagt die Antwort, so giebt es einen Strich und dementsprechend später für die Sieger einen Preis. — In andern Fällen werden Gleichnisse reimend erwidert. — Im Aufgeben von Rätseln sind die Samoaner gross, z. B. Frage: Ein Mann, vor dem sich die Könige neigen? Antwort:

Der Wind, denn alle Cocospalmen neigen sich dem Meere zu, von wo der Wind sie am meisten angreift; oder Frage: Ein Mann mit weissem Haar erhebt sich und reicht bis zum Himmel? Antwort: Der Rauch. Frage: Er stirbt alle Monate, kommt aber immer wieder? Antwort: Der Mond (masina) u. s. w. Gleich beliebt sind Zahlenrätsel.

Diese Unterhaltungen variieren mit der Zeit; auch sie sind einer gewissen Mode und Periodicität unterworfen. Dagegen sind die älteren Herren gut conservativ in ihren ruhigen, ernsten Unter-



Kartenspielende Samoanerinnen.

haltungen. Das beliebteste Spiel der Häuptlinge ist das Lafo oder lafonga tupe (Geld). Vier Spieler setzen sich an die Ecken einer langen schmalen Matte, in deren Mitte auf kleinerer Matte ein rundes Stückchen Cocosnusschale gelegt wird; es gilt mit dem tupe (den grossen flach runden Samen der Lianenschote (*Entada scandens*), von denen jeder Spieler fünf erhält, wie bei dem Boccia die Cocoschale zu treffen und an ihrer Stelle die tupe auf die kleine Matte zu bringen; wer die meisten tupes hat, gewinnt.

Ausserdem giebt es noch eine grosse Zahl anderer Spiele und Specialitäten, z. B. producieren sich geschickte Jongleure mit Keulen-

schwingen, mit Apfelsinen, von denen sie 6 und mehr mit der flachen Hand oder dem Handrücken werfen und in Bewegung halten u. s. w.

Eine andere sehr beliebte Unterhaltung ist das Erzählen von Geschichten, Sagen und erlebten oder erdichteten Abenteuern. Dabei haben die Samoaner so recht Gelegenheit, ihre lebhafteste Fantasie und Redegewandtheit spielen zu lassen und dem andächtig lauschenden, auch mit Beifall nicht kargenden Publikum mit dem Brusttone der Überzeugung oft auch die wunderbarsten Vorstellungen — leider auch von der eigenen Geschichte, der samoanischen Mythe, beizubringen. Der Erzähler hat in vielen Fällen dabei grossen Einfluss auf seine Hörer, und mancher weiss ihn auch geschickt zu nutzen.

Neuerdings hat auch das Handwerkszeug des modernen Spielteufel Eingang und sehr freudige Aufnahme gefunden; aber wie der Schnapsteufel, so hat auch die gefährliche Seite des Kartenspiels bisher noch nicht den Widerstand der Samoaner besiegt. Sie haben eigene Kartenspiele erfunden, die besonders bei der Jugend sehr beliebt sind. Am meisten verbreitet ist ein Spiel „Svipi“ genannt, wahrscheinlich aus „Schwarzer Peter“ entstanden, aber dem Gesellschaftsspiele „Stop“ ähnlicher und recht sinnig. Die Karten werden unter die, natürlich kreuzbeinig auf den Matten sitzenden Spieler verteilt; der Reihe nach wird dann Farbe bekannt, bis sie einem Spieler ausgeht, der dann eine möglichst hohe Karte abwirft, während der Vorspieler die ausgespielten Karten einsteckt. Wer schliesslich alle Karten widerstrebend eingeheimst hat, ist „Pita“, Peter und — reingefallen.

Den grössten Sieg hat unbedingt neben Flinten, Nähmaschinen, Regenschirmen und Taschentüchern das Criquetpiel über die Samoaner davongetragen. Die damit verbundene lebhafteste Bewegung und die von den Spielern gesteigerte Erregung waren ganz nach dem Geschmack des Volkes, das sich dorfweise darin mass und hohe Wetten dabei entrierte, sodass thatsächlich die Parteien ihr ganzes Hab und Gut verspielten und obdachlos wurden. Dagegen musste im Interesse der Ordnung und des Friedens eingeschritten werden; denn auch an Gelegenheiten zu blutigen Händeln fehlte es im Verlaufe der Turniere nicht. Das Criquet wurde daher von den Bezirkshäuptlingen in dieser Form untersagt und nur noch in kleinem Kreise ohne grosse Wetten geduldet. Gleich verhängnisvoll endeten andere Wetten beim Fischfang.

Kurz, an Unterhaltung fehlt es dem lebensfrohen Völkchen nicht, und jeder Tag bildet ein Glied in der hell strahlenden Kette des glücklichen, sorgenlosen Lebens dieser bevorzugten Naturmenschen.



Samoaner beim Criquetspiel.



Samoaner beim Criquetspiel.

Abend und Nacht.

Während des Tages essen die Samoaner, wann und wo es ihnen beliebt, wenn Appetit und Gelegenheit vorhanden sind. Nur die Abendmahlzeit bildet einen festen Punkt, ein statisches Moment in dem sonst regellosen Leben. Sie ist die einzige täglich wiederkehrende gemeinsame Handlung in allen Orten und aller Eingeborenen und eine schöne feste Gewohnheit. Wenn sich gegen 6 Uhr die Sonne am westlichen Horizont neigt, dann beginnt die Vorbereitung für das Abendessen und die Versammlung aller Bewohner in ihren Hütten um ihre Familie. Wie die Marine mit dem Sonnenuntergang die Flagge einholt, so pflegt der Häuptling, Vater oder Hausälteste zu dieser Zeit nach alter samoanischer Sitte den Abend zu begrüßen, ein Abendgebet zu sprechen, dem folgt bei beginnender Dämmerung und aufloderndem Feuerschein die Abendmahlzeit und ihr ein Chorgesang in den verschiedenen Häusern, meist nacheinander, ausgehend von dem Faletele oder dem ersten Häuptlingshaus. Diese, vorchristlicher Gewohnheit entstammende Ausübung wirkt, wie bei uns der alte germanische Weihnachtsbaum, an den herrlichen Gestaden der meerumrauschten Inseln immer wieder wunderbar stimmungsvoll, unwillkürlich Andacht erregend, wie es selbst manchem frommen Christen in der Kirche nicht mehr zur Empfindung gelangen kann. Dazu kommt noch der an sich schon dem Choralrhythmus ähnliche, mehrstimmige harmonisch getragene Gesang der Eingeborenen und die wunderbare Wirkung der schnell hereintretenden lauwarmen Tropennacht mit der geheimnisvollen Beleuchtung der einzelnen Hütten. Hier wird die weite, ungeschmückte Natur zum Hause Gottes, dem selbst der roheste Beachcomber in dieser Stunde seine Ehrfurcht nicht versagen mag; denn die weihevollere Stimmung um ihn herum ist kein gemachtes Schauspiel, kein conventionelles oder modernes Symptom, sondern echte, wahre Empfindung, unnatürliche Ehrung und Anerkennung göttlicher Kraft und Weisheit. — Dieser Andachtsstunde folgt meist bald ausgelassene Fröhlichkeit der Jugend, während die älteren Bewohner sich auf dem Dorfanger oder im Feuerschein der Häuser versammeln, um alte Traditionen und neuere Erlebnisse in gemütlichem Geplauder aufzufrischen, so die Vergangenheit zu beleben und mit der Gegenwart zu vergleichen. An mond hellen Abenden gruppiert sich die Jugend am Strande, um mit Gesang, Spiel und Tanz die kühleren Abendstunden zu genießen und allerhand Kurzweil zu treiben.

Je schöner die Mondnacht ist, desto länger wird sie natürlich genossen, das wird Jeder begreifen, der die Reize einer solchen kennt und zu würdigen weiss. Der lieblich einschmeichelnde Glanz

des freundlichen Weltenbummlers mit seinen geisterhaften Schatten hat schon in unseren kontinentalen Verhältnissen die Poesie und manches Herz befangen und Luna zur Protektorin romantischer Abenteuer und Freundin der Liebe erhoben. Wie viel mehr dort, wo die im Zenith wandelnde Leuchte der Nacht auch noch im unbegrenzten Meeresspiegel als zitternder, wallender Silberstreifen erglänzt, sich in den stolzen Kronen stattlicher geheimnisvoll flüsternder Cocospalmen spiegelt, deren leicht bewegte Schatten den Küstensand bemalen. Während das Auge in dieser milden, bezaubernden Pracht traumhaft schwelgt, empfängt das Ohr den dumpfen Rhythmus des fernen Rauschens und Grollens des gewaltigen Meeres in unermüdlichem symbiotischem Kampfe mit den Korallen, das zischende Plätschern der gebrochen am flachen Sandstrande empor züngelnden Wellen, zwischen den harmonischen Accorden eines samoanischen Liedes oder dem monotonen Klängen eines Tanzes. Über diesem Stimmungsbild thront des Weltalls blaues Gewölbe, durchweht von den bescheiden blinkenden Gestirnen der südlichen Halbkugel, dem südlichen Kreuz mit dem sternlosen „Kohlensack“ den Milliardenlichtern der Milchstrassé, dem im Zenith thronenden riesenhaften Jäger Orion mit dem hellstrahlenden Sirius, der die zierlichen Plejaden, die sieben Töchter des Atlas sieben Jahre verfolgte, bis Zeus sie vor dem Ungestümen rettete und als Siebengestirn an den Himmel erhob. Wie diese, so erinnern uns auch der umgekehrt am Nordhimmel stehende grosse Bär oder Wagen, das W der Kassiopeja, Perseus und Andromeda, die brüderlichen Dioscuren u. A. an den heimatischen Himmel; und das geistige Auge blickt mit ihnen über Äquator und Nordpol nach dem fernen Vaterlande, dessen Nacht sie in weiterem Kreislauf der Erde nach zwölf Stunden erhellen werden. Das sind die Reize einer schönen Samoanacht, der auch Venus als Abendstern und ihr schalkhafter Sprössling als Freund der Jugend Gunst und Pfeile nicht versagen.

Wer sie ganz kennen lernen will, muss sie auch auf dem Meere und in den Bergen geniessen, eine nächtliche Wasserfahrt im Boot mit Eingeborenen längs der Küste oder von Insel zu Insel über das offene Meer nicht versäumen. Da möchte man zu jedem Augenblick sagen: „Verweile doch, du bist so schön“ — wenn auf der einen Seite die wilde Naturgewalt des Meeres schäumend gegen die Korallen stürmt, zur anderen am Strande unter den leise wehenden Palmenkronen in lieblicher Anmut sich die Hütten der Eingeborenen geisterhaft beleuchtet andeuten, und die Ruderer ihre von phosphoreszierenden Tierchen magisch flimmernden Ruderschläge mit getragenen Bootsgesängen begleiten, die in wellenden Moll-Accorden die Eindrücke des Gesichts- und Gehörs harmonisch vereinen. Dort wo das Riff aufhört und die Küste steil in das Meer hinabsteigt, weicht der Reiz poetischer Lieblichkeit dem packenden

Eindruck herrlicher Macht tosenden Kampfes. Gegen die schwarzen im Nachtlicht doppelt gewaltig erscheinenden Lavawände des Landes rollen die wuchtenden Wogen grollend heran; weiss schäumend zischt ihr Gischt in erlahmender Wut an dem Gegner im schwarzen ehernen Panzer empor, langsam aber unaufhaltsam vordringend. Wo die Lavamassen weniger fest und widerstandsfähig sind, da weichen sie schneller dem Ansturm, und so sieht man an einzelnen Steilküsten bogenförmige Nischen ausgehört zwischen standhaften Pfeilern; dort hat sich in solchen Nischen die Brandung Löcher nach oben durch die Decke des Gewölbes geschaffen, und durch sie braust ihr Strahl oft viele Meter hoch fontainengleich empor. Furchtlos und sicher steuern die Eingeborenen in ihren leichten Fahrzeugen nahe an diesem ewigen Kampf der Naturkräfte entlang, sorglos folgt man ihnen hinaus auf die hohe See, um auf dem wogenden Rücken des Oceans im Anblick der herrlichen Landschaftsbilder zu schwelgen.

Ganz anders und doch wieder verwandt sind die Eindrücke einer Nacht in den Bergen. Auch hier vernimmt das Ohr selbst in weiter Entfernung von der Küste noch, auf den Boden gelegt, das Grollen der Brandung, während das Leuchten des Meeres durch leuchtende Pilze ersetzt wird, deren phosphoreszierender Schein geheimnisvoll aus dem Gestrüpp hervorschimmert in dem tiefen Schatten des Urwaldes, aus dessen Höhen die pfeifenden, singenden oder klagenden Laute gefiederter Bewohner, der gurrende Ruf der Tauben erschallen, während ringsum Cicaden zirpen, Eidechsen rascheln und aus der Tiefe das plätschernde Nachtlied eines Bächleins zum Lager heraufklingt. Hier wie dort und überall spricht die Stimme unbezwungener Natur, natürlicher Anmut und Grösse zu dem Menschen, der sie liebt und mit ihr empfindet.

Communismus.

In socialer Beziehung bieten uns die alten Institutionen der Samoaner ein Beispiel von fast idealem Communismus; mit Verschmelzung der Begriffe mein und dein auch im Sprachgebrauch, denn die hierfür gebräuchlichen Possessiv Pronomina lau u lou können sowohl mein wie dein heissen, je nachdem man die Vokale gebunden oder getrennt spricht (lou-lo'u). Fragt man, wem gehört dies Haus oder das Schwein, das Kanu oder die Lampe, dann bleibt der Gefragte, wenn er ehrlich ist, die Antwort schuldig, da eben im Allgemeinen nichts ausgesprochen Eigentum eines Einzelnen war, zum Teil noch ist. Persönliches Eigentum gab es früher fast nur in weiterer Bedeutung

oder in Gestalt von Lohn. Jedes Land, jede Cocospalme war in weiterem oder weitestem Begriffe Gemeingut einer Familie, einer Ortschaft oder eines Bezirkes; daher konnte man im allgemeinen auch keinem Einzelnen ein Geschenk machen, denn der Empfänger nahm es nur als Vertreter seiner Familie. Im Prinzip ist das auch heut noch der Fall, wenn auch dieser Communismus schon durch das Beispiel fremder Begriffe stellenweise erheblich gelitten hat und die Begehrlichkeit, der Wunsch zu besitzen, erweckt worden ist. Wenn man z. B. einem Mädchen ein seidnes Tuch oder sonstige Sachen schenkt, so sagt es faafetai, bekräftigt diesen Dank durch Erheben des Geschenkes zur Stirn und trägt die Gabe nach Hause, um sie abzuliefern. Dann erscheint meist entweder der Vater oder ein berufener Vertreter der Familie, um im Namen seiner Sippe nochmals zu danken; ob das Mädchen nachher die Nutzniessung der Gabe hat, ist sehr die Frage, es wird ihm auch garnicht einfallen, das zu erwarten oder zu verlangen. Das gilt auch für Esswaren, Süssigkeiten u. s. w. In noch unverdorbenen Gegenden wird auch ein Kind oder Mädchen, dem man einige „lollas“ Zuckerzeug giebt, so gern die Kleinen solche naschen, erst artig damit zu seiner Familie laufen und der Mutter die Verteilung überlassen. Das ist fürwahr ein erstrebenswertes Vorbild von Erziehung, wobei allerdings angeborene Gewohnheit eine grosse Rolle spielen mag.

Noch eigenartiger wirkt die Sitte, die Geschenke zu taxieren, nicht etwa, um den Geber zu kontrollieren, sondern um im Prinzip der Gemeinde bzw. den Beteiligten zu zeigen, wie nobel der Spender ist. Der durch ein grösseres, aus mehreren Stücken bestehendes Geschenk, „alofa“, Beglückte, wird jedes einzelne Stück erfassen, an die Stirn halten und dann den Wert oder auch nur die Bezeichnung ausrufen, damit alle ringsum „faafetai le alofa“ rufen. Zum Schluss folgt dann eine Generaltaxe entweder in Werten oder entsprechend langen und umfangreichen Dankesflüssen ausgedrückt.

Der Mangel an ausgesprochenem Eigentumsrecht erschwert natürlich auch wesentlich rechtmässigen Erwerb samoanischen Besitztums seitens Fremder und würde manchen Landkauf illusorisch und ungiltig gemacht haben, wenn man sich bei der Prüfung streng an die Verkaufsberechtigung und die Kompetenz der Verkäufer gehalten hätte. Das würde natürlich zu endlosen Ermittlungen geführt haben und so begnügte sich die Landkommission, welche im Auftrage der drei Vertragsmächte von 1892 — 94 die Kaufverträge und Besitzverhältnisse zu untersuchen und klar zu stellen hatte, damit, die Proteste zu prüfen und im Zweifelsfalle die jeweilig massgebenden Samoaner zu befragen, mit ihnen zu verhandeln oder evtl. neue Verträge zu fixieren. Die Hauptschwierigkeiten dabei bildeten nicht die Streitfragen mit Eingeborenen, sondern solche zwischen

Käufern dort, wo Land zwei und drei mal verkauft war; denn da handelte es sich mehrfach auch um verschiedene Verkäufer. Dadurch, dass die englischen und amerikanischen Forderungen aber, wie wir später sehen werden, oft keinen rechtsgiltigen Kaufbrief aufweisen konnten, erledigten sich die meisten solcher Doppelforderungen sehr leicht und einfach. Die Samoaner machten wenig Schwierigkeiten. In den meisten Fällen bestimmte die betreffende Ortschaft einen oder mehrere Tulafales als Inhaber resp. Vertreter und mit diesen wurde die Sache abgemacht. Andererseits hätte es gegen ihr Gefühl verstossen, einen Kaufbrief, den ein verstorbener Häuptling bestätigt hatte, anzufechten und damit die Person des Vorfahren gewissermassen zu compromittieren. Gerade in Bezug auf Land existieren zwar auch gewisse Eigentumsrechte Einzelner, die sich aber fast ausschliesslich auf Flächen bei Ortschaften beschränken und mit besonderen Besitzverhältnissen oder Vorrechten zusammenhängen.

Dem Communismus in der besprochenen Form entsprechen auch das Gesellschaftsleben und eine schier grenzenlose Gastfreundschaft, die schon in den üblichen Begrüssungsformalitäten ihren Ausdruck findet. So pflegt der Häuptling nach der ersten Begrüssung eines willkommenen Gastes diesem Alles, was er hat und worüber er verfügt, brüderlich anzubieten. Fremden gegenüber ist schon grössere Reserve eingetreten; man rechnet da gleich auf gewisse Gegenleistungen. Solche waren und sind auch zwischen den Samoanern direkt und indirekt üblich. So pflegt z. B. ein angesehenener Samoaner auf einer Besuchsreise stets ein Schwein, Taro, Brodfrüchte oder dergl. mitzubringen, die er als Gastgeschenke darbringt. Wenn er weiter reist, erhält er das Gleiche zurück.

Sehr beliebt sind grosse Besuchsreisen, malangas, ganzer Familien und Gemeinden, wie man ihnen häufig begegnet. Im Gänsemarsch, vorweg der alii mit dem Fliegenwedel oder mehrere, dann Träger mit einem Schwein oder einigen, Cocosblattkörben mit anderer Nahrung, Mädchen mit Matten und weiteren Gaben, wandert die oft sehr zahlreiche Gesellschaft ihrem Ziele zu. Dort werden die Gäste festlich empfangen und nach den nötigen Männerworten alsbald mit Kava und Speisen bewirtet. Dann folgt eine Reihe schöner fröhlicher Tage üppiger Schlemmerei, bis zur Erschlaffung, die nicht selten erst mit der Erkenntnis des „vis à vis de rien“ des Gastgeberendigen. Dann laden die Gäste diese ein u. s. w. — Das ist samoanische Gastfreundschaft.

Der Siva.

Terpsichore hat auch den lebensfrohen Kindern Samoas ihre Gunst und Kunst nicht versagt, wenn es ihr auch nicht leicht geworden sein mag, ihre hüpfende, drehende und wirbelnde Grazie ganz zu verleugnen und in sitzender Pose zu entfalten. Die Samoaner haben es darin zu einer recht absonderlichen, aber erstaunlichen Fertigkeit gebracht und auch in schwieriger Position bewunderswerte Gewandtheit und eine gewisse Grazie in rhythmischer Bewegung zu entfalten gelernt. Die Tänze, Sivas, werden durch singenden oder summenden Takt begleitet und in steigendem Tempo entfaltet.

Die Melodie des Samoagesanges tritt dabei ganz in den Hintergrund. Die Musik gewinnt bei dem reizenden, aufregenden Tanzact des Sivas*) mehr und mehr die Bedeutung eines anfeuernden Geräusches, einer Art wilder Schlachtenmusik, je mehr die Tanzenden sich selbst und die Zuschauer zu Begeisterung hinreißen und die Aufmerksamkeit an ihre Bewegungen, Productionen und Ausrufe fesseln, je mehr der Fanatismus alter Gewohnheiten über die Ermahnungen und Lehren der Missionare und die Etikette der Civilisation im Eifer des Gefechts die Oberhand gewinnt. Diese Sivas bilden den Glanzpunkt aller festlichen Veranstaltungen; ohne sie ist weder eine schöne samoanische Mondscheinnacht, eine Hochzeit, ein Besuchsabend noch ein bedeutungsvolles Ereignis friedlicher oder kriegerischer Art denkbar.

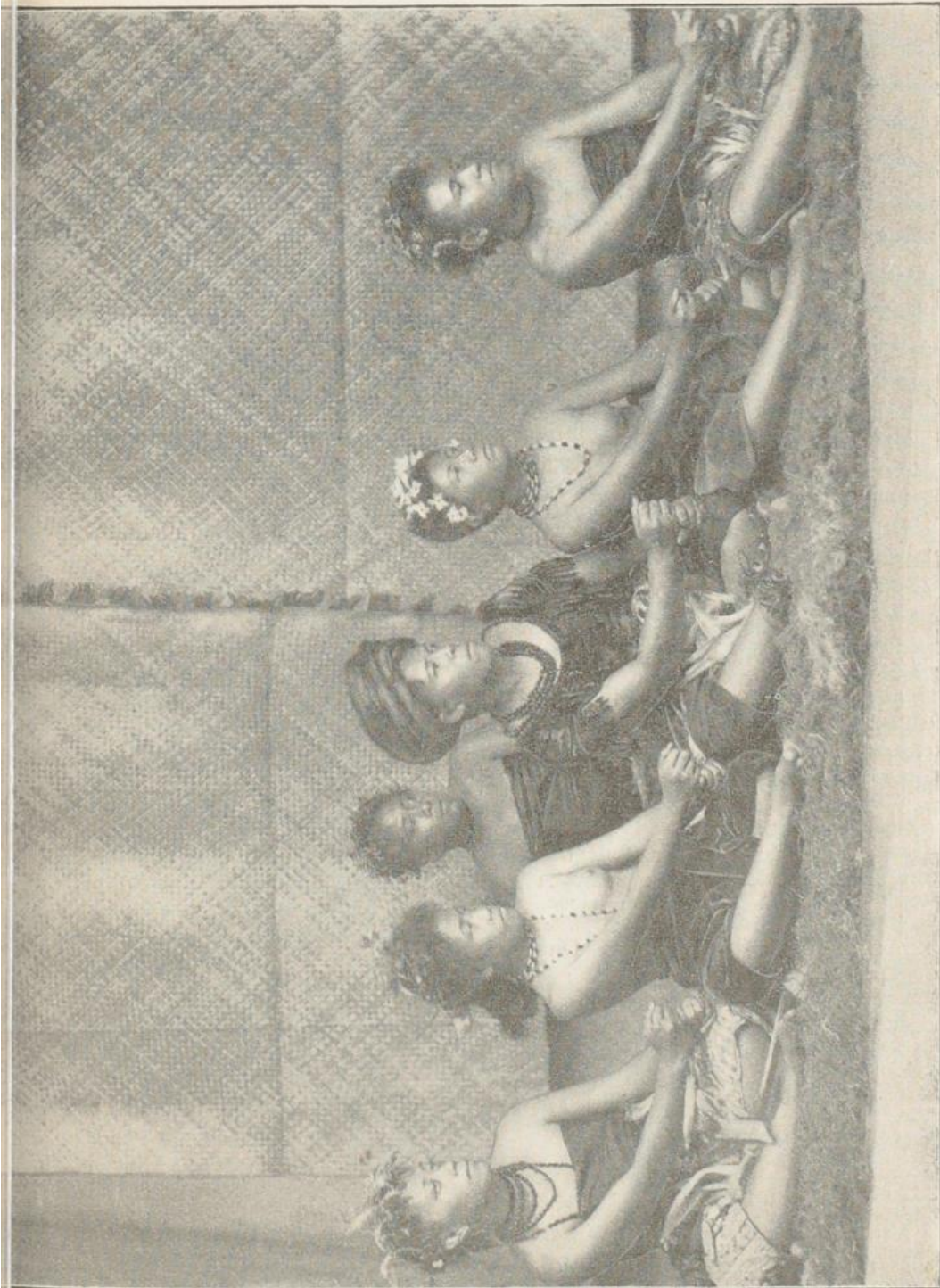
Festlich geschmückt, glänzend und duftend von parfümiertem Cocosöl, mit dem der ganze Körper eingerieben ist, die Lenden umhüllt mit einer feinen Matte oder einem Gewand aus Baststoff, gegürtet mit einem luttigen Tanzgürtel (titi) aus Baststreifen, Blättern oder aufgereihten Früchten, die Brust behangen mit Ketten aus Früchten und duftenden Blüten, die Haare mit Brodfruchtharz gestreut oder geölt und aufgeputzt, mit Blumen geschmückt — so erscheinen die Tänzer und Tänzerinnen nacheinander auf dem Tanzplatz, um nach Begrüßung der Gäste durch Händedruck ihre Positionen einzunehmen und zunächst stets durch einige Sivas in sitzender Stellung den Reigen zu eröffnen. Die Anordnung der Tanzenden erfolgt meistens in Form eines Kreisbogens; in der Mitte desselben paradiert die Dorfjungfrau als Vortänzerin oder ein junger alii mit der früher beschriebenen tuinga auf dem Kopfe. Hinter der Reihe der Tänzer und Tänzerinnen gruppiert sich das „Musikcorps“. Dieses wird gebildet von Jung und Alt und hat die Aufgabe, entweder nur mit Holzstäben auf Matten den Takt zu

*) Vergl. S. 111.

schlagen oder die Tänze durch mehrstimmigen, mehr oder weniger monotonen Gesang zu begleiten. Die ersten im Sitzen aufgeführten Tänze bestehen in elastischen Bewegungen des ganzen Körpers in exacter Ausführung. Die übereinander gelegten Beine werden in bewunderungswürdiger Gelenkigkeit auf und ab bewegt, die Füße gehoben und gesenkt, der Oberkörper nach vorn, rechts oder links gebeugt; mit Armen und Händen werden bestimmte Bewegungen und Gesticulationen ausgeführt, oft wird der ganze Körper gehoben oder gedreht u. s. w. Das alles trägt den Stempel anmutiger Grazie und Würde und folgt genau dem Takte des Orchesters. Sind zwei oder drei solcher Vortänze erledigt, so folgt ein anderes Dessin. Die Vortänzerin erhebt sich und führt einen Solotanz in aufrechter Haltung auf. Auch bei den Einzeltänzen erscheinen die Bewegungen, die Hebung der Füße und Beine, die Drehung des Oberkörpers im Hüftgelenk u. s. w. überwiegend anmutig. — Dann folgen die Mit-tänzer, bis dahin noch in sitzender Pose, dem Beispiel der Vortänzerin und allmählich treten pantomimische Aufführungen in den Vordergrund. Wettrudern, Kavabereitung, Kampfszenen, Katze und Hund, Hundetanz, Fischfang u. s. w. werden durch Gesten und Bewegungen sowie unter Ausrufen und Gesang der Tänzer veranschaulicht, und je länger die Freuden andauern, um so begeisterter und erregter werden die Aufführungen. Schliesslich folgt jeder dieser Productionen eine Erschlaffung, ein kurzes Stadium völliger Agonie. Die Erregung der Sinnenlust und die Liebe zur Sache, sowie der Beifall des Publikums beleben aber die Tänzer immer wieder und feuern sie zu neuen Productionen an, bis sie sich endlich ordentlich ausgetanzt haben und zurückziehen. Wie gute Fechter, so treten auch vielfach die besten Tänzer und Tänzerinnen öffentlich in Konkurrenz, um eifrige Wetttänze aufzuführen und sich den Ruhm streitig zu machen.

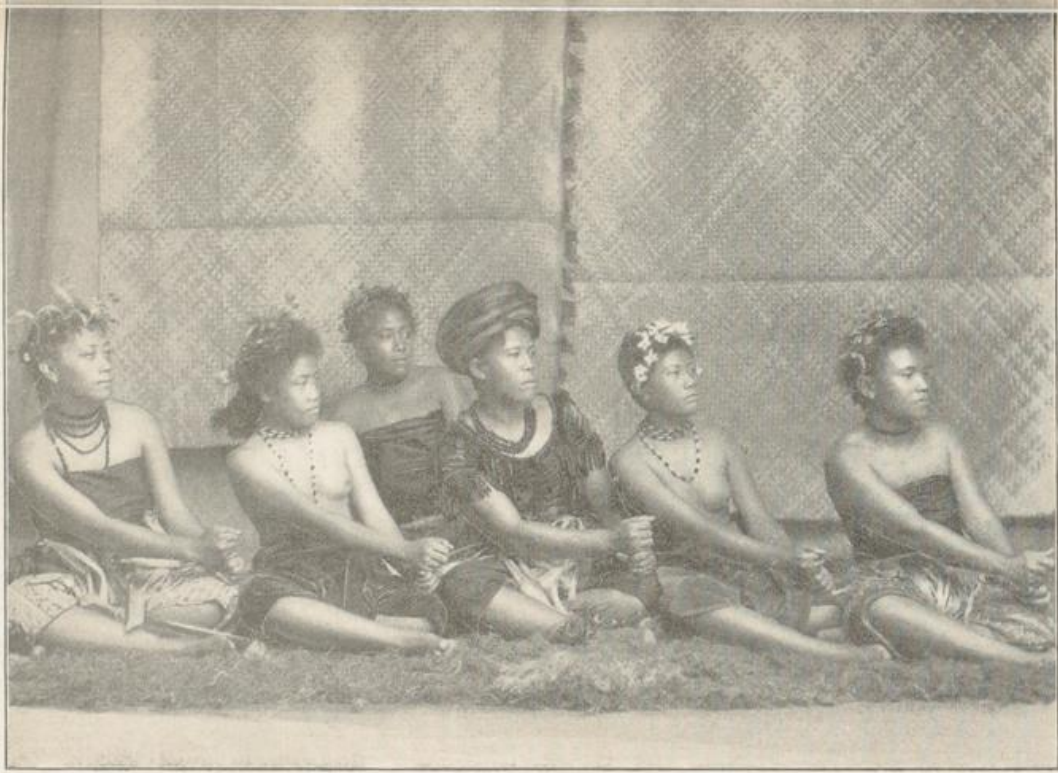
Ganz anständig und sittsam bleiben diese Tanzaufführungen nicht immer; und die Missionare suchen sie daher nach Kräften zu bekämpfen, indessen schlimmer als manche in den Metropolen unserer Gesittung geduldeten Veranstaltungen werden selbst die wildesten Sivas nicht; denn ihre Obscönitäten behalten gewöhnlich doch den Character gewisser Harmlosigkeit und Naivetät.

Zur Wirkung der Tänze und sonstigen Vorführungen trägt neben der harmonischen Plastik des Körpers die Gelenkigkeit der Samoaner erheblich bei. Es ist erstaunlich, wie in der für einen Europäer an sich schon schwierigen, wenn nicht unmöglichen üblichen Sitzstellung, die unteren Extremitäten beweglich bleiben und bei den rhythmischen Tänzen mitwirken. Schon die Art des Niedersetzens aus der aufrechten Stellung auf die untergeschlagenen Unterschenkel erfordert ganz besondere Übung, die zu erlangen auch gewandten Europäern nicht sobald gelingt, denn ihnen fehlt die an-



(Phot. Prof. Dr. Thilenius.)

Siva.



Siva.

(Phot. Prof. Dr. Thilenius.)

geborene und anezogene Beweglichkeit der Gelenke, die selbst den wohlgenährten und alten Samoanern nicht abgeht. Besonders staunenswert ist die Biagsamkeit und Drehbarkeit im Hüftgelenk, die am deutlichsten bei dem sitzenden Tanz und bei einzelnen Touren im aufrechten Siva zum Ausdruck gelangt. Nicht minder merkwürdig ist die Flexion des Ellenbogengelenkes der meist schön geformten Arme der Mädchen; eine Erscheinung, die den Anthropologen und Medicinern früher nicht bekannt war. Bei schlenkernden Bewegungen geht der Unterarm über die Geradestreckung hinaus soweit nach rückwärts, dass er einen stumpfen Winkel von etwa 170° zum Oberarm bildet; in einzelnen Fällen wird der Winkel auf 150° verkleinert. Noch grösser ist die Gelenkigkeit der überwiegend zierlichen schmalen Hände.

Das macht die Samoanerinnen zu unübertrefflichen Masseusen. Darin können unsere Ärzte und Heilgehilfinnen noch von ihnen lernen. Die Hand einer Samoanerin ist an sich weich und geschmeidig. Dazu kommt die grosse Bedeutung und Beliebtheit der Massage „lomilomi“ bei den Samoanern und ihre vielfache Anwendung als Heilmittel wie auch als Annehmlichkeit. Wer nach einem längeren Marsch oder Ritt oder von einer Bootsfahrt in einem Samoadorfe einkehrt, wird massiert — wenn er will; und wer die Wohlthat dieser Erfrischung kennt, wird sie nie zurückweisen, sondern sie sogar als eine der vielen Formen des Gastrechts erbitten und seinen Kopf mit Vergnügen in den Schooss einer Samoanerin legen, damit diese ihn knetet, trommelt, reibt u. s. w., während eine oder zwei Gehilfinnen den übrigen Körper in zarter Weise, dabei leise singend, bearbeiten. Wenn der „Patient“ sanft entschlummert, dann hält das lebendige Kopfkissen geduldig aus, und die Insassen des Hauses mässigen respectvoll das gewöhnlich schon geringe Geräusch ihrer Unterhaltung, bis der Gast erwacht. Niemand wird dann merken lassen, dass dieser eingeschlafen war, denn das könnte ihm nicht angenehm sein. Das ist eine Höflichkeit der samoanischen Gastfreundschaft.

Fischfang.

Das Wasser bildet das eigentliche Lebenselement der Samoaner. In ihm und auf ihm bringen sie einen erheblichen Teil ihres Daseins zu; und der Reichtum des Meeres an Fischen bietet ihnen Nahrung und Unterhaltung in gleicher Fülle. Jedes makroskopische Lebewesen ist ihnen bekannt, fast für jedes haben sie einen Namen, und die Lebensweise der meisten Fische, Mollusken, Kruster, Würmer



Tänzer mit Schlachtmesser (Walfänger).

und dergl. haben sie genau studiert und erkannt. Dies tritt besonders bei periodisch erscheinenden Tieren, vor Allem dem alljährlich nur ein- bzw. zweimal an bestimmtem Tage, immer zu derselben Zeit erscheinenden merkwürdigen Palolowurm, den wir im nächsten Kapitel kennen lernen, und verschiedenen Fischen deutlich zu Tage. —

So haben sie denn auch selbst gelernt, sich auf und in dem Meere heimisch zu fühlen und sich Fischen gleich darin zu bewegen. Ohne Nachteil springen sie von hoher Felswand hinab in die donnernde Brandung, um oft erst nach Minuten weit draussen wieder aufzutauchen, fischbehend und unermüdlich schwimmen sie durch die Wogen, und pfeilschnell gleiten sie in ihren federleichten Kanus durch die Riffe auf schäumenden Wogenbergen und über den Spiegel des Oceans dahin. Nach wie vor haben diese primitiven Fahrzeuge sich neben den stattlichen Ruderbooten behauptet, die jetzt von fremden oder noch mehr von eingeborenen, geschickten Bootsbauern hergestellt werden; denn das aus einem leichten Baumstamm ausgehöhlte oder aus mehreren Stücken eigenartig zusammengesetzte Fahrzeug gestattet, einmal auch bei Ebbe die Korallenriffe zu umschiffen und ohne sich an den scharfen Korallenspitzen zu verletzen, hinaus auf das Aussenriff zum Fischfang zu gehen, andererseits aber bietet es dem gewandten Insassen auch bei unruhiger See wenig Mühe und doch Sicherheit; denn es gleitet über die Wogen leicht und sicher hinweg — und wenn es doch umkippt, dann macht es dem Schiffer keine Schwierigkeit, es wieder in Gang zu bringen. Es gehört allerdings die Sicherheit und Gewandtheit eines Südseeinsulaners dazu, solch' ein gegen falsche Behandlung sehr empfindliches Ding im Gleichgewicht zu erhalten; dem Uneingeweihten misslingt das oft und unverhofft, wenn er allein fährt, schwer jedoch, wenn ein Samoaner bei ihm ist; denn dieser pariert instinctiv jede Störung des Gleichgewichts, zu dessen Sicherung der Ausleger aus porösem Hibiscus-Holz durch seine Adhäsion zum Wasser nicht so viel beiträgt wie Manche meinen. Der Fremde hält natürlich diesen Ausleger meist für einen Träger, bis er sich, oft sehr plötzlich, vom Gegenteil überzeugt hat. Mit diesen primitiven, nur mit Hülfe von Cocosnussbindfaden construierten Fahrzeugen, die man in den verschiedensten Grössen und auch zu zweien*) oder zu dreien verbunden heut noch als befestigte Kriegskanus finden kann, machten die Samoaner früher grosse Reisen über den Ocean, Kriegszüge nach anderen Inseln und Inselgruppen in grossen Flottillen. Jetzt hat das aufgehört. Der Wandertrieb und die kriegerische Abenteuerlust sind von der Civilisation unterdrückt, und bei grösseren Reisen an den heimischen Gestaden haben möglichst grosse Ruderboote die Kanus verdrängt. Diesen geräumigeren eleganten Fahrzeugen haben sich die Samoaner so angepasst, dass sie

*) Vergl. Abb. S. 31.

sie am schwersten von allen Wirkungen der Cultur entbehren würden. Die Boote sind der Stolz der Besitzer, der Ortschaft oder des Districtes; und es ist ein förmlicher Wettstreit entbrannt, das schönste und grösste Boot zu besitzen. Ganze Ortschaften unternehmen in ihren Booten Besuchsreisen, malangas.

Das Kanu werden aber diese modernen Fahrzeuge nie verdrängen; denn beim Fischfang ist dieses den Samoanern unentbehrlich: und der Fischfang ist ihnen nicht nur Mittel zum Lebensunterhalt, sondern ein hervorragender Lieblingssport, und eine Pflege ehrwürdiger Überlieferungen.

Dementsprechend zahlreich und interessant sind die Variationen der Fischerei. Fast jeder Fisch wird nach besonderer Methode gefangen. Der Fang der Bonitos —Springfisch— bildet ganz besondere Feste und geschieht nach bestimmten, geheiligten Regeln unter Führung eines erprobten Fischers in eigens für die Fahrt über das Riff und leichte Beweglichkeit eingerichteten Kanus, mit je einem Fischer und zwei Gehülfen. Die 15—30 Pfd. schweren Fische werden mit Perlmutterangeln gefangen und, da sie in Heerden ziehen, oft in grosser Zahl. Dem Haifische gehen sie in ihren Kanus mit Köder und Schlinge zu Leibe. Mächtige Stricke aus Kokosfaser werden dem gefürchtetsten und gierigsten aller Seebewohner über die Kiefern geschleudert, während er von einem anderen Kanu aus gelockt wird. Auch dicke, kugelförmig zusammengebundene Schiffstau-Enden oder Kokosfasern werden ihm als Köder geworfen, an denen er sich verbeisst und durch seine rückwärts gerichteten Zahnreihen gehalten wird. Das relativ trockene, aber nicht schlecht schmeckende Fleisch der Haifische wird sehr gern gegessen. Allerdings geht bei solchen wagemutigen Seejagden nicht selten auch der Hai als Sieger und glücklicher Jäger hervor, indem es ihm gelingt, den Angreifer zu stürzen. Die Haifischjagd wird darum nur von geübten und beherzten Männern ausgeübt; und ein glücklicher Fang gilt immer als ein grosses Ereignis und, wie bei den Eskimos der Robbenfang, als ein willkommenen Anlass zu einer Festlichkeit, wobei natürlich der erlegte Seeräuber die Hauptrolle spielt.

Andere grosse Fische werden mit Pfeilen und Speeren gejagt. Besonders zur Zeit der Springflut, bei beginnender oder vollendeter Ebbe, eilen die Schützen mit ihren Bogen aus festem, elastischem Holz, einer Sehne aus Kokosfaser oder geflochtenem Bast und dreispitzigen Pfeilen hinaus auf das Aussenriff, um die mit der Flut nach dem offenen Meere zurückgehenden oder auch nach der Ebbe innerhalb des Riffes zurückkehrenden grösseren Kaltblütler zu erlegen. Mit scharfem Auge entdecken sie des Nachts beim magischen Scheine von Fackeln aus Kokosblättern die schwimmenden Opfer und senden ihnen den an seiner Spitze mit drei auseinandergehenden, innen mit Widerhaken ausgerüsteten Holzstacheln

versehenen Pfeil, dem Geschoss selbst schnell folgend und den an- oder aufgespiessten Fisch fangend. Auch vom Kanu aus stechen die Fischer mit Speeren die Beute. Am interessantesten aber ist der Netzfang, der eigentliche Fischzug, der wirtschaftlich oft eine grosse Rolle spielt. Die Samoaner sind ausserordentlich geschickte Netzmacher. Die festen, engmaschigen Fangnetze, wie die oft Hunderte von Metern langen Treibnetze werden aus der Bastfaser von Urticaceen (*Pipturus* und *Cypholophus*) hergestellt. Es giebt besondere Fischerdörfer, d. h. solche, in denen der Netzfang hoch entwickelt ist und die grössten Netze existieren. Catcher, d. h. geschlossene Netze an Stielen, wie sie bei uns zur Anwendung kommen, sind so gut wie unbekannt. An deren Stelle giebt es jedoch mehrere Quadratmeter grosse ausgespannte Schleppnetze. Die kolossalen $1\frac{1}{2}$ bis 4 m breiten Treibnetze, am unteren Rande mit Steinen beschwert, am oberen mit leichtem, schwimmendem Holze versehen, werden mit Kanus zu geeigneter Zeit und an fischreichen Stellen ausgefahren und dann allmählich im Halbkreise zusammengezogen; so werden die Fische nach der Küste zu getrieben. Im geeigneten Augenblicke springen dann die Fischer und Fischerinnen aus den Kanus; die Enden des Netzes werden näher zusammengeführt, und mit Steinen und Stöcken werden die eingeschlossenen Fische betäubt und mit der Hand gegriffen. Das ist nur ein Beispiel der vielfachen von einander abweichenden Methoden, die häufig Specialitäten einzelner Ortschaften bilden und als solche in sportlichen Wettbewerben treten. Ein derartiges „Fischturnier“ gehört zu den beliebtesten und kostspieligsten Ereignissen. Die Bewohner des Küstenstriches bei Vaitele z. B. rühmten sich seiner Zeit, die besten Fischer zu sein. Die Ortschaft Faleula wollte ihnen diesen Ruhm streitig machen und bot ihnen eine Wette mit den üblichen Bedingungen an. Mehrere Tage lang wurden Wettzüge in der Bucht von Vaitele veranstaltet. Die Helden von Faleula waren dort natürlich so lange Gäste; sie errangen aber auch den Sieg, und die Geschlagenen mussten, nachdem sie die Gegner mehrere Tage festlich bewirtet hatten, diesen auch noch den nicht unerheblichen Preis an Schweinen und Brodfrüchten zahlen, so dass sie mit dem Match auch einen erheblichen Teil ihres materiellen Wohlstandes verloren. Ähnlich ging es nachher den Siegern, deren Ruhmpraeherei ihnen durch ein anderes Fischerdorf beneidet, eine gleiche Niederlage einbrachte.

Als weitere abweichende Art sei die Betäubung der Fische erwähnt. Die Säfte einiger Pflanzenteile, die Fruchthülle der *Barringtonia speciosa*, einer riesigen *Myrthacee* mit prächtigen grossen Blüten und ein Kraut „*Tephrosia piscatoria*“ wirken, fein zerklopft in das Wasser gebracht, betäubend auf die Fische. Diese Mittel werden hauptsächlich in ruhigen Küstenwassern, in Felsenhöhlen oder zwischen den Korallen des Rifles bei stehender Ebbe etc. mit

gutem Erfolge angewandt. Kleine Fische sterben oft sofort, grössere werden narkotisiert und sind leicht zu greifen.

Ein ebenso sicheres modernes, wie furchtbar gefährliches Mittel zum Fischfange ist endlich der Dynamit, dessen Anwendung jedoch mit Rücksicht auf die häufigen Unfälle untersagt ist. Trotzdem verkaufen leichtfertige und gewissenlose Händler den Sprengstoff an Eingeborene, die meist gerade durch den hohen Kaufpreis und die Sparsamkeit mit Rücksicht darauf verunglücken; denn der Samoaner zögert oft mit dem Wegwerfen der bereits entzündeten Patrone, um sie nicht nutzlos zu verbrauchen oder doch einen günstigeren Augenblick abzuwarten. Inzwischen explodiert das



Fischende Samoaner in Kanus.

Geschoss in seiner Hand, die grässlichsten Verletzungen erzeugend. Ich hatte mehrfach Gelegenheit, die grauenhaft entstellten Opfer dieses modernen Schiessmittels zu bedauern, werde aber nie den Anblick eines Mannes vergessen, der von seinen Angehörigen nach Apia zu Dr. Funk gebracht wurde. Dem Unglückseligen waren die rechte Hand und der Unterarm abgerissen und das Gesicht war zu einer völlig zertrümmerten und unkenntlich geschwärzten, blutigen, formlosen Masse entstellt. Dabei war der Unglückliche bei Bewusstsein. Die Kiefern, Nasenknochen und Augen waren völlig zerstört, und an eine Wiederherstellung war nicht zu denken. Trotzdem lebte der Mann noch einige Tage.

Eigenartig ist der Aalfang in den Flüssen. Die mächtigen, oft armstarken und über 1 m langen Aale halten sich mit Vorliebe in den Bassins unter kleinen Wasserfällen auf. Dort werden sie mit Stöcken beunruhigt, bis sie sich am Felsen emporschlingeln, um durch die am besten zu erreichende Wasserrinne zu entfliehen. Da lauert man dann mit einem Messer oder dicken Stock, um den Flüchtling auf den Kopf zu schlagen. Selten sucht der Aal dem Laufe des Wassers folgend, abwärts zu entfliehen. Beim Aalfang werden auch Körbe mit Köder benutzt. Solche dienen ebenfalls zum Fischfang innerhalb des Riffes.

Eine weitere Methode der Fischerei ist die Herstellung von Korallendämmen auf dem Riff innerhalb des Aussenriffes, deren Ausgänge nach der Flut beim Austritt des Wassers von Kindern mit Ruten und Körben bewacht werden. Die nach dem Zurückfließen des Wassers zur Zeit der Ebbe eingeschlossenen Fische werden dann mit der Hand gefangen.

Auch die Angel findet nicht nur beim Bonitofang, sondern weitverbreitete Anwendung. Jetzt haben die modernen Stahlhaken die Angeln aus Perimutter, Holz etc. schon sehr verdrängt. In vielen Fällen aber, besonders wo es sich um Fischfang nach alten geweihten Gewohnheiten und Formalitäten handelt, hat auch heut noch das alte Fischgerät seine einstige Bedeutung behalten; denn daran knüpfen sich abergläubische Fangregeln, von denen der Erfolg der Jagd abhängen soll.

Auch Bootsfahrten bieten, wie Fischfang, den leicht erregbaren Eingeborenen willkommene Gelegenheit zu Wetten. Zwei Kanus oder Boote, die sich in gleicher Richtung begegnen, können es nicht unterlassen, ein Wettrudern zu veranstalten. Das ist manchmal dem Interesse einer Reise recht förderlich, und man freut sich bei längerer Tour daher stets, wenn sich eine Aussicht auf eine solche Beschleunigung bietet; denn im Allgemeinen sind auch die Bootsleute keine Freunde von Übereilung und besonderer Anstrengung, obwohl sie andererseits, wenn es gilt, fast übernatürliche Kraft und Ausdauer als Ruderer entwickeln und viele Stunden, ohne abzusetzen, gegen Wind und Wellen arbeiten können. Günstiger Wind ist ein freudig begrüßter Arbeiter und wenn er noch so schwach ist und weit hinter der Leistung der Ruder, bezw. Schaufeln im Kanu, zurückbleibt. Mit Vergnügen folgt der Samoaner, Segel setzend, dem englischen Wahlspruch: „Take life easy, take life easy; and if you can't take it easy — take it as easy as you possibly can!“ Das ist ihm aus der Seele gesprochen. —

Die Samoaner sollen von jeher geschickte Segler gewesen sein und auch ihre Kanus, zu zweien vereint, mit Mattensegeln sehr erfolgreich als Segelschiffe verwendet haben (S. 30). Auch jetzt gehen die Fischer mit kleinen leichten Segeln im Kanu auf die Reise.

Wie schon gesagt, bietet auch der Fischfang Gelegenheit zur Befriedigung bezw. Bestrafung der Wetttlust und zwar oft in recht folgenschwerer Weise. Es giebt gewisse Ortschaften, die im Rufe als hervorragende Fischerdörfer stehen, die unter einander eine grosse Fischerzunft bilden, an deren Spitze ein Oberfischer steht, der hohes Ansehen genießt. Die Unterverbände dieser „Fischereigenossen ohne Haftpflicht“ suchen sich an Tüchtigkeit und Erfolgen zu überbieten und veranstalten daher mehrtägige Wettfänge meist um hohe Preise, Schweine, Taro u. s. w., auch Matten. Die wetttlustige Ortschaft ladet eine andere zum Fang in ihrem Fischgebiet ein, und dann wird gefischt und gefeiert, bis eine Entscheidung gefallen ist. Meist sind dann auch die Vorräte an Nahrungsmitteln der Gastgeber erschöpft, denn Fischen steigert die Leistungsfähigkeit der Esser noch ganz erheblich; der Riesenappetit der Leiber wächst ins Unendliche. Die Folge ist dann, dass die Gäste um Fortsetzung resp. Erneuerung des Wettkampfes auf ihrem Jagdrevier ersuchen, wo dann weiter gefuttert wird, während die zurückbleibenden von den bescheidenen Resten zehren und eifrig bestrebt sind, die Bestände an Schweinen, Geflügel etc. wieder aufzubessern.

Kriegführung.

Die Samoaner waren durch La Pérouse mit Unrecht in den Ruf eines kriegerisch-wilden und grausamen, wenn nicht rohen Volkes geraten. Ganz im Gegenteil verdienen sie weit eher harmlos genannt zu werden. Nur der alte Brauch, einem gefallenem Krieger, sogar bei lebendigem Leibe, den Kopf abzuschneiden, könnte barbarisch genannt werden; doch stehen dem ja leider weit unmenschlichere Greuel gegenüber, welche sich in Kriegen zwischen civilisierten Völkern noch bis in unsere Zeit abgespielt haben und zu beklagen sind. Unter keinem Volke der Erde kann ein Unbeteiligter um die Sicherheit seiner Person und seines Eigentums in Krieg und Frieden unbesorgter sein, als auf Samoa. Der Verfasser hatte 1894 selbst Gelegenheit, dies zu beobachten und auch einigen Kämpfen als Schlachtenbummler beizuwohnen, von deren Beginn rechtzeitig benachrichtigt. Seit Einführung der Schiesswaffen, die nur allzubald Aufnahme fanden, hat die Art der Kriegführung eine tiefeinschneidende Veränderung erfahren. Die alten Samoaner scheinen nur mit Schleudern, Keulen und Speeren gekämpft zu haben. Die Keulen bestanden aus eisenfestem Holz, nicht selten von der Gestalt eines Morgensterns.

Nach der Schilderung von La Pérouse (vergl. Geschichte der Entdeckung) haben Steinschleudern einst eine grosse Rolle in ihrer Kriegführung gespielt, dagegen ist es sehr fraglich, ob jemals Bogen und Pfeile als Handwerkszeug im blutigen Sport zur Verwendung gelangt sind, bezw. als „gute“ Waffen anerkannt wurden. Das ist allerdings insofern auffallend, als der Fischfang mit Bogen und Pfeil stets sehr beliebt gewesen zu sein scheint. Von der Wirksamkeit ihrer mächtigen Keulen haben die Samoaner in allerneuester Zeit den anglo-amerikanischen Gegnern schlagende Beweise geliefert.

Trotz der durch die Verwendung von Feuerwaffen veränderten Kampfweise haben sich die alten Ceremonien hierbei doch noch in fast unveränderter Form erhalten. Der Krieg war ein gefährlicher Sport, ähnlich ritterlichen Turnieren, bei dem viel auf Comment gehalten wurde und feierliche Gelage nie fehlten; vor allem blieben die kämpfenden Parteien stets in ceremoniellem Verkehr mit einander. Ein Krieg entstand, wie wir gesehen haben, meist aus Rangstreitigkeiten und fast stets bei der Wahl des obersten Häuptlings Tupu. Wenn in früheren Zeiten ein hinreichender Conflict entstanden war, dann erfolgte nach längeren Verhandlungen die Kriegserklärung, d. h. beide Parteien beschlossen, sich zu messen. Waren alle massgebenden Instanzen einverstanden, so wurde der Termin für die Eröffnung der Feindseligkeiten festgesetzt. Derselbe war abhängig von der Zeitdauer der nötigen Vorbereitungen, von Festlichkeiten, den Mondphasen und sonst zu berücksichtigenden Umständen. War der Zeitpunkt herangenaht, dann rückten die kriegstüchtigen Männer, seit Einführung der modernen Schiesswaffen mit möglichst viel Patronen, aus. Sie bezogen ein befestigtes Lager, meist in den beiden der Districtsgrenze nächsten Orten, die von Alters her bestimmt waren, hinter Steinwällen oder rüsteten ihre Kriegskanus für eine Seeschlacht oder einen Seeangriff. Die Eröffnung des Kampfes hing wiederum von allen möglichen Bedingungen und Unterhandlungen der massgebenden Instanzen ab. Wenn dann endlich der Tag der Entscheidung herrannahte, dann schmückten sich die Kämpfer mit Blättern und Blumen, suchten ihr Gesicht durch Bemalung mit Russ unkenntlich und gleichzeitig kriegerischer zu machen, während die Parteien — zur Markierung des Gegners — einheitliche Merkmale anlegten (rote bezw. weisse Turbane und dergl.). Die Waffen wurden geprüft und die als Amazonen mitwirkenden Dorfjungfrauen oder Frauen der Krieger bewaffneten sich mit dem Köpfmesser und Binden, da ihnen die Pflege der Verwundeten oblag. Zur festgesetzten Stunde fand alsdann der Angriff statt, nachdem die Führer vor ihre Reihen getreten waren, ihre Partei ermutigt und angespornt und die Feinde durch Schmähreden herausgefordert hatten. Dann begann die Schiesserei mit Geschrei.

Merkwürdigerweise war die Zahl der Treffer meist sehr gering, obwohl die Samoaner vorzügliche Jagdschützen sind; zumteil lag es an der mangelnden Uebung im Gewehrschiessen, die infolge Patronenmangels meist als zu grosser Luxus unterblieb. Ausserdem fehlten thatsächlich die Ruhe und der Mut zum Zielen. Waren einige Streiter von einer Partei gefallen, dann zog diese sich zurück, während die Sieger vordrangen, das feindliche Dorf anzündeten und was für sie geeignet schien, raubten und plünderten; wenn nicht der ganze Streitfall formell mit dem Siege erledigt war. Die Köpfe der gefallenen Feinde wurden von den Eroberern dem höchsten Häuptling der Partei tänzelnd dargereicht, wobei der Überbringer die kurze Geschichte seiner Heldenthat, seinen Namen und den des Gefallenen ausrief. Die Köpfe wurden später den Angehörigen der Gefallenen auf Bitten zur Beerdigung mit dem Körper zurückgegeben. Grosse, ausgelassene Festlichkeiten der Sieger bildeten den Abschluss des Kampfes oder Krieges.

Ein solches Ergebnis genügte vielfach beiden Parteien, um den Krieg zu beenden. Im anderen Falle wichen die Geschlagenen weiter zurück, verliessen ihre Dörfer und entflohen in das Innere der Inseln oder in Booten nach einem entfernten, befreundeten Dorf, um sich dort festzusetzen und Mut für neue Thaten zu sammeln. Die Gegner aber ergreifen dann Besitz von den verlassenen Ortschaften, brennen die Häuser nieder und plündern die Pflanzungen ihrer geflohenen Feinde, um mit der Beute in Siegesfreuden zu schwelgen. Zog sich ein solcher Krieg sehr in die Länge, so konnte er wohl auch einen Nahrungsmangel zur Folge haben; denn von der Menge der Nahrung, welche ein Samoaner bei festlichen Gelegenheiten im Laufe eines Tages aufzunehmen imstande ist, kann sich nur ein Augenzeuge einen Begriff machen. Die Contribution, welche bei dem Friedensschlusse den Besiegten auferlegt wurde, war oft recht erheblich; häufig kamen die Unterliegenden mit einer Strafe an Schweinen, Fischen und Vegetabilien davon, nicht selten aber mussten sie Gebiete an die Sieger abtreten und sich selbst teilweise in ein abhängiges, demütigendes Verhältnis zu diesen begeben. Am schwersten waren für die Unterworfenen die Ceremonien eines Friedensschlusses oder auch nur der Sühnung eines Vergehens. Diese bestanden in leichteren Fällen darin, dass die Schuldigen „ifoifo“ machten (vergl. „Familienleben und Ehe“), d. h. dass ihre angesehensten Männer mit dem geforderten Tribut in das Dorf der Beleidigten oder der Sieger ziehen und dort barhaupt angesichts der Zürnenden oder Triumphierenden in der Sonne sitzen und sich höhnen lassen mussten, bis die andere Partei ihnen Verzeihung bewilligt. Dann folgt ein Versöhnungsschmaus. In schweren Fällen wurden die Besiegten verurteilt, giftige Knollen des *Amorphophallus*, teve, oder die rohen Blätter des Taro zu

kauen, deren gleichfalls giftiger Saft in Mund und Hals die schauerhaftesten Reize hervorruft; die Schmähreden und Demütigungen nehmen dann ebenfalls einen noch weit schärferen Charakter an.

Es gab auf Samoa stets gewisse Orte, deren Bewohnern im Bezirke von Alters her das ehrenvolle Recht zustand, im Kriege die Vorhut zu bilden, an der Spitze der Colonne zu marschieren und den Angriff zu leiten. Diese Dörfer hatten natürlich auch die meisten Verluste in Gefechten; ihre Männer und Jünglinge wurden dafür aber auch in Friedenszeiten besonders geehrt und ausgezeichnet.

Durch Einführung moderner Schiesswaffen hat die Kriegführung, wie gesagt, grosse Veränderungen erfahren, wozu noch die indirecte oder directe Mitwirkung der fremden Mächte besonders die Unterstützung der Malietoapartei durch sie, viel beigetragen hat. Die traditionellen Ceremonien und sportartigen Symptome sind mehr und mehr verschwunden. Die ganze Art der Kampfweise wurde unter diesem Druck roher und wilder; und der von der Regierung im Namen der Schutzmächte erlassene Befehl, statt des Kopfes nur die Ohren abzuschneiden, fand selbst auf Seiten der Regierungspartei keinen Anklang, da die Samoaner es für viel schlimmer hielten, ohne Ohren als geschlagener Krieger weiter zu leben, als den Kopf zu verlieren. Die Samoaner haben aber auch in den letzten Kämpfen gegen geschulte Truppen und Kanonen bewiesen, dass sie auch Krieger im Sinne der Civilisation sein können und, wenn es gilt, ihre Ehre und Freiheit wie Helden verteidigen, einen an Dressur und Ausrüstung überlegenen Gegner nicht fürchten. Die englisch-amerikanischen Marinetruppen haben trotz der barbarischen Mitwirkung ihrer Schiffskanonen und trotz der Unterstützung einiger hundert Malietoaleute gegen die Mataafapartei keinen einzigen Erfolg erzielt, vielmehr sogar ihre Landungsgeschütze verloren und viele ihrer Soldaten zwecklos geopfert, während andere ohne Ohren „glücklich heimkehrten“.

Das Haus Godeffroy.

Die Samoa-Inseln bildeten einst den Mittelpunkt eines kolonialisatorischen und commerziellen Unternehmens, das in seiner Grösse und genialen Gestaltung in der Kulturgeschichte einzig und in seiner Glanzzeit unübertroffen dasteht. An den französischen Namen Godeffroy knüpft sich eine Epoche deutschen von nationaler Kraft und Vielseitigkeit idealisierten Handelsgeistes, dessen einstige Bedeutung leider im Strome der Zeit mehr und mehr verblasst.

Zu einer Zeit, da die Südsee weiteren Kreisen noch als ein meergewaltiges, märchenhaftes und unbekanntes Gebiet schien, auf dessen Inseln wilde Kannibalen hausten und dem Vordringen der Forscher und Pioniere europäischer Kultur verhängnisvoll schienen, in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts, sandte der Hamburger Kaufherr Johann César Godeffroy zuerst seine Schiffe nach den Inseln der Südsee. Die wichtigsten Handelsartikel lieferten damals die Perlenfischerei (Perlen und Perlmutter, Chinarinde, Cochenille, Cocosnussöl, und Trepang). Der Trepang oder *Bêche de mer* ist eine Delikatesse der Chinesen, bestehend aus hart getrockneten Seegurken (Holothurien), die besonders an den Gestaden der Inseln zwischen Korallen sich herumwälzen. Dafür wurden und werden noch in China horrenden Preise gezahlt, besonders für eine Art, die als unfehlbares Aphrodisiacum gilt und auf dem Markte Preise bis zu 1 Mk. das Pfund erzielt. Fang und Präparation — einfaches Dörren — sind sehr leicht und lohnend.

Die Perlenfischerei spielte einst eine sehr grosse Rolle an den Koralleninseln, wo die massenhaft vorkommenden Perlmuttermuscheln mit Brechstangen losgebrochen wurden. Die Südseeschalen haben zwar mit der des indischen Oceans nicht erfolgreich concurrenzen können, zwar doch einst manchem Händler Tonnen voll Silberdollars verschafft. Es hat alte Inselbewohner gegeben, die sich mit ihrer *Bêche de Mer* oder der Perlmuttermuschel im wahren Sinne des Wortes ganze Fässer voll Silberdollars erworben und gespart hatten. Die Samoa-Inseln allerdings waren dafür direkt ohne grosse Bedeutung. — Furchtlos und erfolgreich landeten die deutschen Seefahrer an Inseln, von denen manche noch kein fremder Fuss betreten hatte, deren Vorhandensein kaum bekannt war. Der Ausgangspunkt jener Fahrten waren zumeist San Francisco und Valparaiso. Bald hatten sie, in unermüdlichem Eifer, den weiten Ocean überbrückt und Verbindungen zwischen den neueren Weltteilen und den Gestaden der ältesten Kultur hergestellt. Von der Cordillerenküste bis zum Reich der Mitte wehte die deutsche Handelsflagge, ein Weltmeer beherrschend.

Wenn die unerschrockenen Pioniere in die Heimat zurückkehrten, dann brachten sie eine Fülle neuer Entdeckungen und wertvollen Materials, das auch der Wissenschaft ungeahnte Schätze bot, aus Gebieten, die noch völlig jeder Forschung entrückt, die selbst von Missionaren für unnahbar gehalten worden waren.

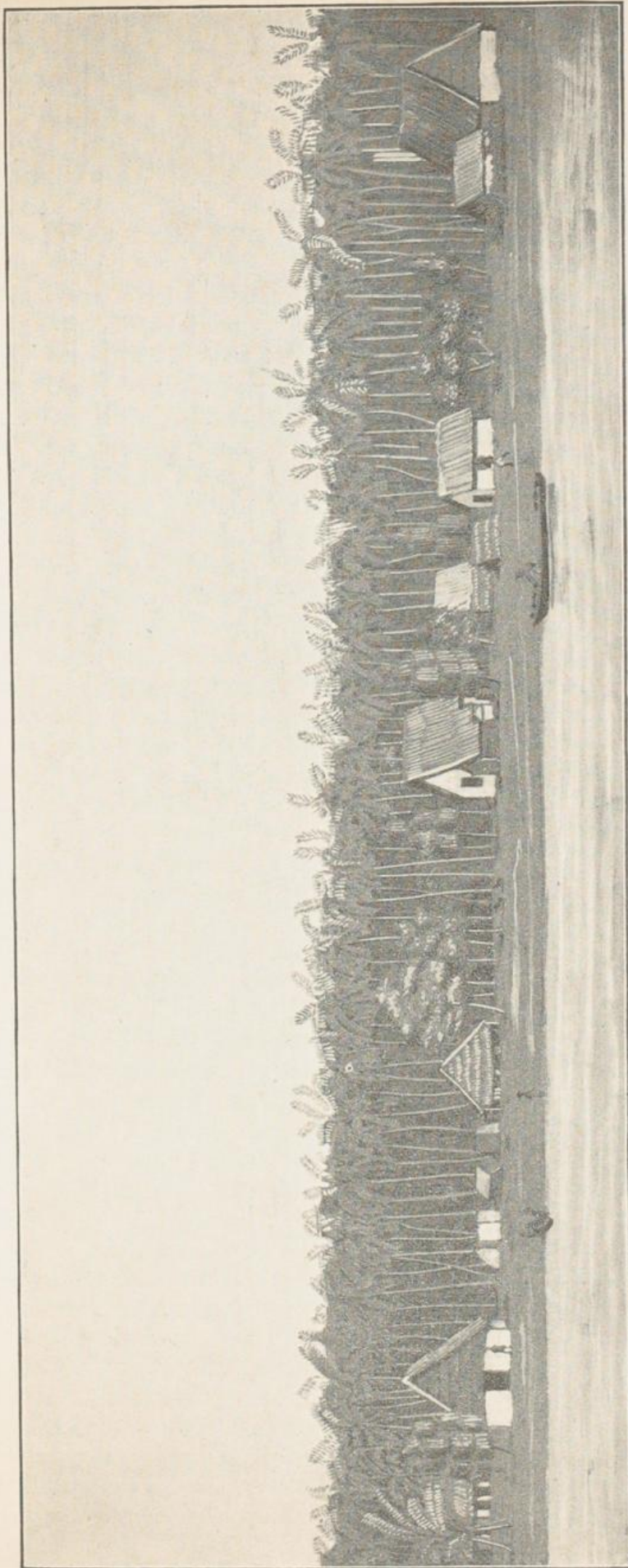
So vereinte das Handelshaus Godeffroy von Anbeginn mit seinen erspriesslichen commerziellen Bestrebungen die wissenschaftliche Erschliessung eines fremden neuen Forschungsgebietes, denen es durch die Errichtung des einst weltbekannten Museums Godeffroy die Blüte verlieh. — Als die Kapitäne des Hauses das weite Wasserreich hinlänglich sondiert hatten und es wagen konnten,

festen Stützpunkte für ihre Unternehmungen auf den Inseln zu gründen, begann auch bald die colonisatorische Arbeit. Samoa wurde wegen seiner centralen Lage und der Gutartigkeit seiner Bewohner zum Stützpunkt auserkohren und zu Beginn des Jahres 1857 in Apia auf Upolu die erste Handelsstation angelegt und zum ersten Male auf festem Boden in der Südsee eine deutsche Handelsflagge entfaltet.

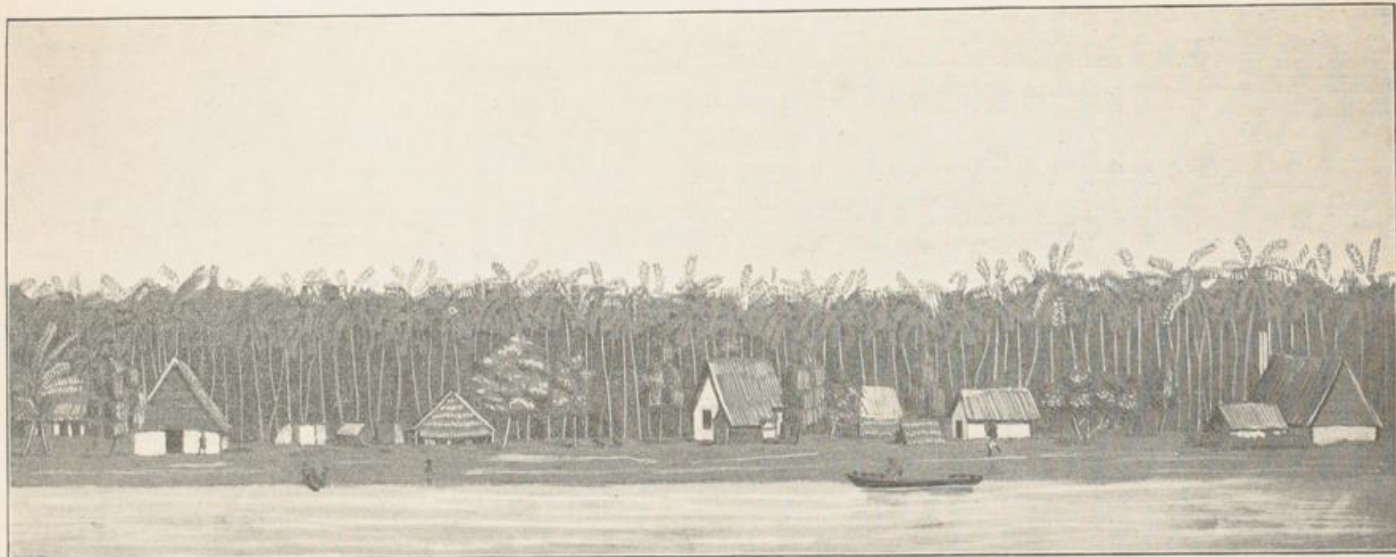
Die Bedeutung dieses ersten organisierten Handels in der Südsee erhielt eine wesentliche Vermehrung durch die erhöhte Ausfuhr von Cocosnussöl. Das war das Hauptverdienst eines Mannes, der durch seinen Unternehmungsgeist und tüchtiges kaufmännisches Verständnis seinen Chef, den Rheder J. C. Godeffroy bewegte, den Inseln der Südsee seine besondere Aufmerksamkeit zu widmen: August Unshelm, Agent zu Valparaiso. Unshelm richtete die Station zu Apia ein zur Gewinnung des Cocosöles in grossem Masse und gewann kleinere Agenten für die Freundschaftsinseln, Tonga (Vavau) und Viti. Diesem Handelspionier gebührt somit das Hauptverdienst an der Ausdehnung des deutschen Interessenkreises; aber Unshelm sollte die Früchte seiner Arbeit nicht reifen sehen; denn auf einer seiner kühnen Fahrten mit dem Segelschiff „Charlotte“ fiel er samt Fahrzeug und Mannschaft im Jahre 1862 an den Riffen der Viti-Inseln einem Orkan zum Opfer. Auf dem Meere treibende Oelfässer brachten die Kunde von diesem traurigen Ereignis den auf die Rückkehr des Seefahrers Harrenden nach den Gestaden Samoas.

Als Nachfolger Unshelms übernahm Theodor Weber, später der erste deutsche Consul, die Leitung der jungen Faktorei in Apia, die Ausgangspunkte weiterer Handelsstationen wurde; und binnen wenigen Jahren waren die meisten Inselgruppen in das Netz einer Niederlassung deutscher Handelsagenten gezogen, die ohne Concurrenz und ohne Machtmittel in friedlichem Tauschverkehr mit den Eingeborenen den Wohlstand und den Besitz ihres Hauses mehrten und die Gestade des Stillen Oceans zu einer Domäne deutscher Arbeit und deutschen Geistes gestalteten.

In den sechziger Jahren besass das Haus Godeffroy Faktoreien auf den Paumotu- und Tonga-Inseln, Niue, Futuna, Wallis, Rotuma, den Tokelau-, Ellice-, Viti-, Gilbert-, Marschall-Inseln, den Carolinen u. s. w. Wenige Gruppen blieben abseits dieser grossartigen Unternehmungen. Überall stand der Name Godeffroy in höchstem, unbestrittenem Ansehen, und in vielen Inselgruppen hatte sich wiederum ein engeres Netz fester Verbindungen über die einzelnen Inseln entfaltet, so auf Viti, Tonga und den Carolinen (Jap etc.) u. s. w. Und die Geschichte dieses gewaltigen Unternehmens weiss — das ist das Grösste an ihm — von keiner feindseligen Enttäuschung und Begegnung mit den Kindern des Landes zu berichten, während



Die erste Niederlassung in der Südsee zu Apia (nach einer Skizze aus den sechziger Jahren).



Die erste Niederlassung in der Südsee zu Apia (nach einer Skizze aus den sechziger Jahren).

in späterer Zeit Missionare und andere Hangelsunternehmungen davon nicht verschont blieben und manche Insel, die einst dem Hause Godeffroy widerstandslos zugänglich war, der Schauplatz blutiger Ereignisse wurde.

Den Höhepunkt seiner Blüte hatte das Unternehmen zur Zeit des deutsch-französischen Krieges erreicht; und der Sieg der Deutschen, die Erhebung zum deutschen Kaiserreich wurde im Grossen Ocean an allen Gestaden mit besonderer Begeisterung gefeiert; denn dort hatte stille, zielbewusste Arbeit bereits ein glänzendes Zeugnis deutschnationaler Leistungsfähigkeit abgelegt und eine herrliche Grundlage zur Mehrung des Reiches und zur Festigung seiner Grösse geschaffen. Während daheim das Deutschtum aus blutigem Ringen erstarkte und zu kaum geahnter Grösse und Herrlichkeit durch starke Hand emporgehoben wurde, begann jedoch dort unten der Kampf der Nationalitäten. Das deutsche Bollwerk wurde hier und dort erschüttert. Erst durch neidische Widersacher, durch scharfe Concurrenz amerikanischer und englischer Händler, denen die überseeischen Machtmittel ihrer Nation zur Seite standen, während die Deutschen auf sich selbst angewiesen blieben. Denn eine Flotte besass das neue deutsche Reich noch nicht; es konnte wohl seine heimischen Küsten verteidigen, aber nicht Schiffe zum Schutz ferner Gestade entsenden; und der Mehrheit der Volksvertretung fehlte das Verständnis für den Wert einer Flotte. So löste sich denn von dem deutschen Netz in der Südsee Masche auf Masche; und wenn auch von 1874—1875 ein einzelner Besuch deutscher Kriegsschiffe in der Südsee stattfand, so vermochte die Diplomatie nicht den Besitzergreifungen Englands und Frankreichs zu trotzen. England erwarb die Viti-Inseln, deren Übernahme das deutsche Reich damals bedauerlicher Weise ablehnen musste. Auch die Tonga-Inseln erhielten in dem Missionar Baker einen englischen Premierminister, der jedoch bald das Übergewicht der deutschen Interessen anerkannte. Da er deshalb nicht den Beifall der dortigen Methodisten-Mission fand, weil er gerade die Deutschen rückhaltlos unterstützte, setzte die Mission bei der englischen Regierung seine Abberufung durch, und als er nicht folgen wollte, lockte man ihn in eine Falle und verbannte ihn. Baker verdanken die Tonga-Inseln zum grossen Teil ihren raschen socialen und materiellen Aufschwung. 1876 schloss Deutschland mit dem begeisterten Verehrer des deutschen Kaisers und Bismarcks, König Georg einen Freundschaftsvertrag, der leider durch die nunmehrige Abtretung der Inselgruppe an England erledigt ist, denn wir haben — verzichtet. — Das Haus Godeffroy und nachher die D. H. P. G. hatten auf den Tonga-Inseln grosse Niederlassungen bezw. Handelsstationen, Kaffee-Plantagen und grosse Viehherden und bis in die neuste Zeit grosse Interessen sowie gute Beziehungen zur Landesregierung.

Im Jahre 1878 wurde auf der Basis des vorhandenen Besitztums der Firma Godeffroy die Deutsche Handels- u. Plantagen-Gesellschaft der Südsee-Inseln zu Hamburg gegründet und als dann 1880 die Gefahr nahe lag, die nach mehr denn 20jähriger Arbeit erreichte deutsche Stellung und den grossen mit nicht unerheblichen Opfern erworbenen Besitz auf Samoa in Englischen Besitz übergehen zu sehen, war es der Reichskanzler Fürst Bismarck, welcher nach eingeholter Genehmigung des Kaisers sich zu dem Versuch bereit erklärte, die Sympathien des Reiches für Beistand und Schutz des grossen deutschen Einflusses und Ansehens in der Südsee und des weitverzweigten Handelsunternehmens zu gewinnen. Wie das dem grossen fernschauenden Kanzler gelungen ist, haben wir in der Geschichte Samoas gesehen. Von der deutschen Seehandels-gesellschaft, die unter Bismarcks Beistand damals, im Vertrauen auf eine harmlose Reichsgarantie ins Leben gerufen war, ist heute nur noch der „Seehandel“ als Telegrammadresse der D. H. P. G. übrig geblieben.

Die D. H. P. G.

Die D. H. P. G. oder noch einfacher „die Firma“ ist die gebräuchliche Abkürzung des reducierten und veränderten J. C. G. S.; neben der später aus ihr hervorgegangenen Jaluitgesellschaft der kümmerliche Rest der einstigen deutschen Alleinherrschaft in der Südsee, die letzte Säule der ersten Hochburg deutschen Handels und deutscher Forschung im Stillen Ocean. Den Verlust ersetzt ein langer Name, den man kaum in einem Atem aussprechen kann, wie das bei unseren überseeischen Gesellschaften nun mal so üblich ist, nämlich „Die deutsche Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee-Inseln zu Hamburg“; „Godeffroy'sche Südseegesellschaft“ wäre entschieden hübscher und klangvoller, und ausserdem mindestens auch insofern einwandfrei gewesen, als der letzte von vier männlichen Vertretern des grossen Hauses, César Godeffroy, in das Direktorium der neuen Gesellschaft mit übernommen wurde und bis 1895 an leitender Stelle als Seele desselben seine langjährigen Erfahrungen der D. H. P. G. widmete. Doch das ist Geschmackssache. Jedenfalls ist es bedauerlich, dass die Firma, deren Familienwappen und Initialen fast auf allen Gruppen des Oceans durch die Schiffsflaggen, die damit gezeichneten Kattune und sonstigen Handelsartikel im besten Sinne bei den Eingeborenen gekannt waren, in sich selbst erstarben, gewissermassen von ihrer langatmigen Erbin verschluckt worden ist.

Die D. H. P. G. ist somit die älteste der deutschen Kolonialgesellschaften. Ferner gehört sie zu den wenigen Gesellschaften,

welche die rechtliche Form der Aktiengesellschaften besitzen und nicht auf dem Boden des Reichsgesetzes vom 15. März 1888 betreffend die Kolonialgesellschaften stehen. Sie hat jedenfalls, das kann Niemand bestreiten, das von ihr übernommene Erbeil Johann César Godeffroys und Sohn auf Samoa trotz aller Stürme und trostlosen Zeiten mit wahrhaft bewunderungswürdiger Ausdauer, Umsicht und musterhafter Verwaltung ungeschmälert zu erhalten und zu erweitern gesucht. Von einer „Erbschaft“ kann man deshalb mit besonderem Rechte sprechen, weil die Hauptvertreter und Beteiligten der neuen Gesellschaft Interessenten des Hauses Godeffroy waren und als solche auch, vielleicht mehr von einer pietätvollen Rücksicht als von kaufmännischen Berechnungen geleitet wurden, da sie die neue Gesellschaft gründeten; wenschon materielle Motive damit verbunden waren und begründete — Aussicht auf Gewinn. Denn Godeffroy hatte sich entsprechend seinen genialen Bestrebungen nicht nur auf die rein händlerische Ausbeutung der Inseln beschränkt, sondern zielbewusst und mit weitschauendem Blick schon im Jahre 1865 mit erschliessender Kulturarbeit begonnen und auf Upolu die erste Baumwollen- und Cocospalmen-Pflanzung in der Südsee angelegt. Damit wurde der Anfang zur Mulifanua-Plantage, der jetzigen grössten Pflanzung der D. H. P. G. gelegt. Die D. H. P. G. übernahm 1879 bereits ein Pflanzungsareal von nahezu 500 ha. schöner Palmen, die zum Teil schon Erträge lieferten und gute Einnahmen verhieszen.

Nach vielen praktischen Erwägungen und Versuchen war dem verdienstvollen Leiter der Godeffroy'schen Faktorei zu Apia Theodor Weber die Einführung der Koprä, des festen, getrockneten Endosperms der Coconuss, als Handelsprodukt Ende der sechziger Jahre gelungen. Mit dieser Methode war eine mächtige Umwälzung im Handel für alle tropischen Küstengebiete, wo Cocospalmen bereits dem Handel dienten, bedingt und gleichzeitig eine grosse Vereinfachung des Betriebes und rationellere Ausnutzung des Rohmaterials erreicht. Die Einführung auf Samoa und besonders bei den Samoanern war entschieden eine grosse Leistung Webers, die würdigen wird, wer weiss, wie abgeneigt die Samoaner der damit verbundenen Mehrarbeit gewesen sein mögen. Allmählich haben sie aber eingesehen, dass auch sie dabei besser fahren.

Die D. H. P. G. setzte mit grosser Energie seit 1879 die Kulturarbeit fort, teils die vorhandenen Pflanzungen erweiternd, teils neue anlegend. Bis 1886 war die kultivierte Fläche auf rund 2900 ha. bis 1888 auf fast 3150 ha. vergrössert. Damit aber hatte die Firma auch ihr eigentliches Kulturwerk abgeschlossen. Allerhand äussere und innere Gründe setzten der weiteren Ausdehnung ein Ziel; nicht zum wenigsten waren es die politischen Schwierigkeiten, die vielfachen Enttäuschungen in der Erwartung einer be-

friedigenden Wendung der misslichen Lage durch Eingreifen Deutschlands und das üppige Gedeihen englischer und amerikanischer Einflüsse und Wühlereien sowie die dadurch bedingten kriegerischen Unruhen und Plünderung der Pflanzungen durch die selbst geplünderten kriegführenden Parteien.

Die D. H. P. G. hat sich somit nie des Lohnes ihrer Arbeit erfreuen und nur wenige Jahresberichte mit einem Gewinn abschliessen können. Dem bewährten Godeffroy'schen Leiter, früheren Wahlconsul Theodor Weber, welcher bis 1888 in Apia die Leitung der stetig an Ausdehnung verlierenden Handelsbeziehungen behielt, war es nur zwei Mal beschieden — nämlich 1883 und 1884 — einen Reingewinn abliefern bzw. herbeiführen zu können. Dabei ist allerdings in Betracht zu ziehen, dass durch die bis 1888 fortgesetzten Neuanlagen erhebliche Summen consumiert wurden.

Erst dem Nachfolger Th. Webers J. Beckmann, der in jugendlichem Alter durch seine Tüchtigkeit schon 1887 in die Stellung als zweiter Leiter einrückte, und mit 1892 die Oberleitung übernahm, war es beschieden, eine Aera des Erfolges zu eröffnen und von 1893 ab steigende Ueberschüsse zu erzielen, die auch, nach seinem Abgang 1896, angehalten hat und seinem Nachfolger O. Riedel bisher treu blieb.

Die D. H. P. G. repräsentiert, wie schon gesagt, die Universalerbin des Hauses Godeffroy und hielt auch mehrere Jahre den Besitzstand aufrecht. Allmählich aber lockerte sich und riss der Zusammenhang der Glieder des grossen Handelsreiches.

1883 besass die D. H. P. G. aus dem grossen Nachlass noch auf 10 Inselgruppen und sieben einzelnen Inseln einschliesslich Samoa über 50 Niederlassungen und Stationen. Davon entfielen je 4 auf die Carolinen und Marschall-Inseln, 5 auf Neu-Britannien, 9 auf die Ellice-, je 3 auf die Tonga- und Gilbert-Inseln, je eine auf die Sandwich- und die Salomons-Inseln und endlich 7 auf zerstreute Inseln (Wallis, Futuna, Niue, Nassau u. s. w.). Auf den Samoa-Inseln war natürlich schon damals die Zahl von Stationen sehr gross. Ein grosser Teil dieser Niederlassungen ist im Laufe der Jahre verkauft oder aufgegeben worden.

Nachdem nun durch die letzten diplomatischen Verträge mit England bzw. Amerika Deutschland auch zu Englands Gunsten gänzlich auf alle Rechte an Tonga verzichtet hat, ist zu erwarten, dass auch dort der Rest des ursprünglichen deutschen Übergewichtes und die Interessen der D. H. P. G. bald verdrängt sein werden. Dann ist der Entwicklungsgang der deutschen Krebspolitik im Stillen Ocean zunächst wohl am Ende angekommen und das grösste Handelsunternehmen der Welt auf zwei Samoa-Inseln und z. Z. noch 5 Stationen im Bismarckarchipel „condensiert“.

Für die D. H. P. G. selbst ist das kein Nachteil, solange sie sich des Vorzuges einer guten Leitung und Wirtschaft erfreut, wie sie das Unternehmen bisher durch alle schweren Zeiten und Katastrophen glücklich hindurch gesteuert hat, sodass die Firma schon seit Jahren mit einem minimalen Betriebskapital arbeitet, indem dank hoher Abschreibungen an Gebäuden und Inventar, resp. Tilgung des Wertes, die Anlagen etc. fast ganz abbezahlt sind. Natürlich auf Kosten der Abschlüsse, aber zum Besten für die Zukunft. Zu verlieren haben die Firmenteilhaber daher nichts mehr; sie konnten eigentlich auch bei einem Verkauf nur gewinnen. Dazu war aber, abgesehen von einer befürchteten Abtretung des ganzen Besitztums an England, bisher kaum Gelegenheit; an Neigung dazu soll es nicht gefehlt haben.

Also wurde das Vorhandene eben erhalten und möglichst billig nutzbringend verwertet. Schon und gerade damit hat die Gesellschaft den sicheren Beweis erbracht, wie grundlos die s. Z. von Bamberger gegen den Antrag Bismarcks vorgeschützten materiellen Bedenken waren und wie leicht die deutschen Interessen auf Samoa ohne jedes Risiko und ohne einen Pfennig Zuschuss geschützt werden konnten, anstatt durch rein parteipolitische Opposition das Reich in furchtbare Opfer und Gefahren zu stürzen. Noch überzeugender für die unsinnigen Einwendungen ist die Thatsache, dass die D. H. P. G. trotz aller schweren Zeiten, nachdem sie 1889 ohne Beistand des Reiches ihr Aktienkapital von 2 750 000 Mk. noch um $2\frac{1}{2}$ Millionen erhöht hatte, bis Ende 1899 bereits 2 750 000 Mk. Aktienanteile ausgezahlt und ihren Reservefonds bereits auf rund 1,3 Millionen erhöht hat.

Der Abschluss des Kriegsjahres 1899 hatte folgendes Ergebnis: Der Bruttogewinn auf Pflanzungen, Produkte, Waren, Miete für Grundstücke und Gebäude auf den Südsee-Inseln betrug 815 701,54 Mk. (1898 = 633 311 Mk.); davon gingen ab für Verwaltungs- und Handlungsunkosten 225 322 Mk. (1898 = 188 261 Mk.); Zinsen, Provision und Agio 103 781 Mk. (1898 = 71 652 Mk.). Von dem erzielten Nettogewinn von 486 398,88 M. sind die erforderlichen Abschreibungen im Betrage von 104 580,52 Mk. gekürzt und von dem Saldo dem Reservefonds 5% mit 19 090,18 Mk. zugeführt worden. Dem Aufsichtsrat wurde eine Tantieme von 5% überwiesen, und auf das Aktienkapital von 2 750 000 Mk. eine Dividende von $7\frac{1}{2}$ % verteilt. Die verbleibenden 138 341,78 Mk. wurden dem Abschreibungskonto zugeführt.

Den Aufsichtsrat bilden z. Z. folgende Herren: Generalkonsul A. Kayser, Vorsitzender; F. Peltzer, stellvertretender Vorsitzender; Freiherr Heinrich von Ohlendorff, der Direktor der Hamburger Filiale der Deutschen Bank, V. Koch, und Generalkonsul H. A. Schlubach, sämtlich in Hamburg. Direktor der Gesellschaft

ist Konsul H. Meyer-Delius, stellvertretender Direktor Herr Fr. Burkhardt.

Nachdem nun die deutsche Regierung endlich einmal — wenn auch teuer — einen Teil des alten Deutsch-Samoa den Klauen der Gegner entreissen konnte und Aussicht auf bessere und ruhigere Zeiten am Samoahorizont aufzuleuchten begannen, hat auch die D. H. P. G. Axt und Messer wieder hervor geholt, um nach 14jähriger Pause ein neues Kulturwerk auf den deutschen Inseln zu beginnen und den Wert ihres Besitzes und des jüngsten deutschen Schutzgebietes zu heben. Der Erfolg dieses Wollens wird nicht ausbleiben — wenn es nicht an den rechten Männern fehlt.

Landbesitz und Pflanzungen.

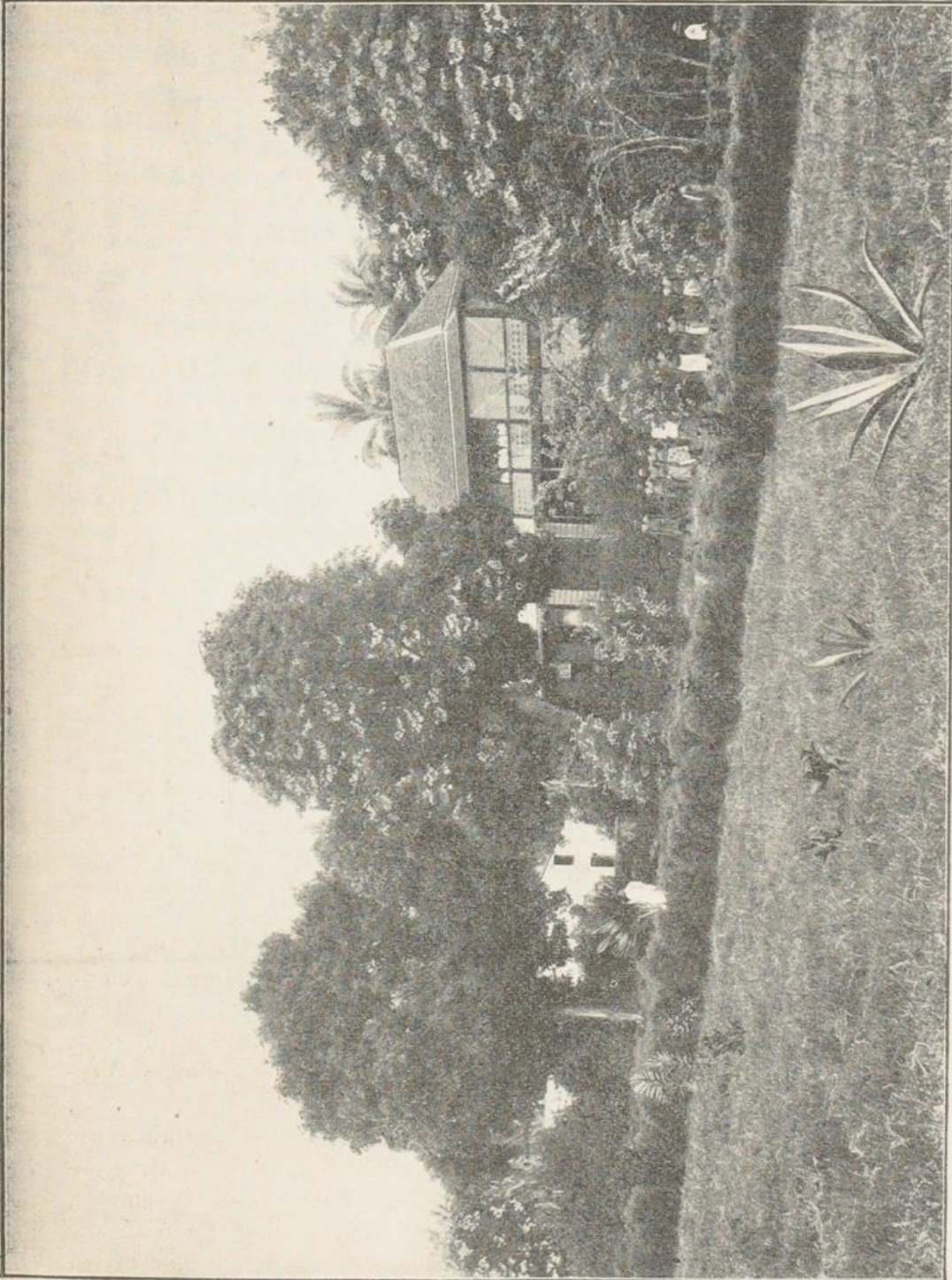
Die Eigentumsrechte an Ländereien waren und sind auch heut noch, wie an anderer Stelle geschildert wurde, schwierig festzustellen, daher waren auch die Erwerbsverhältnisse von jeher recht eigenartig und rechtlich zweifelhaft. Dennoch wurden schon frühzeitig grosse Landkäufe abgeschlossen, und da die Samoaner den Nutzwert des Bodens als Handelsobject und Einnahmequelle nicht würdigten, erst unter sehr billigen Bedingungen. Das Haus Godeffroy erwarb schon Anfang der sechziger Jahre grosse Flächen des besten Kulturlandes zu billigen Preisen im Tauschhandel mit Waren, Gewehren, Munition etc. Erst als auch von anderer Seite Landkäufer auftraten, wurden die Eingeborenen auf den Geldwert des Bodens aufmerksam. Demgemäss stiegen dann die Forderungen und die Schwierigkeiten des Erwerbes. Damit begannen aber auch der verderbliche Länderschacher und die stets damit verbundenen Streitigkeiten. Anfang der achtziger Jahre stand die Bodenspeculation in hoher Blüte, und eine englische Firma, die polynesische Landcompagnie, kaufte bzw. beanspruchte für sich annähernd $\frac{5}{6}$ der ganzen Insel Savaii und mehrere Tausend ha auf Upolu. Auch von amerikanischen Firmen waren angeblich grosse Besitztitel erworben worden. Das führte natürlich zu heillosen Confusionen und Differenzen zwischen den Grundbesitzern; denn viele Flächen waren von den Samoanern mit Vergnügen zwei und mehr Mal verkauft worden. Wer sollte ihnen das verdenken, da man dem Lande nicht anmerkte, dass es bereits einen neuen Besitzer hatte!

Man sah ein, dass das nicht so weiter gehen konnte, und besonders die deutsche Gesellschaft, forderte mit vollem Recht von den drei Vertragsmächten Klarheit und Regelung der Besitzansprüche. Dieser Forderung konnten sich die Mächte nicht verschliessen. Der einzige

thatsächliche Vorteil, den die deutschen Interessenten daraufhin auf Samoa durch den Berliner Vertrag erlangten, war das Verbot weiterer Landerwerbungen von Samoanern und die Einsetzung einer „Landkommission“ zur Prüfung und Feststellung der Besitzrechte. Die Ergebnisse der infolge des lange vergeblich erwarteten Eintreffens des zweiten amerikanischen Kommissars, Landmessers und Advokaten Chambers (später Obergerichter von Samoa) erst 1894 beendeten Feststellungen waren nicht nur charakteristisch für die Art geltend gemachter Besitzansprüche der Beteiligten, sondern für die ganze Interessenpolitik der Engländer und Amerikaner. Von den deutschen Ansprüchen wurden rund 60% (32 000 ha) als berechtigt, d. h. durch gültige Kaufverträge erworben, anerkannt. Von amerikanischen Forderungen wurden sieben Prozent (8 000 ha), von englischen gar nur drei Prozent (4 400 ha) bestätigt!! Engländer und Amerikaner hatten viel mehr Land gefordert als überhaupt vorhanden war!! Hierbei ist noch zu berücksichtigen, dass in der Kommission je ein Deutscher, Engländer und Amerikaner mitwirkten.

Die D. H. P. G. hat gegenwärtig rund 7 773 acres = 3 140 ha Land unter Kultur. Diese verteilen sich auf drei Pflanzungen: Vailele, Vaitele und Mulifanua.

Die älteste und grösste von diesen ist die Mulifanua-Pflanzung (eigentlich *Le utu sao va'a* nach dem Lande genannt), sie umfasst ein Areal von rund 1 500 ha, fast ganz mit Cocospalmen bepflanzt, etwa 40 ha tragen Bananen und Brotfruchtbäume. Die Palmen geben bis auf 200 ha junger Pflanzung bereits Erträge. Die Pflanzung wurde 1865 angelegt. Sie befindet sich ungefähr 40 km westlich von Apia auf der Nordseite der Insel Upolu; sie ist auf einem Fahrwege längs der hier flachen Küste zu Pferde in 2—3 Stunden, im Boote je nach Wind und Wasserstand, günstigen Falles in 4—6 Stunden zu erreichen und jetzt durch eine gute Strasse mit der Residenz verbunden. Der Sitz des ausgezeichneten, feingebildeten Verwalters Krüger ist die Station Mulifanua, an der Küste gelegen, mit stattlichem Wohnhaus und Zubehör, einem Kaufhause, Schuppen und Arbeiterwohnungen, sowie der nahe gelegenen Krankenstation Samea (Strand) mit Koprardarre. Dem Verwalter unterstehen drei Unterverwalter auf den Stationen Paepaeala mit Darre, Samea-Berg und Fatuosofia mit Darre, sowie zwei grosse Koprardarren zu Afia. Mulifanua und Paepaeala beherbergen die grössten Rindviehherden; auf der gesamten Pflanzung sind z. Z. über 1 200 Stück, dazu kommen etwa 50 Reit- und Arbeitspferde, 2 Maultiere und 75 Esel. Ende 1890 verfügte Mulifanua über 270 Arbeiter. Die ganze Pflanzung steht auf vorzüglichem Boden, hat aber in trockenen Jahreszeiten mit Wassermangel zu kämpfen, der indessen nur für die Viehhaltung zeitweilig nachteilig



Mulifanua. Wohnhaus des Verwalters.

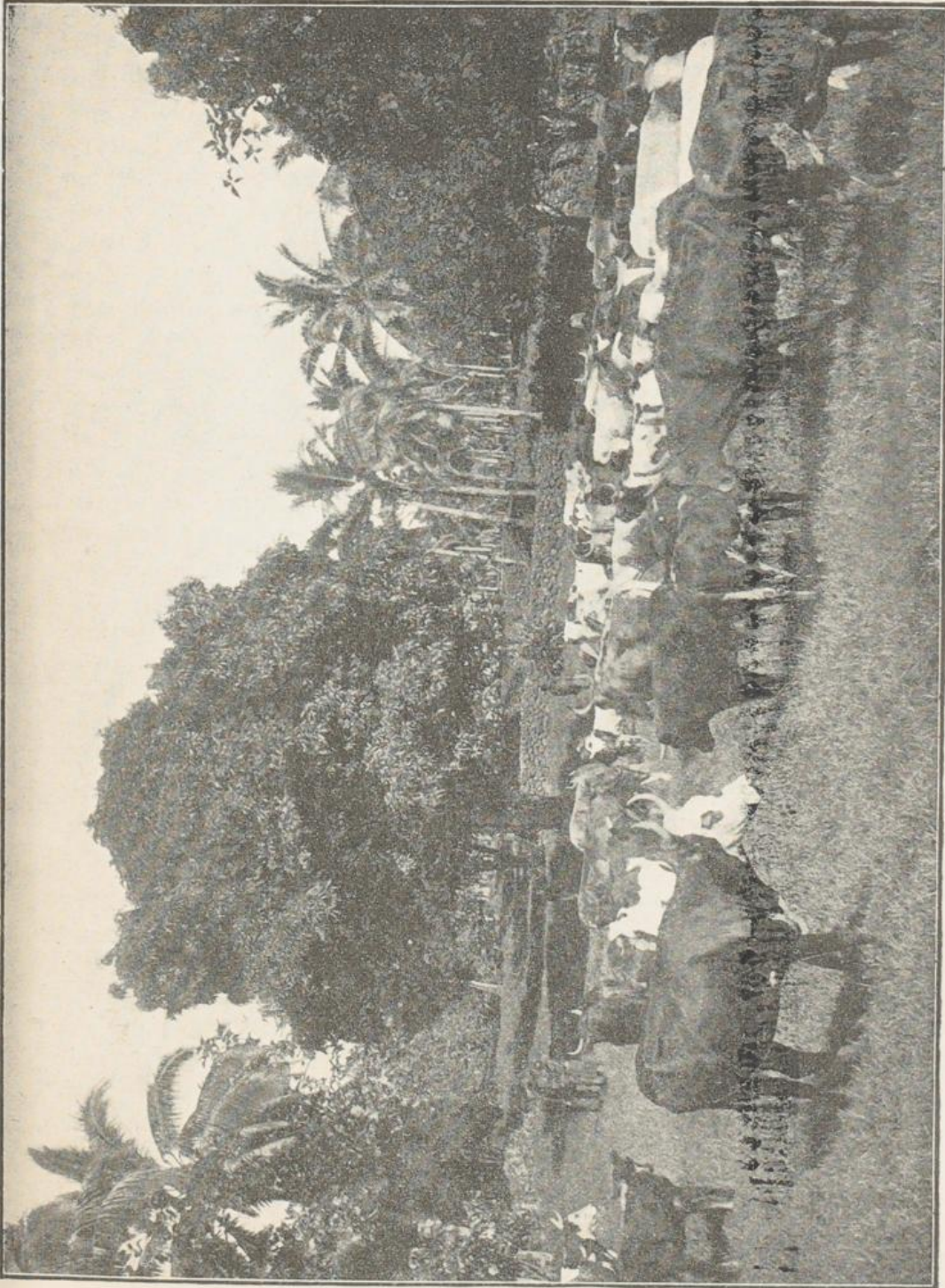


Mulifanna. Wohnhaus des Verwalters.

wird. Das weite, musterhaft angelegte und gepflegte Pflanzungsgebiet wird im Süden gekrönt von dem Sameaberge, einem herrlichen Aussichtspunkt, der schon manchen Besucher des gastlichen und liebenswürdigen Verwalters mit seiner Aussicht über die weiten Reihen der hellgrünen Palmen auf das hier besonders farbenprächtige Meer mit den kleinen Inseln Manono und Apolima bis hinüber zu dem massigen Bergland Savaiis entzückt hat.

Die nächst grösste, ziemlich gleich alte, aus der Geschichte Samoas bekannte Pflanzung ist Vailele, der Versuchsgarten der D. H. P. G., deren Verwalter Kapitän Hufnagel in der Geschichte Deutsch-Samoas eine ehrenvolle, hervorragende Rolle spielt und mit ganz besonderem Rechte den Kronenorden mit Schwertern auf seinem urdeutschen Herzen trägt. Die auch durch die kriegerischen Ereignisse wohlbekannt Pflanzung befindet sich östlich von Apia, an dessen Municipalbezirk sie grenzt. Die Station liegt ungefähr 7 Km. von Apia entfernt auf dem hohen Ufer der schönen Bucht von Vailele über der Mündung des Letongoflusses, auf der Stelle des einstigen Samoadorfes Sunga. Sie umfasst ein Wohnhaus nebst Kochhaus des Verwalters, und seiner Familie, zwei weitere Wohnhäuser für Unterbeamte, Geflügelhäuser, eine Kopradarre, Arbeiterwohnungen, Schuppen etc., und eine grosse Werkstatt für Zimmer- und Tischlerarbeiten mit Göpelbetrieb u. dergl. Ausserdem hat sich Kapitän Hufnagel noch einen Maisraum mit Destillierapparat eingerichtet und einen grösseren Bienenstand angelegt. Auf der 850 ha grossen Pflanzung befindet sich ferner noch unweit der Westgrenze eine Unterstation Vaivase mit Darre. 1899 bestand die Pflanzung aus 593 ha voll und 90 ha teilweise tragender Palmen, 120 ha Weideland und rund 40 ha Cacao, Brodfrucht, Bananen und sonstigen Proviantkulturen. Dieses Areal wurde mit 120 Arbeitern bewirtschaftet, der Viehstand betrug 630 Stück Rindvieh, 33 Reit- und Zugpferde, und 34 Esel.

An die von der Küste allmählich ansteigende, von zwei prächtigen Flussläufen durchbrochene Pflanzung schliesst sich in circa 300 m Höhe die 1882 angelegte, ebenfalls Herrn Hufnagel unterstellte Bergpflanzung Utumapu von rund 80 ha Fläche. Diese diente ursprünglich überwiegend der Kaffeekultur und als Versuchsfeld für Cacao, Thee, Zimmet, Tabak, Erdnüsse, Canehl, Ricinus, Vanille u. s. w. Nachdem aber Anfang der neunziger Jahre die verheerende Kaffeekrankheit durch den Pilz *Hemileia vastatrix* — wahrscheinlich mit Pflanzen von Ceylon — eingeschleppt worden war, wurde der absterbende arabische Kaffee durch *Manihot Glaziovii* zur Kautschukgewinnung und ein anderer Teil durch den bisher gegen *Hemileia* immun befundenen Liberiakaffee ersetzt; dieser scheint sich ausgezeichnet zu bewähren. — Von den 80 ha tragen gegenwärtig 15 ha Kaffee und *Manihot*, und annähernd 4 ha Cacao,



Rindviehherde bei Paepaeala.



Rindviehherde bei Paepaeala.

der Rest Bananen, Brodfrüchte etc., ungefähr 35 ha dienen als Weide und Brache. Die Arbeiter für diese Kulturen liefert Vailele.

Die drittgrösste und jüngste Plantage ist die Vaitele-pflanzung; wiederum westlich von Apia, mit der etwa 6 Km davon entfernten Vaitelestation im Innern der gleichnamigen Bucht; sie wurde im Jahre 1878 begonnen und umfasst jetzt, einschliesslich der landeinwärts gelegenen Unterstation Aele, rund 675 ha Kulturland, wovon 155 ha auf voll, 150 ha teilweise tragende und 350 ha auf noch jüngere Pflanzung entfallen; der Rest dient zu Proviantkulturen, Weide u. s. w. Die Station Vaitele liegt nahe der Küste; sie besteht aus dem Wohnhause des Verwalters Tiedemann, dem eines Aufsehers, zwei Kopradarren, Schuppen etc. und dem gefürchteten aber unentbehrlichen „Kalabus“, denn Herr Tiedemann bezw. sein Aufseher erfüllt gleichzeitig die Mission eines Erziehers resp. Gefängnisdirektors der Missethäter und Corrigenden, mit grosser Energie und Gerechtigkeit; denn alle rechtlich Verurteilten und zu bessernden Pflanzungsarbeiter (nicht Samoaner) werden nach Vaitele transportiert und hier je nach der ihnen auferlegten Busse in strengen oder leichteren Gewahrsam interniert resp. zur Zwangsarbeit angehalten. In den meisten Fällen darf sich Herr Tiedemann guter Erfolge seiner Aufsicht und Methoden rühmen — das wird Jeder zu schätzen wissen, der den Ausschuss der farbigen Arbeiter, ihre ursprünglich auf tierischer Stufe stehenden geistigen und moralischen Anlagen und Gefühle kennt. — Ausser diesen sehr relativen Hilfskräften, verfügte die Vaitele Pflanzung 1899 über 114 Arbeiter bei einem Bestand von 220 Stück Rindvieh, 9 Pferden und 25 Eseln. — Auch Herr Tiedemann hat mehrfach Versuche mit anderen tropischen Kulturen angestellt und z. B. bei der Aelestation (mit Copra-Darre) eine üppige Ananasanpflanzungen angelegt.

Alle Pflanzungen der D. H. P. G. zusammenn enthalten z. Zt. rund 2800 ha Cocospalmen, von denen 1800 ha bereits voll Erträge liefern, 28 ha Kaffee, Cacao und Manihot und 140 ha Proviantkulturen (Bananen, Brodfrucht, Taro u. s. w.) der Viehbestand beziffert sich auf circa 2100 Rinder, etwa 100 Pferde und 136 Esel oder Maulesel. Der Wert dieser gesamten Kulturanlagen stand 1900 mit rund $2\frac{1}{2}$ Million Mark zu Buche, davon entfielen auf die Pflanzungen, allein (Kaufpreis des Landes, Kulturkosten und Wege) 2150000, auf die Gebäude 93000 und die Viehbestände 225422; der Rest verteilt sich auf Bestände an Waren, Proviant, Werkzeugen und sonstigen Betriebsmitteln, die drei bezw. vier Pflanzungen participieren daran in folgendem Verhältnis: Le Utu sao va'a 1232000, Vailele 755000, Utumapu 41000 und Vaitele 460000. — Der Verkaufswert ist natürlich weit höher, da hier nur Selbstkostenpreise und thatsächliche Auslagen zu Grunde liegen.

Die Cocospflanzungen brachten 1899 trotz der Kriegsverluste einen Gesamtertrag von 2121 Tons \equiv rund 2150 000 Kilo Kopra, das entspricht einem Handelswerte von rund 645,000 Mk. (das Kilo zu 30 Pf. gerechnet). Der Ertrag aus der Viehzucht belief sich auf ungefähr 11000 Mk., während 1886 rund 70000 Mk daraus vereinnahmt wurden; der Rückgang erklärt sich einmal ebenfalls durch die kriegerischen Unruhen, dann aber auch durch eine Einschränkung des Verkaufes im Interesse der Vergrößerung des Bestandes.

Die Vailelepflanzung ist gewissermassen im Nebenbetriebe der „Stadtpark von Apia“; das wird von den Residenzlern als eine gute alte Gerechtsame betrachtet. Manche Apianer gehen sogar in diesem Sinne so weit, dass sie sich beschweren, wenn die Pflanzungswege oder gar die prächtige Chaussee nach Vailele selbst, wo man natürlich mit Sicherheit auf die gerühmte, leider vielfach als selbstverständlich betrachtete und nicht selten missbrauchte Gastfreundschaft Hufnagels rechnet, nicht ganz den Wünschen entsprechen. Solche Leute gab und giebt es wahrscheinlich noch heute in Apia, noch mehr aber unter den Durchreisenden.*)

In Wahrheit verdient die im höchsten Masse liberale gastfreundliche und allgemeinen Interessen Rechnung tragende D. H. P. G. ungeteilte Anerkennung und den Dank der Apianer, sowie aller Besucher Upolus. Die Summe, welche sowohl die Gesellschaft als auch deren Angestellte, in Sonderheit die Pflanzungsverwalter, in ihren Etat unter „Gastfreundschaft“ einstellen, ist jedenfalls nicht gering.

Verwaltung der Pflanzungen.

Alle drei Pflanzungen der D. H. P. G. unterstehen direkt der Hauptdirektion in Hamburg, in geschäftlicher Beziehung der Hauptagentur in Apia, deren Leiter nur in gewisser, persönlicher Beziehung formell die Functionen eines Vorgesetzten zukommen, da er ohne praktische Erfahrung dem eigentlichen Pflanzungsbetriebe fernsteht. Die Hauptagentur beteiligt sich an der Verwaltung der Pflanzungen indirect z. Zt. durch einen praktisch erfahrenen auf der Mulifannastation ausgebildeten Beamten, der natürlich ohne eigene Vorrechte, das Bindeglied zwischen den bewährten Leitern der Kulturunternehmungen und der commerziellen Ader darstellt. Im Übrigen genießt jeder Verwalter, wie das unter den obwaltenden Umständen ange-

*) Neuerdings wird seitens der Direktion das Betreten der Pflanzungen ohne besondere Erlaubnis in der „Samoa-Zeitung“ fortgesetzt durch Bekanntmachung verboten.

bracht und geboten erscheint, möglichst grosse Unabhängigkeit in seinem Betriebe. Jede Pflanzung bildet demgemäss in sich ein einheitliches System individuellen Charakters, und jeder Verwalter ist nach besten Kräften bestrebt, rationell und erfolgreich zu wirtschaften, im Interesse der Gesellschaft und seiner eigenen Einnahmen. Diese Selbständigkeit hat zweifellos, wenn sie von tüchtigen Kräften ausgeübt wird, viel für sich, umsomehr als Conferenzen zwischen den Verwaltern unter sich, oder in Gegenwart des Leiters der Agentur und seines Pflanzungsdecernenten, Gelegenheit zu nutzbringendem Meinungs-austausch und gegenseitiger Belehrung auf Grund subjektiver Erfahrungen oder objectiver Beobachtungen und Ansichten bietet. So wird auch gleichzeitig eine angenehme Kontrolle ausgeübt und anspornend auf den Einzelnen gewirkt; es entsteht ein idealer Wettbewerb. Dass die Pflanzungen von bewährten Verwaltern geleitet werden, lehren die Erfolge und die fast ausnahmslos musterhafte Sauberkeit, sowie das Aussehen aller Anlagen. Es ist ein Hochgenuss, die ausgedehnten, in Reih und Glied abgezirkelten, tadellosen Bestände von Cocosnusspalmen zu durchwandern, sie auf den flotten Rennern der Verwalter oder in leichten Buggies auf glatten Wegen zu durchheilen — hier die bunten Scharen der leicht bekleideten Arbeiter munter plaudernd die Früchte einsammeln oder mit dem grossen Buschmesser das auch hier üppig spriessende Unkraut bekämpfen, dort in grossen Heerden Rinder und Pferde friedlich zusammen oder gesondert grasen zu sehen. Alles macht den Eindruck schöner Harmonie, rastlos schaffenden Geistes, erspriesslichen Fleisses und sympatisch wirkender Organisation, deren Durchführung in einem fast freundschaftlich intim zu nennenden Verkehr der Vorgesetzten mit ihren Untergebenen und dieser untereinander wesentlich erleichtert und gefördert wird*). Jeder fühlt sich dadurch als vollwertiges Glied in der grossen Kette des Kulturwerkes und ist bestrebt, sein bestes Können für die keineswegs leichten und auch mit mancherlei Entbehrungen verbundenen Aufgaben einzusetzen.

Den Ausgangspunkt der Pflanzungsanlagen bildete einst nach Fällung des Busches und Klärung des Geländes die Baumwolle, welche schon im zweiten Jahre Erträge lieferte. Gleichzeitig wurden aber schon Cocosnüsse gepflanzt. Diese wuchsen, ohne die Baumwollstauden zu schädigen, allmählich heran, und wenn sie nach 7—8 Jahren zu tragen begannen, liess die Baumwolle nach, Erträge zu liefern; sie wurde daher entfernt und ist inzwischen endgiltig aus dem Pflanzungsregister verschwunden; denn aus den letzten jetzt bald tragfähigen Neukulturen wurde sie früh entfernt, da sie infolge der Marktverhältnisse und Bevorzugung

*) Ob und inwieweit seit 1895 in dieser Beziehung eine Aenderung eingetreten ist, sei dahin gestellt.

continentalen, amerikanischen und ägyptischen in trockenem Klima erzeugter Produkte, die Anlage- und Arbeitskosten nicht mehr lohnte. Das liegt zum Teil an der technischen Behandlung jener Ware, die neuerdings durch das sogen. Macerisieren, wozu Insularprodukte nicht geeignet sein sollen, im Handel noch erheblich mehr bevorzugt wird, obwohl einst die Qualität der Samoa-Baumwolle als vorzüglich galt. Dann aber spielt auch die Arbeiterfrage bei Baumwollkulturen eine grosse Rolle; denn die Baumwolle verlangt viel Pflege; damit hatte die Gesellschaft zu rechnen. — Infolge der unglückseligen politischen Lage hat die D. H. P. G., wie schon gesagt, seit Anfang der neunziger Jahre jede Erweiterung ihrer Kulturen eingestellt. Nun aber hat sie im Vertrauen auf die guten Wirkungen einheitlicher Verwaltung wieder den Mut zu neuen Werken und Unternehmungen gefasst und weitere Pflanzungsanlagen begonnen, um zunächst den Cacaobau in grösserem Massstabe einzuführen und wahrscheinlich auch andere Kulturen mit der Zeit in ihr Programm aufzunehmen, wozu es an günstigen Vorbedingungen nicht mangelt. — Eine Combination von Cocospalmen und Cacao, wie sie neuerdings beabsichtigt wird, scheint mir wenig glücklich.

Ausser den Plantagen der D. H. P. G. giebt es auf Deutsch-Samoa nur noch kleinere Pflanzungsunternehmungen; eine von einem Engländer (Cornwall) bei Mangia zwischen Apia und Mulifanua angelegte planlose Palmenpflanzung von kaum 100 ha ist ziemlich verwahrlost; bessere Kulturen von geringem Umfange haben die anglicanische Missionsstation zu Malua und die katholische Mission zu Vaia. Neuerdings hat ein deutscher Kolonist Herr Hugo Schmidt mit Umsicht und Ausdauer trotz der schwierigen Zeiten eine Pflanzung von etwa 80 ha in der Nähe Apias angelegt und scheinbar auch mit guten Aussichten auf Erfolge. Kleinere Parzellen im Besitz verschiedener Ansiedler und Angestellter sind in der Nähe Apias von diesen vielfach in Kultur genommen worden. Wenn erst einmal die Arbeiterfrage zu einer befriedigenden Lösung geführt ist, wird auch die Besiedlung und Erschliessung Samoas rasch gedeihliche Fortschritte machen. An Lust und Gelegenheit dazu dürfte es schon jetzt nicht fehlen. Vor Übereilung ist indessen zu warnen!

Die Pflanzungen ergaben in 1899 folgende Erträge*):

Netto-Erlös der geernteten 2150000 Kilo Kopro (nach Abzug der Verschiffungskosten, Exportzoll in Apia, Fracht bis Europa resp. San Francisco oder Valparaiso, Gewichtsbestand, Ablieferungsspesen, Kommission, Courtage etc.)

*) Die Aufstellung dieser Berechnung verdanke ich Herrn Meyer Delius.

215 M. f. 1000 Kilo rund	462000 M.
Für Vieh und Früchte	27500 „
	<hr/>
	zusammen: 489500 M.

Gehalt u. Tantiemen der Beamten, Buchführung, Vermessungen, Arbeiterkosten, Steuern, Abschrei- bungen auf Gebäude, Reparaturen etc. etc.	<hr/>
	234000 M.
	<hr/>
	Bleibt Überschuss: 255500 M.

Das Resultat würde noch wesentlich besser gewesen sein, ohne die barbarische Wirtschaft der Engländer und Amerikaner zu Beginn des Jahres. So musste der Betrieb auf Vailele und Vaitele wochenlang ganz eingestellt werden; grosse Mengen von Nüssen wuchsen dadurch aus und wurden wertlos, die Kriegshorden stahlen ein anderes grosses Quantum, sowie Brodfrüchte, Bananen etc. Vieh wurde geschlachtet und lief in den Busch, da die Umzäunungen der Pflanzungen zerstört und auch sonst ein nicht unbedeutender Schaden an den Palmen, Gebäuden und dem Material angerichtet wurde.

Wenn man nur 1000 Kilo Kopra p. Hectar als eine Durchschnittsernte an volltragenden Palmen rechnet, so müsste die Firma in den nächsten Jahren auf eine Ernte von 2800000 Kilo für die circa 2800 Hectar Palmen-Kulturen kommen, und das würde das Resultat der Pflanzungen um circa 140000 M. verbessern, wenn auf Bestand des Kopra-Preises von 300 M. in Europa, gleich 215 M. netto auf den Pflanzungen, zu rechnen ist. In den 1880er Jahren war der Preis bis 450 M. für 1000 Kilo, ging dann aber in den 1890er bis auf 250 M. herunter und hat 300 M. nur manchmal, vorübergehend überschritten. Seit ca. 3. Jahren hat er sich um 300 M. für 1000 Kilo bewegt. Ein Rückgang auf 250 M. würde auf 2800000 Kilo gegen 300 M. einen Mindererlös von 140000 M. bedeuten, also noch immer dem 1899er Abschluss gleichkommen und auf den Nutzwert der Pflanzungen von rund 2500000 M. eine Verzinsung von 10%₀ ergeben. Orkane und Dürre können natürlich gelegentlich eine Schädigung bringen.

Ausser der Centrale mit den Läden in Apia und den Pflanzungen besitzt die D. H. P. G. noch mehrere eigene Handelsstationen auf den Inseln; die grössten sind auf Upolu in Mulifanua, Falealili Aleipata und Lefangā, auf Savaii zu Matautu, Iva, Falaelua und Palauli. Diese Stationen werden von Agenten verwaltet, welche Waren von der D. H. P. G. zum Verkauf gegen bar oder zum Tauschhandel für Kopra mit den Eingeborenen erhalten und ihrerseits wieder mit Unterhändlern, meist Halbblut und Eingeborenen (vielfach Lehrer der London Mission) aber auch alten Beachcombers und anderen verschlagenen Existenzen in Verbindung stehen und gleichzeitig eine gewisse Kontrolle über das Handelsgeschäft ihres Bezirkes ausüben.

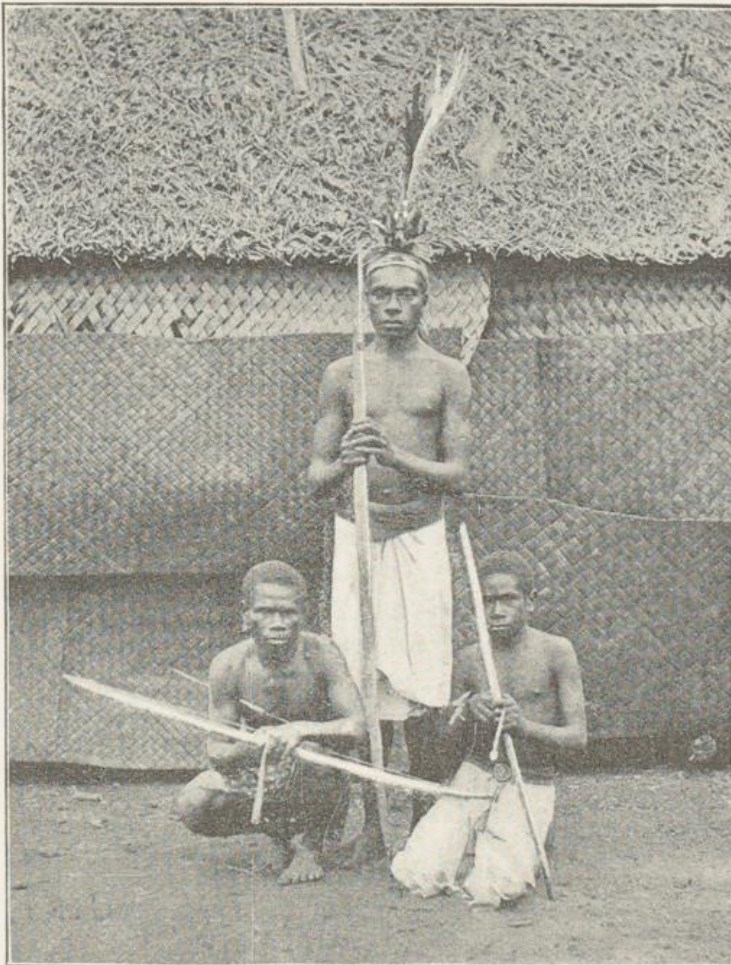
Pflanzungsarbeiten und Ernte.

Die Cocospalme verlangt von dem Augenblick, wenn die Nuss gepflanzt ist, wozu man grosse Exemplare von gut tragenden Bäumen auswählt, keinerlei Pflege mehr; sie gedeiht auch trotz Unkraut und Gestrüpp und wirft später ihre reifen Früchte dem Pflanzler in den Schoss. Dagegen lässt das Einsammeln der Nüsse eine Reinhaltung der Pflanzungen notwendig erscheinen; denn hauptsächlich fremde, nicht auf Samoa heimische Gewächse machen sich mit Vorliebe unter dem luftigen Dach der schlanken Tropenkönigin breit. Am ärgsten treibt es das in unseren Warmhäusern seiner Reizbarkeit wegen so beliebte „Noli me tangere“, die zarte, verschämte Mimose, *Mimosa pudica*; sie thut zwar auch dort bei jeder unartigen Berührung verschämt, zeigt aber dannach ein höchst unfreundliches, struppiges Aussehen und erweist sich in Wahrheit als unverschämt gegen Pflanzen, Tiere und Menschen. Die Pflanzen unterdrückt und verbirgt, Menschen und Thiere sticht sie unsanft, sie trägt mit Recht ihren Namen „Rüchmichnichtan“. Die Vermehrung und Ausbreitung dieses Unkrautes ist enorm, daher hat es auch den Verwaltern viel Kopfschmerzen gemacht. Die Direktion der D. H. P. G. setzte deshalb einen hohen Preis für ein sicheres Vertilgungsmittel aus. Denn das Einsammeln der von dem üppigen Teppich rasch verhüllten Nüsse ist für die nackten Füße und Beine der Arbeiter eine so fatale Sache, dass sich manche sogar entschlossen, ihre unteren Extremitäten in feste Hüllen zu zwingen. Da entdeckte man ein Gras, das der Mimose noch „über“ ist, ein sogenanntes Buffalogras aus Nordamerika (*Monerma*), das — merkwürdigerweise, ohne sich auf Samoa durch Samen zu vermehren — siegreich dem Feinde den Platz streitig machte und ihn mit seinen lang hinführenden Ausläufern erwürgte. Man hoffte mit diesem Grase ausserdem ein gutes Futter für das Vieh zu erhalten. Die zarten und zum Teil vom Vieh sehr beliebten Samoagräser sind leider äusserst anspruchsvoll in Bezug auf ihren Standort und nicht widerstandsfähig gegen häufiges Abweiden und gegen Unkräuter, sodass es im Allgemeinen auf dem vorzüglichen Boden an gutem Viehfutter mangelt. Das Buffalogras fand aber leider nicht den Beifall der geschätzten Vierfüssler; einmal ist es ihnen nicht saftig und zart genug und dann mag ihnen die dumpfige Eigentümlichkeit nicht behagen, die dadurch entsteht, dass das Gras eine feste, die Luftcirculation hindernde Decke bildet; infolge dessen sind die unteren Seiten der Triebe meist bräunlich, wie verfault. Diese Erscheinung gab von neuem zu denken; denn auch den Wurzeln der Cocospalmen, die ein grosses Bedürfnis nach atmosphärischer Einwirkung haben und deshalb selten tief in den Boden eindringen, oft flach auf der

Oberfläche hinziehen, war diese neue Decke natürlich keineswegs willkommen. Man hatte den Teufel wieder einmal mit Beelzebub ausgetrieben und nun mit beiden Plage. Da machte Herr Krüger in Mulifanua die Beobachtung, dass das Rindvieh die jungen Pflanzen und Triebe der Mimose sehr wohlschmeckend fand, während es sich wohl hütete in altes Gestrüpp zu gehen. Nun wurde schleunigst diesem Winke gefolgt und mit aller Macht dem alten stacheligen Bestande mit dem Buschmesser zu Leibe gegangen; und als die abgeschlagenen Pflanzenstauden sich anschickten, das Feld von neuem zu gewinnen, erschienen Ochsen, Kühe und Kälber, die mit grossem Behagen jeden neuen Sprössling verspeisten. Der eine gefürchtete Feind streckte die Waffen und wurde ein Freund der Viehhaltung. Auch der andere Feind, das Buffalograss wurde schliesslich entwaffnet. Kapitän Hufnagel fand hier, dass ihm das Feuer gefährlich sei, indem das Gras in trockenen Zeiten, trotzdem es frisch grün aussah, dem verzehrenden Funken in seinen unteren Teilen willkommene Nahrung bot. Man konnte auf diese Weise ohne einen richtigen, gefährlichen Brand zu entfachen, bei günstigem Winde und sorgfältiger Aufsicht die dichte Decke vernichten und zu düngender Asche verwandeln, ohne den Palmenwurzeln Schaden zuzufügen. Andererseits stellte sich auch heraus, dass das frisch aufspassende Gras ebenfalls vom Vieh gern angenommen wurde. Also war auch hier das Böse zum Guten gewendet. Um aber in beiden Fällen den Erfolg auszunutzen, musste der Viehbestand vergrössert werden. Das konnte natürlich der Gesellschaft nur erwünscht sein; und sie ist daher eifrig bestrebt, ihre Heerden zu vermehren — daher die relativ geringe Einnahme aus der Viehwirtschaft in den letzten Jahren. — Das Vieh hat nun nicht nur hinreichend Futter, sondern neben seiner äusserst billigen Haltung und Produktionsaufgabe auch das Jäten übernommen. Dadurch werden erhebliche Arbeitskräfte erspart. — Mehr kann man nicht verlangen!

Nun können die „boys“ oder „schwarzen Jungen“, so werden die überwiegend melanesischen Arbeiter genannt — augenblicklich hat die Gesellschaft nur Melanesier und zwar vom Bismarckarchipel und den Salomonsinseln — mit ihren Eseln ungehindert und ohne im Gestrüpp zu suchen, die Cocosnüsse einsammeln, mit dem Buschmesser aufspassend und mit elegantem Wurf in die aus Eisenblechstreifen geflochtenen Körbe zu beiden Seiten des Eselrückens spedieren. Die gefüllten Körbe werden dann an den Seiten der die Pflanzungen rechtwinklig durchkreuzenden Wege aufgehäuft. In leichten Wagen holen die „Ochsenjungen“ diese gesammelte Ernte ab, um sie nach der Station oder der Koprardarre zu bringen. Dort sitzt das Corps der Weiber und Schwächlichen bei den zu Bergen aufgetürmten Nüssen, mit dem Messer die Kopra aus der Schale herauspaltend, nachdem Männer die Nuss samt Faserhülle und festem

Kern mit der Axt gespalten haben. Die frische Kopra wird in Bast-
schwingen geschnitten und meist direct zur Darre gebracht, wo die
Leistungen controliert werden. Fleissige Schneider erhalten Prämien.
Wenn möglich wird die frische „grüne“, thatsächlich weisse Kopra
sofort auf Rosten in flacher Schicht in die Kammern der Darre
geschoben, wo sie nach 24 — 36 Stunden — je nach Function und
Heizung der Darre — ohne erhebliche Einbusse an Oel getrocknet



„Schwarze Jungen“ (Melanesier).

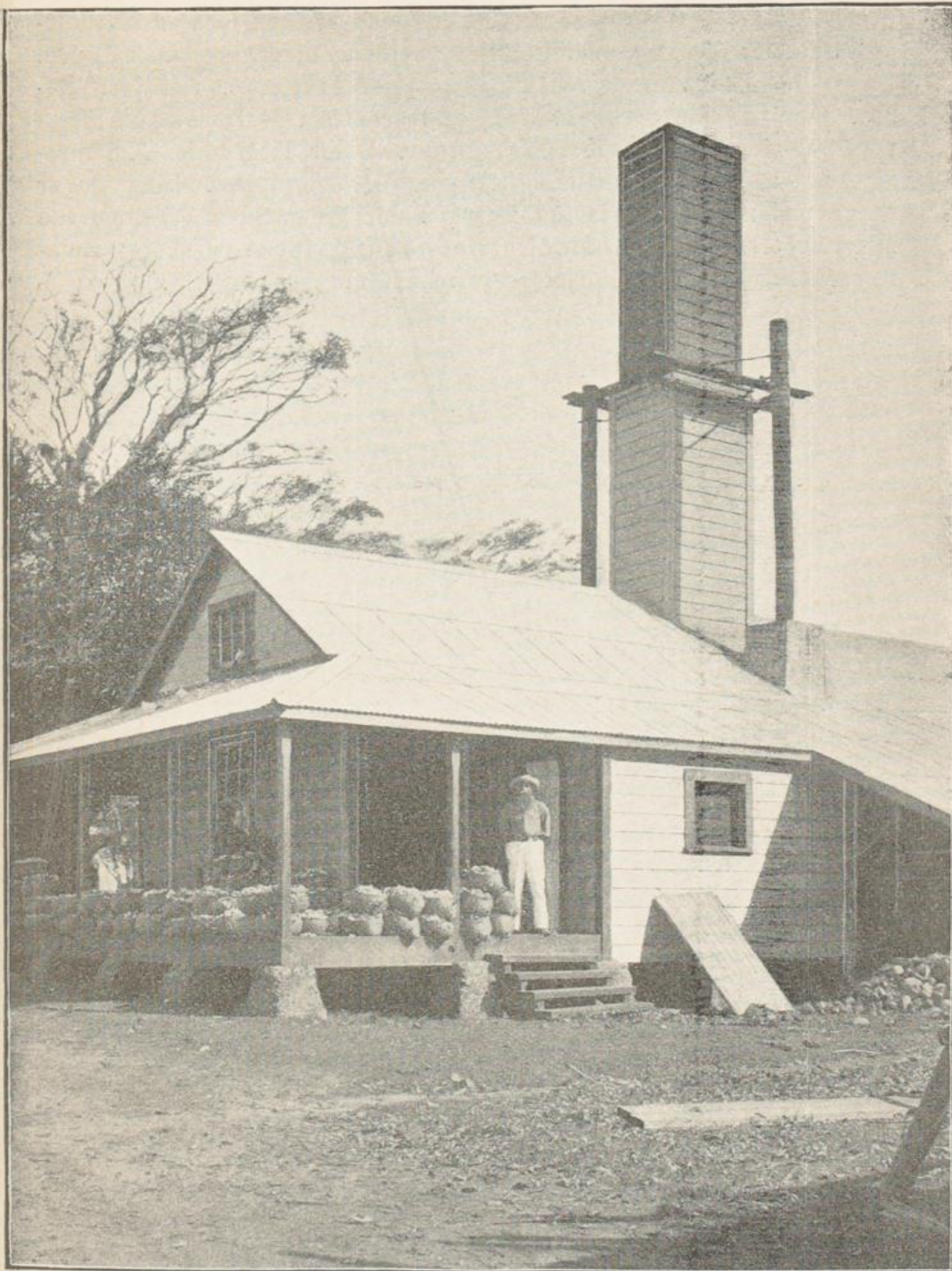
wird, indem der Wassergehalt verdunstet. Schön getrocknete
Kopra behält ihre weisse Farbe, ihr Bruch ist opak, weisslich glasig
und sie schmeckt angenehm. Scharf geröstet schmeckt sie noch
besser; sie hat aber dann an Oel und Wert verloren. Aus der
Darre kommt das nun fertige Handelsprodukt in die Lagerräume,
wo es hoch aufgetürmt bleibt, bis eine Schiffsladung zusammen ist
bezw. ein Koprashiff es abholt. Die Kopra von Vailele und Vaitele
wird in grossen Booten bei Hochwasser und günstigem Winde nach Apia in

die Speicher gebracht und von hier auf die Schiffe verladen, während die Mulifanua-Kopra direct von Schiffen abgeholt wird. Früher ging fast alle Kopra in Segelschiffen nach Marseille, seit einiger Zeit hat aber die Verarbeitung des Produktes zu Seifen, Oelen, Butter, Viehfutter u. s. w. auch in Amerika und Australien Eingang gefunden. Seitdem lieferte die Gesellschaft auch dorthin Dampferfrachten. Das hat, natürlich zu ihrem Schaden, mit der Verlegung der Dampferlinie nach Pangopango auch aufgehört.

Die „Pflanzungskopra“ d. h. der in Darren getrocknete Kern der Nuss, hat gegenüber der „Händlerkopra“, die von Eingoborenen in der Sonne getrocknet ist, den grossen Vorzug gleichmässiger Qualität und grosser Haltbarkeit, während die Händler-Kopra oft an Reinheit und Trockenheit viel zu wünschen übrig lässt, nicht selten mit Steinchen und sonstigen Beigaben beschwert und verunreinigt ist und leicht schimmelt, wenn sie zu lange festliegt. Die Verunreinigungen kommen überwiegend vom Trocknen auf schlechter Unterlage oder direkt auf Steinen, manchmal aber auch von der Erfahrung her, dass Steine schwer sind — denn der Handel geht nach Gewicht! Die Kopraproduktion ist jedenfalls der denkbar einfachste und leichteste Betrieb, wenn die Palmen erst gepflanzt sind — und ausserdem recht rentabel. Von volltragenden Palmen kann man in guten Jahren einen Ertrag, von 1 bis 1 $\frac{1}{2}$ Tonne pro Hectar also 290 — 435 Mk. rechnen. Dieser Ertrag bleibt zwar hinter den Bruttoerträgen unserer Bodenkultur etwas zurück, aber der Nettogewinn übertrifft infolge des Fortfalles fast aller Bodenarbeiten und Dank der ausserordentlich geringen Erntekosten die höchsten Nettoerträge, die ein deutscher Landwirt heute erzielen kann, mehrfach. Dazu kommt noch als ganz besonders schwerwiegender Vorteil ein sehr geringes Risiko; denn die Cocospalme liefert wohl periodisch, man rechnet jedes dritte Jahr, vorzügliche Ernten; aber sie versagt nie, wenn sie am richtigen Platze steht.

Trotzdem, und wohl auch weil die Gefahr einer Überproduktion in Zukunft nicht ausgeschlossen erscheint, zumal die Preise bereits eine stetig abflauende Tendenz erkennen lassen und die Transportkosten eher teurer werden, wendet sich die D. H. P. G. gegenwärtig anderen Kulturen zu; sie sind aber alle von der Arbeiterfrage in ihrer Entwicklung und Rentabilität stark beeinflusst; denn sie stellen im Gegensatz zu den Cocokulturen in dieser Beziehung ausnahmslos ziemlich hohe Anforderungen, wenn schon sie unter günstigen Umständen auch zum Teil erheblich höhere Erträge liefern.

Zur Zeit kann die D. H. P. G. die Arbeitersorge ziemlich ruhig Anderen überlassen, da sie sich ein Anwerbungsprivileg auf dem Bismarckarchipel gewahrt hat. Das ist aber längst den dortigen Interessenten ein Dorn im Auge, — nicht ohne Berechtigung — denn thatsächlich



Kopra-Darre zu Vailele.

haben die dortigen Firmen selbst schon Mühe, ausreichend Leute zu erhalten.

Jedenfalls liegt das zum Teil auch an den localen Verhältnissen; denn die Insulaner gehen im Allgemeinen gern nach Samoa. Das ist nicht zum Mindesten ein Erfolg der guten und richtigen Behandlung, die sie dort erwarten und erfahren. — In diesem Sinne verdient ein von Dr. Krämer in Nr. 4 der Deutschen Kolonialzeitung (1902) veröffentlichter Beitrag besondere Beachtung, da er neben anderen vielerörterten Punkten der brennenden Arbeiterfrage mit Recht die erzieherische Bedeutung für Anwerbung melanesischer Insulaner, bei richtiger Behandlung, hervorhebt.

Die Wirkungen der Civilisation.

Apia.

Apia, die „Hauptstadt“ Samoas ist eigentlich ein sehr langes Dorf mit ungefähr 1300 Einwohnern, darunter circa 350 Weisse, eine internationale Kolonie ohne äussere Reize und Schönheiten, abgesehen von der malerischen Lage am Küstenbogen des Hafens und der landschaftlich prächtigen Staffage, welche Cocospalmen Busch und majestätische Berge dem Bilde verleihen. Von der Einfahrt in den Hafen aus kann man ziemlich die ganze, ungefähr 6 Km lange, Ansiedlung und fast alle Häuser übersehen; denn diese stehen entweder direkt am Strande oder jenseits der Fahrstrasse, welche vom Ost- zum Westcap den „Boulevard“ Apias bildet. Wer die Hauptorte anderer Inselgruppen wie Honolulu, Papete etc. gesehen hat und dann die Capitale Samoas besucht, wird stark enttäuscht sein; denn hier fehlt so ziemlich Alles, was man von einem Hafentort und Regierungssitz erwarten kann. Es giebt zwar sechs Kirchen, Hôtels und Kneipen in ausreichender Zahl, Geschäftshäuser und Verwaltungsgebäude, aber — schön sind sie nicht.

Die Residenz der Samoa-Insein ist schon zweimal von Feuer schwer heimgesucht worden. Am 9. Januar 1889 hatten die Mataafaleute, wie schon erwähnt, das deutsche Konsulatsgebäude angezündet; damit brannten zwölf weitere Gebäude nieder; und am 1. April 1895 entstand in früher Morgenstunde, wiederum in nächster Nähe des deutschen Consulates, im Hause des Amerikaners Parker ein Brand, der ebenfalls einen Teil von Matafele in Asche legte. Wunderbarerweise, fast könnte man es bedauern, verliefen die letzten feuergefährlichen Kriegsereignisse und die Beschiessung ohne Stadtbrand. Für Apia wäre ein solcher — und den Engländern und Amerikanern der Schadenersatz dafür — entschieden dienlich gewesen; denn bis jetzt hat die Stadt durch die Brände äusserlich stets Vorteil gehabt; das würde nun sicherlich noch in erhöhtem Masse der Fall gewesen sein.

Die Geschichte Samoas erklärt den Mangel an hübschen Anlagen, gediegenen Bauten, Wasserleitung und sonstigen Annehmlichkeiten zur Genüge; und man kann es Niemandem verdenken, wenn er angesichts der politischen Wirren und der stets bedrohten Sicherheit des Eigentums, alle Interessen für Schönheit und Bequemlichkeit

auf communalem Boden praktischen Erwägungen unterordnete. Die gewissenlose Zerstörungswut der anglo-amerikanischen Kommandanten würde Anfang 1899 sicherlich auf derartige aesthetische Erzeugnisse keine Rücksicht genommen haben. Hoffen wir, dass der deutsche Schutz und gute Verwaltung sich auch bald in und an Apia bemerkbar machen; an deutschem Fleiss und deutschem Wollen hat es dort auch bisher nicht gefehlt.

Wenn wir uns Apia in einstündiger Wanderung ansehen wollen, beginnen wir am besten von der Halbinsel Mulinuu d. h., Landende, im Westen. Auf jenem nach Nordnordwest ins Meer bezw. Riff ragenden schmalen Landzipfel ist ein Hauptteil der neueren Geschichte Samoas concentrirt. Mulinuu war seit langer Zeit der vielumstrittene Sitz des Königs, der Oberherrschaft und auch der Schauplatz vieler blutiger Kämpfe. Der äusserste Teil der Halbinsel ist von Samoanern bewohnt, welche hier eine Reihe sehr gut gebauter Hütten haben. Dann kommen wir auf der engsten Stelle der Landzunge an das Haus des früheren Municipalitätspräsidenten, an dessen Strandzaun der von Reliquien-Sammlern stark bearbeitete Hauptmast des „Trenton“ an die furchtbare Katastrophe vom März 1889 erinnert. Nicht weit entfernt vom Hause des Präsidenten, das dann provisorisch dem Gouverneur als Wohnung diente, solange noch kein würdiges Regierungsgebäude vorhanden war, ruhen in Massengräbern die am 18. Dezember 1888 gefallenen deutschen Helden der „Olga“ und nahe dabei die im April 1899 in frevelhafter Verblendung unrühmlich geopferten englischen und amerikanischen Seeleute. Hier steht auch das „Palais“ Malietoas, ein einfaches Bretterhaus mit drei Räumen und Veranda und nicht weit davon, an dem Mulinuu westlich vom Meere trennenden Mongrovesumpf, das berüchtigte „Fale puipui“: Regierungsgefängnis.

Das heutige Apia besteht aus fünf Stadtteilen, nach den Samoädörfern benannt, die es verdrängt hat, die aber zum Teil, sich landeinwärts an die Ansiedlungen der Weissen anschliessend, noch vorhanden sind und etwa 1000 Einwohner zählen; nämlich: Songi, Savalalo, Matafele, Apia und Matautu. Die ersten beiden sind fast ganz deutsch geblieben, Matafele und Apia zum Teil; Matautu ist überwiegend englisch-amerikanisch. — Songi wird hauptsächlich von Angestellten der D. H. P. G., einigen Handwerkern und dem deutschen Arzt Dr. B. Funk bewohnt; ausserdem befindet sich hier das kleine Hospital der deutschen Verwaltung. Die kleinen Häuser liegen alle jenseits, d. h. rechts von der Strasse hinter kleinen Vorgärten. Das Haus Dr. Funks, bezw. die von ihm und seiner netten samoanischen Frau geübte Gastfreundschaft, bildete von jeher den Kernpunkt des Interesses für dieses Stadtviertel.

Auf Savalalo concentrirt sich die Handels- und Kulturgeschichte Samoas, denn hier hat das Haus Godeffroy sein gewaltiges



Korallen-Riff.

Apia.

Kath. Kirche



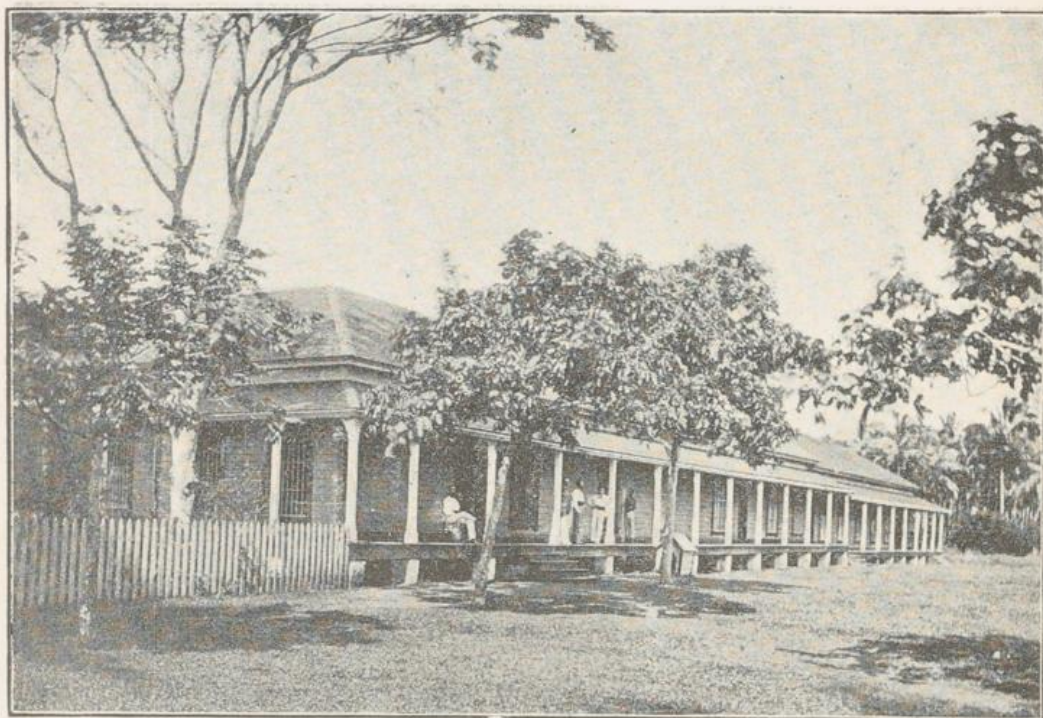
14

Kath. Kirche

Apia.

Korallen-Riff.

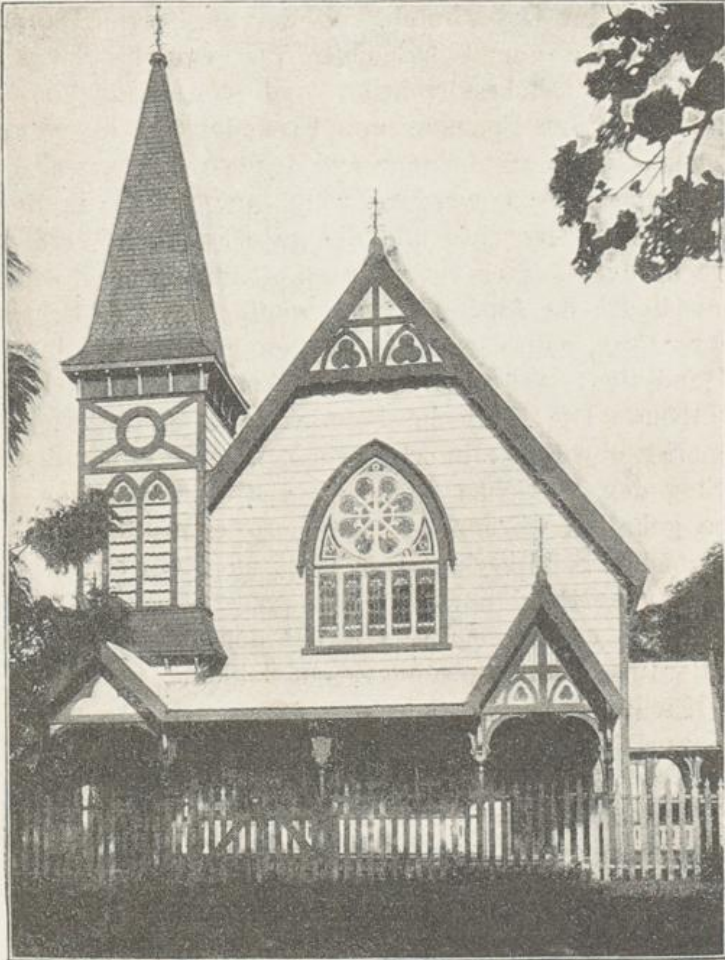
Südseeunternehmen begonnen und die D. H. P. G. sich weiter entfaltet. Zunächst, immer rechts vom Wege, steht das grosse öde Baumwollhaus, mit seinen Maschinen zur Reinigung und Verpackung der Baumwolle, die jetzt ausser Dienst gestellt sind, da keine Baumwolle mehr gebaut wird — nur der Bedarf an Eis erweckt sie noch manchmal zum Leben. Hinter dem Baumwollhaus liegt die „chirurgische Klinik“ mit dem Hospital der D. H. P. G., wo Dr. Funk mit unbestreitbarem Geschick sein sicheres Operationsmesser führte und die Pflanzungsarbeiter verarztete, jetzt durch den Kaiserl. Stabsarzt a. D. Dr. Schwesinger ersetzt. — Weiter folgt das grosse



Seitenfront des Wohnhauses der Deutschen Handels- u. Plantagen-Gesellschaft in Apia.

zweistöckige Geschäftshaus der D. H. P. G., mit grossen Warenlagern, Büreaux u. s. w., und dann das einzige im grossen Styl angelegte Beamtenwohnhaus der Gesellschaft mit luftigen Veranden und einem schönen Vorgarten. Das Haus ist nur einstockig aber äusserst nett und praktisch als mächtiges Rechteck mit einem Innengarten eingerichtet; es wird von dem Leiter, „manager“, und den unverheirateten Angestellten bewohnt. Ein luftiges Speisezimmer mit dazugehöriger grosser Küche dient den gemeinsamen Mahlzeiten dieser Angestellten, deren Casino, verbunden mit einer recht reichhaltigen Bibliothek, den geselligen Mittelpunkt für ganz Apia bildet. — Hier fühlt man die Pulsschläge des grossen Unternehmens, dessen

weitverzweigte Adern von hier aus belebt werden. Reges Treiben herrscht am Lande und oft auch an der Küste, auf der Landungsbrücke, wenn, was hoffentlich bald wieder öfter geschieht*), ein Dampfer im Hafen liegt und Ladung löscht oder einnimmt, wenn Segelschiffe zu beladen sind oder in Booten Kopra gelandet wird. Der grosse Koprashuppen und die Kohlenstation befinden sich weiter östlich auf Pfählen in die See hineingebaut. Rechts schliesst sich



Neue katholische Kirche in Apia.

an das Wohnhaus der D. H. P. G. noch das eigentliche Verkaufshaus derselben. Dann folgt das Haus der „taupou sa“ — d. h. heilige Jungfrauen, Schwesternheim der katholischen „Gesellschaft vom Orden der Maria“ (Maristen).

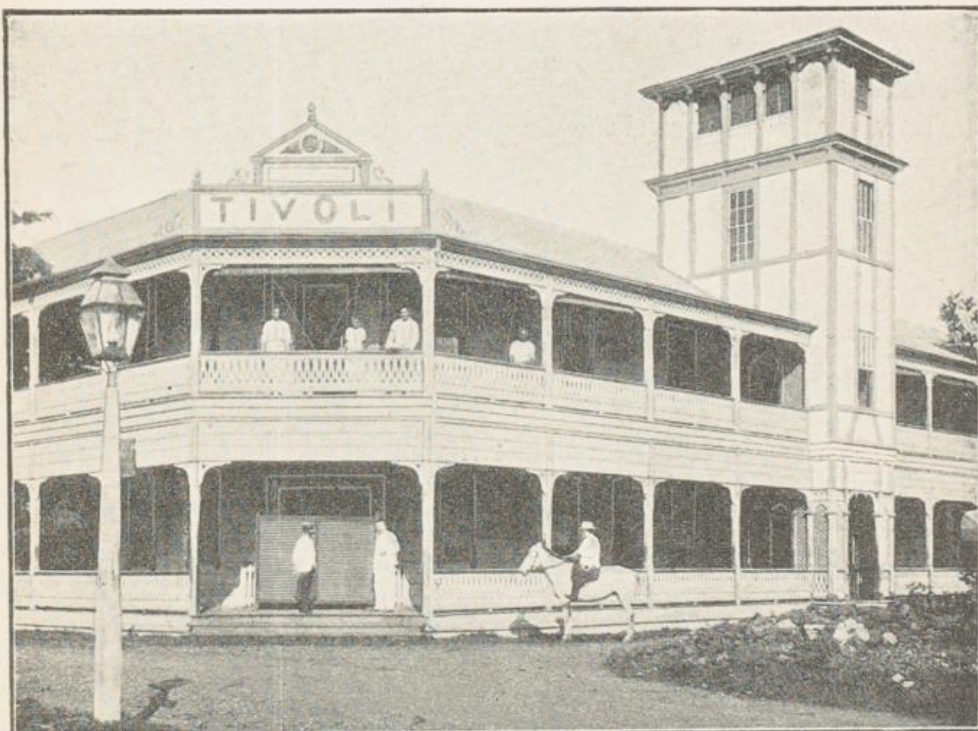
*) Z. Zt. läuft nur ein zwischen Neu-Seeland — Tonga — Viti verkehrender Dampfer monatlich Apia an, während die Amerikanisch-Australisch bezw. Neu-Seeländische Hauptlinie (Oceanic steamship Company) ihre Route nach Pangopango verlegt hat.

Hinter diesem beginnt Matafele, das am meisten stadtähnliche Viertel Apia, und zwar mit der heldenhaft verteidigten geistigen „Schonung“ des Deutschtums, der deutschen Schule, in welcher gegenwärtig unter der Oberleitung eines Geistlichen von einem Lehrer und einer Lehrerin nahezu hundert Kinder von Weissen und aus Mischehen unterrichtet werden, nachdem mit grossen Opfern 1896 ein würdiges Schulhaus mit Wohnung des Leiters, und auch zur Abhaltung deutschen Gottesdienstes bestimmt, errichtet werden konnte. Trotz aller Opferfreudigkeit der ansässigen Deutschen hat diese Bildungsstätte dem Schulcomité gar manche Sorge bereitet. Mit Hilfe einer Reichssubvention und der deutschen Kolonialgesellschaft sowie den Spenden von Freunden ist es gelungen, die erforderlichen Mittel aufzubringen und der erfreulicherweise wachsenden Aufgabe gerecht zu werden, wenn auch nicht in dem Masse, wie das Comité es wünschte und die gute Sache es verdient. Denn in Anbetracht der vielfach verbreiteten oft ungerechten Ansicht, dass unsere Landsleute im Auslande nur wenig für die Erhaltung des Deutschtums thun, sollte man in solchen Fällen, wo das Gegenteil auf der Hand liegt, auf umso grössere Anerkennung und Gegenliebe rechnen dürfen. Die deutsche Schule zu Apia hat leider davon wenig gemerkt, obwohl sie in schweren Zeiten der sinkenden Hoffnung auf den Sieg der deutschen Sache als Bollwerk von den Deutschen auf Samoa gehalten worden ist. — Umso erfreulicher ist es, dass für die deutschen Schulverhältnisse jetzt aus der deutschen Wohlfahrtslotterie Mittel bewilligt wurden.

Wie bei uns auf dem Lande bei der Kirche, so treffen wir hier — allerdings ohne causalen Zusammenhang — neben der Schule die erste Kneipe, denn die Schule wurde erst 1897 auch zur Abhaltung deutschen Gottesdienstes benutzt, seit einiger Zeit ist ihr ein Fröbel'scher Kindergarten angegliedert; und neuerdings ist die englische Missionsschule zu Papauta über Apia als deutsche Mädchenschule eingerichtet worden. — Dann kommen mehrere kleine Handelsgeschäfte, der Bäcker, Droguenhändler etc. und als erstes Haus links das Apia-Hôtel. Nun reiht sich auf beiden Seiten des Weges Haus an Haus, rechts meist Kaufläden und links kleine Krämer, auch einige bessere Wohnhäuser dazwischen; dann links die deutsche Post, das einstige deutsche Konsulat, in dem mancher harte politische Strauss ausgefochten und manche Hoffnungen und gute Wünsche vereitelt worden sind. Vor diesem deutschen „Fort“ steht rechts die erste Kirche. Nun läuft die Strasse wieder an der Küste entlang, und Häuser stehen nur rechts, wiederum von Händlern und Handwerkern. Nun kommt das richtige Missions- und Bierviertel, das eigentliche Apia: Drei zum Teil massive Kirchen, drei grosse Wirtshäuser resp. Hôtels und das stattliche massive Gebäude der Maristen-Mission, das Abstinenzlerhaus, die „Public hall“ für festliche Veranstaltungen

und die Londoner Missionsgesellschaft mit ihren oft als Hospital benutzten Nebenräumen. Dann naht die gefürchtete Presse, die wöchentliche Geburtsstätte der seligen „Samoa times“ später „Weekly Herald“, der nun zeitgemäss verdeutscht worden ist, und, wenn auch sprachlich nicht ganz rein, so doch bisher in gut deutschem Fahrwasser segelte. Die leicht überbrückte Mündung des Vaisingano bildet die Grenze zwischen dem Apia- und M a t a u t u v i e r t e l. Letzteres beherbergt die Reste der einst zweitgrössten Handelsfirma Ruge und Hedemann, das amerikanische und englische Consulat, die Lootsenstation am Ostcap und einige Privathäuser.

Im Hintergrunde und oberhalb Apias, speciell Matafeles, und



Tivoli-Hôtel in Apia.

des Apia-Viertels liegt die „Villencolonie“, mit den hübschen Wohnhäusern besser begüterter Ansiedler und Angestellter, meist mit lauschigen Gärten in behaglicher Ruhe; Fahrstrassen führen zu ihr. Besonders bebaut ist die in Apia mündende Chaussee nach der Vailelepflanzung und nach Motootua.

Die Wohn- und Geschäftshäuser der Ansiedler stehen zum Schutz gegen die starke Ausdünstung des Bodens, wie die Kolonialhäuser allgemein, auf Steinfeilern. Die Hauptsache ist bei ihnen die Veranda und der Wassertank; denn süsses Quell- oder Brunnenwasser giebt es in Apia ebensowenig, wie an anderen Orten der Insel, und auch die Flüsse enthalten in ihrem unteren

Lauf salzige Beimengung, und weiter oben versagen sie nicht selten.— Also ist man für die Niederschläge dankbar und leitet sie von den Wellblechdächern in Regentraufen nach den cubischen Eisenbehältern, denen sie möglichst sparsam entnommen werden; denn in der trockenen Jahreszeit versiegen auch diese Quellen manchmal. Dann ist die Not der Bewohner und die Freude der Wasserträger gross. Letztere holen in Wasserwagen das kostbare Nass aus dem Vaisingano oder wo sie es sonst auftreiben, und verkaufen es für schweres Geld; den Himmel um weiteren Segen, d. h. Trockenheit, bittend. — Wat dem Enen sin Ul, is dem Annern sin Nachtigal! — Die mit Kalk weissgetünchten oder bunt angestrichenen Häuser sind im Übrigen recht einfach, meist einstöckig und möglichst luftig gebaut, trotz der Nachteile, die damit in der Regenzeit verbunden sind. Man wohnt und schläft bei offenen Thüren und Fenstern und sitzt möglichst viel auf der Veranda; denn drinnen ist's manchmal fürchterlich.

Das Leben in Apia.

So schön und interessant ein Aufenthalt ungebundenen Lebens auf den Samoa-Inseln ist, so einseitig und monoton ist das Loos der „Unfreien“, in Apia im Besonderen. Wer geistig anspruchsvoll ist oder nicht eine hinreichende Portion „Wurschtigkeit“ mitbringt, der wird nicht auf die Kosten kommen oder sich nur schwer einrichten. Daher ist der Consum an geistiger Nahrung in flüssiger Form erklärlicher Weise sehr gross, wenn auch kostspielig; denn die Flasche Bier wird in der Kneipe mit 1,50 Mk. bezahlt; sie enthält allerdings dafür 0,8 Liter und viel „Geist“. Die meisten Deutschen setzen sich jedoch bald über beide Ausnahmen hinweg und gewöhnen sich daran, die Flasche Pschorr oder Flensburger u. s. w. als Schoppen zu zählen; denn der Durst ist gross und gleicht den Unterschied aus. Diese unbestreitbare Thatsache ist ein wichtiges geistiges Anpassungsmittel; sie versagt als solches selten und fördert das kleinstädtische Lebensbedürfnis: den „Klatsch“ in produktiver Weise. Das ist keineswegs ein Vorwurf für Apia und die Apianer; denn es trifft auch für andere und nichtdeutsche Kolonialplätze zu. Wo der Geist erlahmt, erwacht der Klatsch. In anderer Beziehung wird man in Apia auch ohne Alkoholbedürfnis vielfach zum Alkohol seine Zuflucht nehmen — wenn man Durst hat; denn das Dachwasser schmeckt, selbst nachdem es schon im Fangreservoir oder im Zimmerfilter ein Reinigungsverfahren durchgemacht hat, doch immer nicht wie richtiges Trinkwasser, und ausserdem ist es natürlich auch noch lau-

warm. Das Einfachste ist also ein „lüttjer Schuss“ Cognac oder Whisky zur Aufbesserung, der auch dem sonst recht guten apianischen Sodawasser ganz dienlich ist; „Whisky und Soda“ ist daher ein Specialgetränk durstiger Seelen und billiger als Bier; denn eine Flasche Soda allein konnte man früher eigentlich garnicht bezahlen, da sie nur 25 Pf. (1 threepence) kostete; eine Kleinigkeit, die in geprägter Form auf Samoa fast nur dem Hörensagen nach bekannt war.

Dafür besteht in Apia schon halbamerikanisches Creditsystem für Creditwürdige das „Ankreiden“ — in Deutschland, besonders in Universitätsstädten auch nicht unbekannt. Dadurch wurde die Klippe resp. der Mangel an Kleingeld weise umschifft, und da das System



Stilleben.

auch über die Kneipen hinausreicht und von allen Kaufleuten acceptiert wird, überhaupt ein idealer Zustand geschaffen: man braucht nichts zu bezahlen bis zum 1. n. M. — dann kommt das dicke Ende, für manchen erst der Kater, nach. Seit Anfang 1901 ist deutsche Währung und damit auch das nötige Kleingeld eingeführt; allerdings, wie aus Erörterungen in der „Samoanischen Zeitung“ hervorgeht, nicht in ausreichender Menge. So aner kennenswert das Bestreben ist, auch in deutschen Schutzgebieten deutsche Währung einzuführen, und so hässlich auf Samoa die offizielle Dollarwährung bei englischer Münze war, so hat die Einführung deutschen Geldes doch so manche Schattenseiten, besonders so lange der Handel nach

Schilling- und Dollarwährung rechnen muss und auf die Geschäfts-
verbindung mit den englischen Kolonien und Amerika angewiesen ist.

Im Übrigen kann man mit dem nötigen guten Willen und Kleingeld in Apia ganz behaglich leben, sogar die deutsche Frau, die als Begleiterscheinung dem Manne auch dort das Leben sehr verschönen kann — wenn sie und er über Missgunst und den Neid der in dieser Beziehung Besitzlosen erhaben sind, und eine tropen-
feste Haus- und Kuchentee mit mehrjährigem Contract ihnen zur Seite steht. Doch „prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet“ auch in letzterer Hinsicht — die Heimreise ist lang und teuer! Indessen ist die locale Gefahr vonseiten bedürftiger Junggesellen fast noch grösser; das ewig Weibliche zieht sie an.

Eine gute Köchin ist in Apia Goldes wert; denn im Hôtel zu leben, bezw. zu essen kostet sehr — und taugt nicht — viel; die Tagespension im Tivoli Hôtel wird mit 16—24 Mk. berechnet! Es giebt auch Chinesen, die sich als Kochkünstler producieren und billigere Atzung liefern oder sich als Köche verdingen; das hat jedoch einmal den üblichen Fehler der Billigkeit, andererseits den Nachteil der grossen Taschen moderner Köche; denn in dieser Beziehung stehen die Chinesen auf der Höhe der Kultur.

Am billigsten und nicht am schlechtesten sind noch schwarze Arbeiter, wenn man ihnen die Regeln der Kochkunst beibringen kann und die erforderlichen Instruktionen täglich erteilt. Man darf natürlich von ihnen nicht mehr verlangen, als man selbst kann. Auf alle Fälle ist es empfehlenswert, Zunge und Gaumen in ihren Gewohnheiten herabzusetzen und — gern zu entbehren, was man nicht hat. Frisches Fleisch von Rind, Kalb und Schwein sowie Geflügel sind meist vorhanden; auch Hammel — wenn sie von Australien oder Neu-Seeland eingeführt werden. Zwei Bäcker liefern Brod und Semmel etc, Kartoffeln kommen von Amerika oder Australien, aber sie taugen nicht viel; wohl dem der sich an Brodfrucht und Taro gewöhnt oder Reis und Mehlklösse gern isst. Milch giebt es zwar ausreichend, aber sie giebt keine richtige Butter, und Conservenbutter ist ebenso miserabel, wie Caviar in Büchsen, der trotzdem — wohl mehr als Augenweide — geehrt und verzehrt wird. Glücklicherweise bieten die Conserven und Präserven sonst guten Ersatz für andere culinarische Bedürfnisse.

Mit ihrer Hilfe lassen sich sogar lucullische Diners — tipp topp, wie der Hamburger sagt — mit vielen Gängen arrangieren. Der Alkohol in entsprechenden Variationen verschleiert die Mängel. Besonders gut gelebt wurde früher nach Ankunft der Postdampfer, die nicht nur Eis, sondern auch allerhand frische Delikatessen von Californien oder Australien und Neuseeland, auch Austern von Sydney in Säcken mitbrachten. Dann wurde einige Tage geschlemmt — Das war einmal.

Das ist aber natürlich sehr wichtig, da man gesellschaftlich auf gutes Essen sehr hält und dazu häufig Anlass ist. Man lebt in Apia sehr gesellig und sagt nie ab, wenn man nicht beleidigen will; denn Jeder weiss ganz genau, was Jeder thut und vor hat, jede Ablehnung wird also als Dolus aufgefasst, wenn der Grund nicht klipp und klar auf der Hand liegt.

Übel genommen wird natürlich auch — mit Wonne — wie in einer Kleinstadt aber leichter verziehen; denn es giebt doch zu viele Interessenpunkte und gemeinsame Bestrebungen, die immer wieder den Klatschschatten verschwinden lassen. Bisher war die Wehr gegen englische Übergriffe ein gutes Band, an dem doch wenigstens die besseren, gut nationalgesinnten Deutschen gemeinsam festhielten. Dieser Halt ist nun zwar fortgefallen, aber dafür tritt hoffentlich das stolze Pflichtbewusstsein, an der Ausgestaltung des endlich erungenen Werkes in einigender Arbeit mitwirken zu können, als besserer Ersatz.

Als Beispiel, wie man in Apia Feste feiert, seinachstehend das Programm zu der Hochzeit eines angesehenen Deutschen erwähnt: Kirchliche Trauung: a. Gesang der Schulkinder „Harre meine Seele“. b. Allgemeiner Gesang eines Kirchenliedes. c. Trauung und Ansprache. d. Allgemeiner Gesang. e. Segen. f. Gesang der Schulkinder „Die linden Lüfte sind erwacht“! g. Hochzeitsmarsch. — Speisenfolge beim Hochzeitsschmaus: 1. Bouillon in Tassen. 2. Caviarschnittchen. 3. Sardellensalat. 4. Gefüllte Roulade. 5. Garnierter Kalbsbraten. 6. Huhn mit Majonaise. 7. Süsse Speise. 8. Früchte. 9. Dessert-Kaffee.

Ausser den obligaten Gesellschaften bieten Picnics in der Umgebung Apias, Tanzvergnügen, Spazierritte, Lawn tennis und sonstige Unterhaltungen Gelegenheit zur Zerstreuung. Auch an anderweiten Veranstaltungen fehlt es nicht, besonders wenn ein Kriegsschiff im Hafen liegt und die Musik liefert. Dann kommt ein neuer Geist über die Apianer, dessen Brennpunkt die Marine bildet, an deren Messe und „Urlauber“ manchmal grosse Anforderungen gestellt werden. Dafür wetteifert man aber auch, um den willkommenen Gästen Abwechslung und Freuden, apianischer oder samoanischer Art, nach besten Kräften zu gewähren. Die Bars und Gasthäuser bieten den Blaujacken ausreichende Gelegenheit, ihre Ersparnisse mit gutem Durst zu tilgen, und was dieser übrig lässt wird verritten; denn die Marine kann nicht blos auf den Raen sondern auch auf Pferden sitzen; mit dem Reiten hapert's allerdings manchmal, darum wird es geübt; und wie! Selbst die faulsten Samoagäule werden zwischen den kräftigen Schenkeln der Seeleute zu feurigen Rennern und machen die wilde Jagd mit, sodass die hohe Polizei manchmal den Eifer der „Marinekavallerie“ mässigen muss. Man kann es den braven Jungen nicht verdenken, wenn sie von

dem Ritt auch etwas haben wollen; denn viele können sich diesen Genuss nicht oft leisten, da er ein grosses Loch in die Kasse reisst; denn unter einem halben Dollar, d. i. mehr als Zweitagelöhnung, ist das Vergnügen nicht zu haben. Wer sein Pferd lieb hat macht's teurer — denkt daher der Besitzer.

Gelegentlich werden, wenn der Hafengast „Talente“ an Bord hat, auch grössere Festvorstellungen mit allerhand Aufführungen und obligatem Schlusstanz in der grossen Festhalle veranstaltet, deren Ertrag der deutschen Schule oder sonstigen guten Zwecken zugewendet wird. Das sind dann Abende und Nächte, von denen besonders die weibliche Jugend Apias und der Umgebung, ob weiss, braun oder in Zwischenschattierungen, lange mit Wonne zehrt — bis etwas Anderes das Interesse und dann neue Reminiscenzen erweckt. Diese Veranstaltungen verlaufen fast stets in ebenso fröhlicher wie harmloser, ungetrübter Festesstimmung, wobei man sich besonders an der famosen Haltung, dem taktvollen, doch ungezwungenen Benehmen unserer Matrosen erfreuen kann. Zumal früher, wenn man Gelegenheit hatte, zwischen ihnen und der Mannschaft anderer Schiffe Vergleiche zu ziehen. Am schlimmsten sind natürlich die Amerikaner: disciplinlos und roh.

Mit besonderer nationaler Freude und in Gedanken an die liebe Heimat wird in dem ewig sommerlichen Grün und zur wärmsten Zeit das schönste deutsche Winterfest, Weihnachten gefeiert; denn die Erinnerung an die wonnevollen Tage harmloser Jugendjahre, spannender Erwartung im trauten Familienkreise wird verstärkt und verschönt durch neue Bande, welche in Gestalt von Grüssen und Liebesgaben den Kolonisten und Freunden oder Verwandten von den Lieben daheim zugehen. So ist denn das Weihnachtsfest in der Ferne auch ein deutsches Verbrüderungsfest, dem selbst das altgermanische Sinnbild, der lichterstrahlende Christbaum, nicht fehlen darf; wenn ihn auch keine Tanne spendet; denn Tannen und Nadelhölzer überhaupt, giebt es auf Samoa nicht — aber Ersatz. Von Australien ist ein Baum an die Gestade Samoas gelangt, der, der sehr exklusiven Familie der Casuarineen angehörend, seiner merkwürdigen Blatzweige wegen von dem Botaniker Forster den sehr treffenden Beinamen schachtelhalmbblätterig — *Casuarina equisetifolia* — erhalten hat. Dieser schattenlose Baum wird zur Weihnachtszeit geeigneter Zweige beraubt, die dann in einen entsprechenden Stamm eingesteckt werden, sodass ein Christbaum daraus entsteht, der, mit Lichtern besteckt und ausgeschmückt, den deutschen Weihnachtsbaum ganz gut ersetzt, und ebenso gut zu „O Tannebaum“ stimmt, wie das duftende Wintergrün daheim. So wird die Entfernung geistig überbrückt und Heimatsstimmung erzeugt. Selbst Punsch oder Grog kann dabei fördernd benutzt werden, wenn auch die ihn rechtfertigende Kälte und der Schnee fehlen. Dafür hat man die nötige

Stubenwärme, die daheim im Winter so schön ist, wenn sie auch das samoanische Normale von 20—25° C. im Hause nicht erreicht. Daher zieht man sich leicht und weiss an.

Dieses helleuchtende Tropenkostüm ist nun gerade nicht sehr praktisch, wenn es auch ganz nett aussieht. Es besteht in einem Stärkeanzug — Beinkleid und Jacket — aus weissem feinem Canvasstoff oder Leinen, Shirting u. dergl.; dessen Fasern und Poren mit Stärke verklebt und gesteift sind. Das ist der Tropenpanzer. In einem derartig luftdicht präparierten, starren Beinkleid über dem gestärkten Oberhemd, einem um die Taille gewundenen Seidentuch, einfarbig, schwarz, rot, grün, gelb u. s. w. oder türkisch gemustert und dem mit Stärke verdichteten Jacket, bewegt man sich standesgemäss, auch bei Festen und officiellen Gelegenheiten. Natürlich hält die Panzerhärte nicht lange vor; denn die vom Luftzutritt abgeschlossene Haut sucht sie durch Absonderung von Feuchtigkeit zu erweichen. Zweimal kann man an einem Tage somit nicht gut in demselben Anzug salonfähig erscheinen, obwohl die jungfräuliche Reinheit in der staubfreien Natur nicht schnell leidet.

Glücklicherweise sind die Kleidungs Vorschriften der Etikette nicht allzu streng, und man kann sich im Allgemeinen auch in luftigerem Woll- und Flanellgewand bewegen und sehen lassen.

In häuslicher Behaglichkeit erfreut sich, wer kann, des ausserordentlich bequemen Payama-Kostüms (Beinkleid und Jacke aus leichtestem Stoff) das Viele auch als Nachtkleidung unter dem Moskitonetz tragen. Dieses Schlafkostüm eignet sich auch für unseren Sommer ausgezeichnet.

Naturgemäss ist der Verbrauch an Wäsche entsprechend gross und kostspielig, zum Wohle der Wäscherinnen, die in Apia ein einträgliches Gewerbe treiben, nicht immer zum Vorteile der Wäsche. An und in den Flussläufen bei Apia sieht und hört man diese Reinigungsfeen ihr Tagewerk verrichten, fröhlich mit Händen und Zungen plätschernd, und bei den guten Worten, die sie begleiten, fliesst nicht nur die Arbeit, sondern manchmal auch die Wäsche munter fort. Früher dienten die rauen Lavablöcke als Waschbretter, auf denen die unglücklichen Wäscheopfer mit Reiben und Schlägen traktiert wurden, was natürlich besonders die Knöpfe sich nicht lange gefallen lassen; daher bewahrt man sie vor dieser Probe, indem man sie nicht annäht, sondern nur mit besonderen Vorrichtungen durch kleine Löcher jedesmal beim Gebrauch ansteckt und zum Waschen herausnimmt. Mit fortschreitender Kultur haben auch mildere Waschmassregeln Eingang gefunden, u. A. das harmlosere Waschbrett, dem allerdings die Waschfrauen entschieden das altbewährte wirksamere System vorziehen. — Ausser einer relativ hohen Amortisation des Kapitals kann man die Wäschekosten für die Woche auf 6—10 Mk. veranschlagen. Dafür haben die Anzüge,

die man sich am besten am Orte kauft oder machen lässt, den Vorzug der Billigkeit.

Im Grossen und Ganzen bieten die Kaufläden in Apia überhaupt ziemlich Alles und nicht allzu kostspielig, was man an Kleidung u. s. w. braucht. Dagegen ist fast Alles, was man sonst machen lässt, sehr teuer; denn jeder Handgriff muss gut bezahlt werden; und besonders die Handwerker arbeiten hier noch Weniger umsonst als anderwärts. Vielfach ist das Material auch schwer zu erlangen und exorbitant teuer, da es meist erst durch mehrere Agenturen gegangen und im Preise geschraubt ist. Dieses Vermittelungssystem ist überhaupt für die Kolonien sehr nachtheilig; es lässt sich aber ohne weiteres nicht beseitigen. Umsomehr Beachtung verdient daher der Vorschlag des Professors Hans Meyer, des kolonialen „Gletscher-Meyers“, wenigstens die Privatagenturen in Deutschland durch eine koloniale Centralagentur zu eliminieren und dadurch Einkauf und Absatz zu regeln. — Aus den eben genannten Gründen ist auch der Besitz eines eigenen Hauses auf Samoa — sei es noch so klein — immer ein gewisser, aber unter Umständen allerdings sehr empfehlenswerter Luxus, da die Bauunternehmung bisher in Apia erklärlicherweise wenig zur Blüthe kommen konnte und somit auch grosser Mangel an Mietwohnungen und freien Häusern herrscht. Wer irgend kann, wird suchen, ein Haus allein zu haben. Da man, wenn möglich, Tag und Nacht bei offenen Thüren und Fenstern wohnt, ist die Teilung eines Hauses mit einem Anderen gleichbedeutend mit der gemeinsamen Benutzung einer einzigen Wohnung; und das hat seine Schattenseiten. Es dürfte sich empfehlen, unter Umständen von San Francisco, evtl. auch von Australien, bereits fertig zusammengepasste, vorgearbeitete Häuser zerlegt nach Samoa einzuführen, wozu sich besonders die transportable und leicht zerlegbare Construction Nordamerikas eignet, da die Frachtsätze dafür nicht wesentlich höher sind als für das Rohmaterial; dieses und die Herstellungskosten dort durch Maschinen- und Fabrikbetriebe erheblich billiger sind, und vor Allem auch der Ausstattung und dem Geschmack weit mehr Rechnung getragen werden kann.

Solange jedoch eine direkte Schiffsverbindung Deutsch-Samoas mit den Kontinenten fehlt, wird jeder grössere Transport auf Schwierigkeiten stossen.

Wenn erst einmal das in Menge und guter Qualität im samoanischen Busch vorhandene Holz die gebührende Achtung und Verwendung gefunden haben, und auch das Bauhandwerk mit allen Nebengewerben auf eine höhere Stufe gelangt sein wird, tritt auch hierin eine erhebliche Besserung ein.

Wer auf den Besitz eines eigenen Heims verzichten muss, kann sich wenigstens ein Reitpferd leisten; denn die edlen Renner sind billig und leicht zu erhalten; für 60—200 Mk. kann

man schon einen leidlichen Gaul erstehen, und einen Weideplatz für wenig Geld pachten; sonstige Pflege und Fütterung sind diese Reittiere nicht gewöhnt, obwohl ein Liebhaber und Freund seines Pferdes es auch daran nicht fehlen lässt und ihm — wenn auch nicht viel — Kraftfutter und Pflege angedeihen lässt. Die D. H. P. G. verfügt über eine ganz gute Pferdezucht und auch andere Privatleute sowie die Samoaner beschäftigen sich damit. Bei letzteren allerdings macht sich stetig eine fortschreitende Reduktion der Grössenverhältnisse bemerkbar, womit eine causal übereinstimmende Einbusse an Kraft, Mut, Schönheit und Ausdauer verbunden ist. — Für Sonntagsreiter sind diese Samoagäule somit gerade geeignet.



Auf der Vaitele-Pflanzung.

Obgleich die Wegeverhältnisse bisher sehr viel zu wünschen übrig liessen, und ausserhalb des Stadtbezirkes eigentlich nur fahrbare Strassen nach den beiden benachbarten Pflanzungen von Vailele und Vaitele führten, verfügen die Bewohner Apias doch bereits über eine stattliche Anzahl von ein- und zweiachsigen Wagen. Besonders beliebt und geeignet sind die amerikanischen Buggies, die zwar den Insassen häufig einmal den Genuss einer „Ausschiffung“ gewähren, aber dafür, selbst von einem nicht sehr kräftigen Pferde, leicht gefahren werden und auch auf schlechten, engen Wegen verwendbar sind. Leider hat die bisher unterschätzte Gefahr dieser oft sehr leichtfertig benutzten Cabriolets im October 1901

ein Opfer gefordert, da der allgemein beliebte und geachtete Gouvernementssecretär und Postmeister Banse den Folgen eines Buggysturzes erlegen ist. Möge das zur Warnung dienen! — Ausflüge zu Wagen sind trotz der geringen Abwechslung des Reiseprogrammes sehr beliebt, ebenso gemeinsame Bootsausflüge bei Mondschein mit Lampions. Auch Blumencorsos zu Wagen und ähnliche Scherze gehören zu den Abwechslungen der Apianer. Neuerdings ist das Verkehrsrepertoire durch Anlegung von Fahrwegen um Apia und längs der Küste nach Mulifanua erfreulich erweitert worden; auch ostwärts über Vailele hinaus wird ein Küstenfahrweg, trotz der Terrainschwierigkeiten, gebaut.

In der trockenen Jahreszeit, von Mai bis September, bildet der herrliche Kratersee Lanuto'o im Kammgebiet über Vaitele seit einigen Jahren ein ebenso lieblich-romantisches, wie beliebtes Ziel für „Sommerfrischler“ und Naturfreunde. In 3—4 Stunden von der Vaitele-Station, auf stellenweise ziemlich steilem Aufstieg, erreichbar, schlummert dort in über 700 m Höhe, umgeben von steilem Kraterring mit üppiger blattmächtiger Vegetation, umrauscht von dem geheimnisvollen Geflüster eleganter Bergpalmen, ein etwa 80 ha grosses smaragdgrünes Meerauge in ewiger Ruhe über dem tiefen Grunde eines einst glühenden Vulkanes. Tiefblau spiegelt sich im grünen Rahmen das Himmels-Gewölbe und goldig blitzen des Abends und in milder Tropennacht die Lichter des Weltalls daraus zurück.

Hier suchen die Berggäste nach der erschlaffenden Regenzeit in erhabener, geräuschloser Ferne Ruhe und Erfrischung vom geselligen Getriebe des Hafenortes in harmlosem Spiel und kühlendem Bade, den dichten Urwald durchstreifend, mit den anmutigen Töchtern des Landes singend, scherzend und flirtend. Die fortschreitende Civilisation, oder sagen wir Modernisierung, hat diese landschaftliche Perle der „Perle der Südsee“ bereits zu einer fashionablen Sommerfrische mit „Kurhaus“ verwandelt, deren Besucher in der Kurliste der Samoazeitung gewissenhaft registriert und publiciert werden. So wurden z. B. als Besucher der Rasthäuser 1901 bis September u. A. Gouverneur von Benningsen aus Herbertshöhe (Bismarckarchipel) Corvettenkapitän Grapow, ein Gouvernementssecretair, zwei Globe-trotter, ein Polizeivorsteher, Brüder der katholischen Mission, Pflanzungsverwalter, Plantagenbesitzer, Fabrikanten, Kaufleute mit Familie und — last not least Dr. Funk genannt. Angesichts solch lebhafter Frequenz des schönen Ortes, hat sich natürlich auch eine Verbesserung des Zuganges geboten gezeigt. Demgemäss hat der Gouverneur einen guten Weg anlegen lassen, der den Besuchern nun auch gestattet, die Mühen des Aufstieges Pferden zu überlassen. Das ist der Samoanischen Zeitung aber zu sehr ausgenutzt worden; denn der Redacteur protestiert in der Nummer vom 14. September 1901

energisch dagegen, dass die Gäule auch auf den Seerand, beim letzten Aufstieg an der Kraterwand, benutzt resp. mitgeführt werden und den Weg verderben. — Man nutzt eben auch auf Samoa Bequemlichkeiten gern ganz aus!

Ansiedler, Beachcomber und Seeräuber.

Ausser den an anderer Stelle erwähnten Regierungsbeamten und dem Stabe der D. H. P. G. sowie den Mitgliedern der Missionen, leben auf Deutsch Samoa ungefähr noch 300 weisse Ansiedler; die meisten von ihnen in Apia. Hier finden wir 2 deutsche Import- und Exportfirmen, ungefähr 20 selbständige Kaufleute und Händler (12 deutsche) verschiedener Nationalität. Ferner u. A. 6 Gastwirte, 2 Schlächter, 2 Bäcker, 2 Photographen, 1 Selterwasserfabrikanten, 1 Schmied und Wagenbauer, 1 Schlosser, 1 Droguehändler, 1 Zimmermann, 1 „Bankier“ und einige Pflanzer, bezw. Plantagenbesitzer. Wer zählt die Völker, nennt die Namen? — im neusten Kolonialhandels-Adressbuch fehlen viele. Die Lebens- und Berufsstellung der Ansiedler ist nicht immer constant; Häutungen resp. Veränderungen finden je nach Conjunction und Neigung ziemlich häufig statt. Das Gros der heutigen Ansiedler in Apia und auf Samoa überhaupt ist aus abgefallenen Früchten der D. H. P. G. hervorgegangen. Die meisten derselben sind auf Kosten der Gesellschaft nach den Inseln gelangt, haben hier, der Not gehorchend — seltener dem eigenen Triebe, sich von dem ernährenden Stamme losgelöst und eine eigene Existenz, oft nach mancherlei vergeblichen Versuchen, gegründet. Zweifellos ist das aber der beste, billigste und sicherste Weg, sich auf Samoa niederzulassen; denn das eigene Risiko ist dann gering. Die meisten auf diese Weise begründeten selbständigen Existenzen haben auf Upolu ein gutes Auskommen gefunden, manche sich sogar zu Wohlhabenheit und angenehmem Leben emporgearbeitet.

Ausser diesen anerkannten und amtlich bekannten Ansiedlern in Apia und auf den deutschen Pflanzungen sowie Stationen der D. H. P. G. giebt es noch eine ganze Anzahl sogen. Trader, Koprahändler, die im Warentauschgeschäft mit doppeltem Gewinn die Kopra der Samoaner aufkaufen und an die D. H. P. G. oder andere selbständige Firmen abliefern, von denen sie die Waren entnehmen. Diese Agenten haben wieder theils Weisse theils Halfcasts als Unterhändler.

Eine weitere in der Südsee sehr verbreitete Kategorie, die berüchtigte Klasse der schon mehrfach erwähnten Beachcomber,

fehlt auch auf Samoa keineswegs. Diese Rudimente der menschlichen Gesellschaft haben jedoch in Apia nie so zur Entwicklung gelangen können, wie besonders in den australischen Kolonien und auf einigen anderen Inselgruppen im Stillen Ocean. Der Beachcomber zu deutsch etwa Küstenbummler, stellt eine Unterart des englischen „Colonials“ dar. Es sind Menschen, aber in des Wortes schwächster Bedeutung, und auch äusserlich schon erheblich abweichend von dem Typus des „Homo sapiens“. Unter „Colonials“ versteht man im Allgemeinen australische Kolonisten der niederen Klasse, die noch von der Zeit der englischen Deportation übrig geblieben sind oder, ohne als Strafgefangene für Australien designiert gewesen zu sein, auf dem gleichen moralischen Niveau stehen bzw. gestanden haben. Viele dieser Colonials haben sich durch Arbeit, Glück, Vergehen oder Verbrechen zu einem „besseren“ Leben emporgehoben und Geld verdient; manche sind reich geworden; aber sie bleiben trotzdem Colonials in den Augen der Gesellschaft. Solche Elemente dienten den englisch-australischen Annectionsgelüsten auf Samoa und der Mission als Agitatoren und Werkzeuge. Dem gebildeten und nationalen Engländer sind sie ebenso unsympatisch wie dem Deutschen. Aus dem Urschleim der Colonials entstammen auch die Beachcomber, die aber nicht unbedingt englischer sondern ebensogut amerikanischer, französischer, spanischer, ja auch deutscher Herkunft sein können. Sie sind also im Allgemeinen internationaler als die Colonials, freier, nicht an die englischen Colonien gebunden. Jeder Beachcomber muss eigentlich der Held eines Romanes sein, den er aber nur würdigen Gesinnungsgenossen zum Besten giebt; denn die Geschichte ist entweder sehr schaurig oder für Laien unverständlich, langweilig; sie behandelt meist abenteuerliche oft recht wilde Themata, unbedingt mit Strömen von Whisky und Gin getränkt. Ein grosser Teil dieser Küstenlagerer verdankt seine Laufbahn, sein auf tierische Stufe gesunkenes Leben nur dem Schnaps neben eigener Charakterchwäche; viele sind nur harmlose Trinker, durch den Trunk zum Indifferentismus geistig verarmte Wesen, die jedoch im Rausch tierisch und verbrecherisch werden und sich vielleicht dadurch ein Verhängnis aufgebürdet, der Nemesis verpfändet haben. Diese Leute leben fast nur von Whisky und können ohne ihn nicht leben; sie arbeiten sogar, um das unentbehrliche Feuerwasser zu erlangen. Die schlimmste Sorte dieser verwahrlosten Kultur-Menschen ist auf Samoa und auch in Apia selten. Dagegen begegnet man einer statischen, nicht vagabondierenden Varietät an verschiedenen Orten in Gestalt von Zwischenhändlern, die seit Jahrzehnten an demselben Platze Handel treiben, um sich selbst und ihre Familie mit Schnaps zu versorgen; denn meist verfallen natürlich ihre Nachkommen alsbald dem gleichen Stumpsinn und idiotischen Leben. Erstaunlich ist an solchen Halbmenschen die conservierende Wirkung des Alko-

hols; denn manche dieser Potatoren erreichen ein sehr hohes Alter und erfreuen sich einer ausserordentlich zahlreichen Nachkommenschaft. Auf Savaii lebte ein Trader, der über 90 Jahre alt gewesen sein soll und als Urgrossvater einen Stamm von etwa 30 Kindern, Enkeln und Urenkeln aufweisen konnte, die allerdings nur selten vollzählig zu sehen, aber der Stolz des blinden Greises waren; sie „verkanakern“ meist vollkommen und sinken moralisch oft unter das Normalniveau der Eingeborenen. Dazu tragen viel das lockere Familienleben,



Drei Generationen (Trader).

Mangel an Erziehung und Vererbung der Untugenden des Vaters bei. Diese Trader bewohnen einfache, oft nur einräumige Holzhäuser, die ihnen auf Abzahlung von ihrer Handelsfirma erbaut werden, und eigentlich mehr den Zweck haben, die Waren als die Bewohner zu schützen; denn Letztere erfreuen sich grosser Abhärtung, die sie sich im heimlosen, lockeren Leben erworben haben — wer sich nicht abzuhärten bzw. den Unbilden des Wetters und Lebens zu trotzen vermochte, verschwand eben von der Bildfläche. Daber sind

15*

die, deren Natur in diesem Kampfe gegen Alkohol und Lebensstürme getrotzt hat, auch zäh und langlebig.

Diese, wie gesagt, auf Samoa relativ harmlose Sorte von Südseebewohnern ist im Aussterben begriffen; denn einmal fehlt ihnen der frische Nachwuchs, seitdem Australien aufgehört hat Strafkolonie zu sein; dann aber auch weicht der Beachcomber der Civilisation und geordneten Verhältnissen. Mit ihnen sterben dereinst auch die lebhaftesten Zeugen einer bewegten aber denkwürdigen Zeit, deren Hauptinteresse ein wundersamer Abenteurer bildete, der, halb Gentleman, halb roher Seeräuber, Ende der fünfziger Jahre Samoa als seine Heimat betrachtete.

Der Name Bully Hayes ist auch heute noch auf Samoa unvergessen und soll daher hier nicht unerwähnt bleiben; denn sein Träger bzw. dessen Witwe waren einst in Apia sehr „geachtet“, ihre Tochter wurde von einem Deutschen geheiratet, nach kurzer Ehe aber geschieden und ging, unter Zurücklassung eines Sohnes nach — Sydney, wo sie ein bewegtes, des Vaters würdiges Leben führte. Der Spross dieser Ehe wurde in Deutschland erzogen, um, unbekannt mit seiner Abstammung, heranzuwachsen; indessen scheint der Geist des Abenteurers auch auf ihn vererbt zu sein; denn er entzog sich im Jünglingsalter seinen Pflegeeltern und ging auf See, um wohl bald genug seine Abstammung zu erfahren.

Bully Hayes war mehrere Jahre hindurch der Schrecken der Südsee-Inseln, erfolglos verfolgt von der Justiz und Schiffen der Vereinigten Staaten. Er war einer der gewandtesten Seeräuber, die es je gegeben haben dürfte, und von verblüffender Findigkeit in Ausübung seines Gewerbes. 1858 erschien er vor Honolulu mit einer Brig, die er in San Francisco „gechartert“ hatte. Darin bestand seine Hauptkunst. Er ging mit einigen Getreuen an Bord eines ihm zusagenden Schiffes, wenn dessen Besitzer oder Kapitän an Land war, stellte sich, mit der Pistole in der Hand, der Besatzung als neuer Herr und Gebieter vor, setzte Segel und fuhr davon mit Ladung, Mannschaft und — den erforderlichen Papieren. Bully Hayes war ein hervorragend gewandter und geistreicher Mann von eleganter, gebietender Erscheinung und besten Manieren. Nachdem er einst seine Ladung von San Francisco in Honolulu gelöscht und bezahlt erhalten hatte, besass er die Kühnheit, nach San Francisco zurückzukehren, wo er jedoch schleunigst mit einem anderen guten Schiffe eine weite Reise antrat; diesmal nach Maui im Hawaii-Archipel, wo er Vieh verkaufte, aber mit der Hafenz Polizei in Conflict geriet. Infolgedessen ging der Steuerbeamte an Bord, um die Strafe zu erheben und das Erforderliche festzustellen. Inzwischen liess Bully Hayes Segel setzen, und dem Beamten blieb nichts übrig, als entweder mit nach Neu-Caledonien oder sonstwohin zu reisen oder unverrichteter Sache schleunigst an Land zurückzu-

kehren. Das war ein zweiter oft angewandter Trick des schlaunen Piraten, der auch auf Maui gute Ladung zur Beförderung nach Neu-Caledonien an Bord genommen hatte, dafür aber nie den Kaufpreis ablieferte. Da die Räubereien und Überrumpfungen nicht immer so glatt abgingen, sondern mehrfach zu blutigem Ausgang führten, wurde Hayes bald von den amerikanischen Gerichten zum Tode verurteilt und auf seinen Kopf ein hoher Preis gesetzt. Daher mied er in Zukunft den heimischen Continent, zumal ihm die Südsee-Inseln und Australien hinlänglich lohnende Beute boten. Samoa wurde nun sein Stützpunkt. Mit Vorliebe suchte er einsame Beachcomber auf, die irgendwo eine Handelstation gegründet, Waren und Geld auf Lager hatten. Auch sie wurden meist ohne Blutvergiessen ausgeräubert, indem Hayes sie an Bord lud und mit ihrem Lieblings-trunk bewirtete, der durch Betäubungsmittel wirksamer gemacht war. Dann wurde das Haus des ahnungslos schlummernden Gastes ausgeräumt, wenn er geeignete Frau oder Töchter hatte, auch diese an Bord geladen und der ausgeraubte Händler an Land gebracht. Wenn dieser aus seinem süßen Schlaf erwachte, dann glaubte er zunächst sicher von einem Schiff geträumt zu haben; denn dieses war fort, samt seinem mühsam erworbenen Eigentum.

In Apia drohte dem kühnen Abenteurer mehrere Male das Verhängniss. Einmal war er von dem englischen Consul festgenommen worden, um dann mit nächster Gelegenheit nach San Francisco geschafft zu werden. Jener gestattete ihm aber zur Instandsetzung seiner Instrumente an Bord eines eben eingelaufenen Seglers „Leonore“ zu gehen, dessen Kapitän auf dem Schiffe war. Zu allgemeiner Überraschung ging das Schiff sofort mit Hayes in See — nach Shanghai. Dort wurde der Kapitän der „Leonore“ infolge eines Streites arretiert und Hayes übernahm dessen Stelle, um nun an den chinesischen Küsten sein sauberes Spiel zu treiben. Eine seiner besten Leistungen bestand in der Beförderung einer Ladung Chinesen nach Australien, wo diese nur gegen Zoll Einlass fanden. Hayes versprach, sie billiger an Land zu bringen, segelte mit der Menschenladung nach Melbourne, wo er am Eingang des Hafens die Notflagge hisste und sein Schiff dem zur Rettung entsandten Kapitän für verloren erklärte, mit der Bitte, seine Passagiere zu retten. Das geschah ahnungslos; kaum aber waren die Chinesen ausgeschifft, da segelte Hayes fröhlich von dannen. —

Die Vereinigten Staaten hatten inzwischen das Kriegsschiff „Narragansett“ zur Verfolgung des Seeräubers unter Kapitän Meade ausgesandt; dieser fand ihn in Apia. Hayes wurde festgenommen und an Bord gebracht, aber nach drei Tagen wieder frei gelassen, nachdem er durch sein feines Benehmen und seine geistreiche Unterhaltung die Herzen der Besatzung erobert und diese von seiner „Unschuld und Harmlosigkeit“ überzeugt hatte! Ein anderes ameri-

kanisches Kriegsschiff, das ihn verfolgte, soll er, ebenfalls vor Samoa, mit seinem leichteren Fahrzeug auf ein Riff gelockt haben, wo es sitzen blieb.

Endlich aber ereilte auch diesen wüsten Abenteurer der Arm der Gerechtigkeit. Der elegante Gauner fand ein schmachvolles Ende. Sein eigener Steuermann erschlug ihn, angeblich weil sich Hayes an dessen Frau vergriffen hatte. Der Seeräuber, ein ausgezeichnete Seemann, hat auf seinen Raubfahrten sehr viel Geld verdient, aber wenig hinterlassen; denn er gab viel aus, wo er Gelegenheit hatte sich zu amüsieren. Viele Händler sind durch ihn ruiniert worden.

Neben Bully Hayes trieben Mitte des 19. Jahrhunderts auf verschiedenen Inselgruppen auch andere Seeräuber von Beruf, Walfischfänger und räuberische Trader ein sorgloses Gewerbe.

Mischehen.

Ehen zwischen Weissen und Samoanerinnen sind keineswegs selten und oft in aller Form und rechtskräftig, sogar mit vielem Pomp, besonders von englischen Händlern, die darin eine günstige Gelegenheit zur Reklame erblicken, kirchlich abgeschlossen. Die junge Frau lernt meist ausserordentlich schnell, sich der fremden Lebensweise und den Grundsätzen eines kontinentalen Haushaltes anzupassen. Überraschend schnell findet sie sich in die fremde Rolle. Angeborene peinliche Sauberkeit, echt weibliches Wesen, natürliche Intelligenz und manuelle Geschicklichkeit, sowie grosse Gewissenhaftigkeit machen sich in dem von ihr geleiteten Haushalte in wohlthuender Weise bemerkbar. So leicht sich die junge Hausfrau im allgemeinen an die fremdländische Lebensweise, die Nahrung und deren Zubereitung gewöhnt, ohne allerdings die Vorliebe für ihre gewohnte Kost aufzugeben, so sehr ist ihr europäische Kleidung unsympatisch. Das aber ist wohl verständlich und sogar lobenswert; denn einesteils sieht ein in enganliegende moderne Gewandung gezwängter samoanischer Körper keineswegs vorteilhaft darin aus, andererseits aber hat die übliche Kleidung der Samoanerinnen den Vorzug der Bequemlichkeit und geringer Kosten. Sie besteht aus einem um die Taille befestigten, bis an die Mitte der Unterschenkel herabhängenden Tuch aus buntem Kattun, dem Lavalava (vergl. S. 141) und einem kurzärmeligen Hemdchen, das bis unter den Gürtel reicht. Die Frauen tragen über dem Lendenschurz meist ein bis an die Füße herabfallendes Oberkleid. Das grösste Kulturübel für sie bildet die Fussbekleidung, deren Tragen auch den samoanischen Damen als eine Qual ersten Ranges gilt, und nur

Freude macht, wenn es aufhört. Das kann man schon an dem völlig veränderten Gang leicht erkennen. Die samoanische Grazie verträgt keinen Zwang.

So gewissenhaft die samoanische Hausfrau wiederum in ihrem Haushalt waltet, so treu ist sie als Gattin, ohne dafür gleich strenge Forderungen an ihren Ehemann zu stellen, obwohl die Eifersucht, zwar in weit höherem Masse ein Privileg der Männer, auch den Frauen nicht fremd ist. Im allgemeinen verdient jedenfalls das samoanische Weib aus guter Familie sowohl als keusches, sittsames Mädchen, wie als treue Gattin hohes Lob, und wer Gelegenheit hat, seine Tugenden zu beobachten, das sanfte, bescheidene und vornehm zurückhaltende Wesen dieser schön gewachsenen schwarzhaarigen Töchter eines mit Riesenschritten seiner Auflösung entgegeneilenden Naturvolkes, mit ihren vertrauensvoll blickenden braunen Augen in ihrem neuen Wirkungskreise zu bewundern, der kann es verstehen, dass sogar Männer civilisierter Völker ihr Leben mit dem einer Eingeborenen Samoas verketteten. Das um so mehr, wenn nicht allein sinnliche Neigung Ursache und Wirkung sind, sondern wenn der Mann auch das Talent und die Lust in die Ehe bringt, die geistigen Anlagen seiner Gefährtin erzieherisch zu bilden und seinem Ideenkreis anzupassen. Diese Fälle sind leider selten, denn das Klima und die veränderte Lebensweise wirken auf die meisten Fremden erschlaffend, schwächend auf die geistige Energie; und hochgradiger Indifferentismus gewinnt nur allzu leicht die Herrschaft über die Weissen.

Die zweite Frau des deutschen Arztes Dr. Funk in Apia, eine Vollblut-Samoanerin, ist ein beredtes Zeugnis für die Bildungsfähigkeit der Samoanerinnen. Trüge sie nicht in ihrer Hautfarbe und der Gesichtsbildung den ausgesprochenen Typus ihrer Abstammung zur Schau, so würde kein Fremder in ihrer Erscheinung sowohl wie in ihrem Auftreten und gesellschaftlichen Benehmen eine Autochthonin vermuten oder erkennen; denn sogar die deutsche Sprache beherrscht Senitima, die lebenswürdige Herrin des gastreichsten Hauses in Apia in bewundernswerter Weise.

Ein oft recht empfindlicher Schatten wird zunächst auf die Ehe mit einer Samoanerin durch ihre „ainga“ geworfen. Die Verwandtschaft, jenes feste, unzerreissbare Band, welches auch durch die Heirat mit einem Papalangi (Fremden) nicht gelockert wird, umschlingt auch den Schwiegersohn, den Schwager etc. Und die Notwendigkeit, im Interesse seines häuslichen Friedens mit der Sippe seiner Frau in gutem Einvernehmen zu bleiben, bedingt häufig materielle Opfer und Unbequemlichkeiten; denn die Verwandten erblicken keineswegs in der obligaten, vereinbarten Entscheidung für die Aufgabe ihrer Zugehörigkeit eine endgiltige Ablösung ihrer Familienrechte. Wenn sie auch keine directen Forderungen mehr

geltend machen, so scheint es ihnen doch selbstverständlich, dass im Hause des neuen Familienmitgliedes, ihnen Gastfreundschaft in demselben Masse gewährt wird, wie sie sie gewohnt sind, zumal auch dem weissen Ehemanne durch seine Frau, wenn sie aus hoher Sippe stammt, die üblichen Titel und Würden stillschweigend oder in aller Form zuteil werden. Gleichzeitig erwarten die Verwandten natürlich, dass Geschenke an Nahrungsmitteln und dergl. durch Gegengaben — nicht zu knapp — erwidert werden.

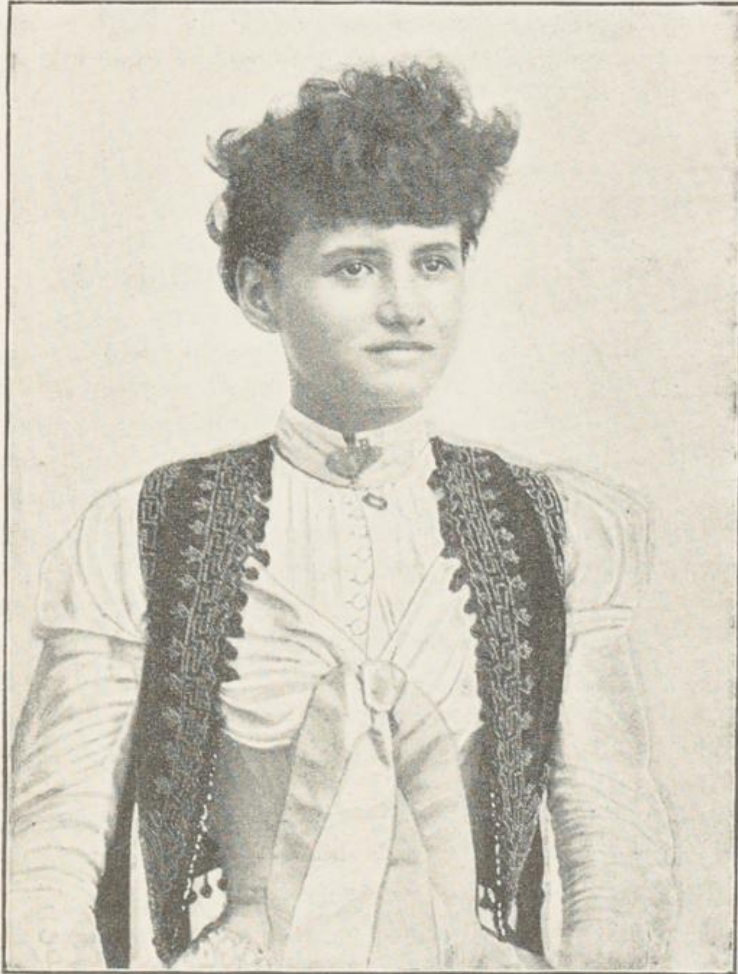
Umgekehrt kann dieser Eintritt eines Fremden in eine angesehenere Samoafamilie aber auch sehr von Vorteil und materiellem Segen begleitet sein, wenn der Weisse ein Händler ist und durch seine neue Verwandtschaft sich mit der Frau auch gleich eine ausgedehnte Kundschaft erwirbt, auf die er dann in unmittelbarer Ausnutzung meist sicher zählen darf. In diesem Falle — einem Verwandten zu Liebe — stellt die Ainga dann wohl auch Arbeiter und vor Allem gern die sehr erwünschten Hausmädchen in den Dienst des neuen Verwandten, bezw. seiner Frau.

Interessant sind in anthropologischer wie in socialer Beziehung die Produkte resp. Nachkommen von Weissen und Samoanern, die Samoanischen Halfcasts. Man findet bei ihnen in den meisten Fällen die Kennzeichen überwiegender männlicher Individualpotenz, eine grössere Vererbungskraft der kaukasischen Mischrasse, die dann besonders hervortritt und sich weiter entwickelt, wenn die Kinder auch nach väterlicher Sitte erzogen werden, in einem civilisierten Haushalt aufwachsen. Durchschnittlich sind die Halfcasts sehr intelligent; sie neigen aber stark zur Annahme auch der schlechten Eigenschaften der Weissen, insofern wenigstens, als viele den Samoanern ureigene, edle, und lobenswerte Vorzüge verdrängt werden. Das hängt zum grossen Teil mit den geschäftlichen Bestrebungen und moralischen Schwächen des Handels zusammen, die, teils vererbt, teils erlernt, auch dem Halfcast ein Übergewicht gegenüber den Eingeborenen gewähren.

Dieser Geist des Vaters spiegelt sich besonders in den Söhnen wieder. Die Töchter verraten weniger davon; sie zeigen meist noch mehr Sinn für Häuslichkeit und mehr weibliches Wesen, als ihre Landeschwestern und sind diesen an Anmut ebenbürtig, oft nach unserem Geschmack sehr überlegen. Sanftes, sitzames Wesen verleiht ihnen einen anziehenden Reiz. Dieser bleibt auch bei ihren Nachkommen meist erhalten, häufig erreicht er noch höhere Ausbildung. Ein grosser Teil der weiblichen Halfcasts wird wiederum von Weissen heimgeführt oder von Halfcasts geheiratet, Ehen solcher mit Samoanern sind relativ selten. Die Quadronen besitzen äusserlich ausser dem hochgradig konstanten, schönen schwarzen Haar und braunen Augen, in der Regel nur wenig typische Eigentümlichkeiten ihrer

mütterlichen Vorfahren; das rötlichbraune Pigment fehlt ihrer Haut; überwiegend ist ihre Körperfarbe sogar auffallend blass.

In der Gattin des von den angloamerikanischen Ruhestörern widerrechtlich verhafteten Kapitäns Hufnagel, des Verwalters der deutschen Pflanzung Vailele, deren Mutter eine Halbcast, die Frau eines kürzlich verstorbenen Mr. Betham, Angestellten der deutschen Handels- und Plantagengesellschaft ist, wie in ihren Geschwistern



Halfcast - Dame.

erkennt man kaum die samoanische Abstammung wieder. Jeder uneingeweihte Fremde wird die liebenswürdige Herrin in Vailele nach ihrer Erscheinung ohne weiteres für eine weisse Dame halten. Frau Hufnagel ist übrigens nahe verwandt mit Mataafa und steht als Repräsentantin dessen Sippe bei den Eingeborenen, speciell im Atua-Distrikt, in hohem Ansehen.

Man kann es begreifen und in wirtschaftlichem Sinne nur anerkennen, wenn Ansiedler, die auf Samoa ein angenehmes Leben

führen und der Kolonie ihre Zukunft anvertrauen wollen, sich ein häusliches Glück neben einer solchen Lebensgefährtin verheissen und schaffen; denn für deutsche Frauen bedeutet es doch immer noch einen erheblichen Verzicht auf Vieles, was gerade dem gebildeten deutschen Mädchen und Weib schwer entbehrlich ist, wenschon auch die Aufgabe, dort einen Mann glücklich zu machen, besonders gross und schön sein mag. Die Frau kann dem Gatten relativ mehr sein als in der Heimat, wenn sie will und — er auch. — Leider hat in neuster Zeit in der Gesellschaft Apias die englische Lady den Vorrang, da einige erste Stützen der Gesellschaft sich mit Engländerinnen vermählt haben.

Die Bekehrung der Samoaner.

Die Christianisierung der Samoaner steht in ihrer Art wohl einzig da. Heute gelten alle Eingeborenen, soweit sie nicht von Mormonenpriestern erobert sind — nach der Missionsstatistik manche sogar doppelt — als Christen, wenn auch alle Mühen und Massregeln der Missionare nicht vermocht haben, einzelne altheidnische Überlieferungen zu unterdrücken. Das Christentum kommt im wesentlichen bei dem Kirchenbesuche und bei den Morgen- und Abendgebeten zum Ausdruck. Getauft sind wohl ziemlich alle Samoaner, aber die übrigen kirchlichen Gebräuche werden häufig unbeachtet gelassen. So ist z. B. die kirchliche Trauung wenig beliebt. Im allgemeinen haben die katholischen Missionare, was den Einfluss auf christliches Leben anlangt, die erheblichsten Erfolge zu verzeichnen. Die bei weitem grössere Zahl von Anhängern hat die Londoner bezw. die methodistisch-wesleyanische Mission auf ihrer Seite. Dass die Sendboten des Christentums so wenig ganze Erfolge erzielen, liegt zumteil an der Zähigkeit, mit welcher die Eingeborenen an ihren alten Institutionen festhalten, mehr aber noch an der Rivalität der christlichen Missionsgesellschaften. Im Jahre 1830 begannen die Missionare der Londoner Missionsgesellschaft das Bekehrungswerk, nachdem bereits mehrere „falsche Propheten“ den Samoanern Irrlehren eingepflanzt hatten. Ihnen folgten dann die Wesleyaner und Priester des katholischen Ordens der Maria (Maristen), und schliesslich sandten auch die Mormonen ihre Apostel. Jede Religionsgesellschaft geht für sich vor und gegen die Anderen, mit dem Streben nach möglichster Ausbreitung, zum Teil auf politischer Basis. Dadurch ist der seltene Fall geschaffen, dass die französisch-katholische Mission zugunsten der Deutschen arbeitet, im Gegensatz zu der eifrig politisch thätigen englischen Londoner Missionsgesellschaft und der (amerikanischen)

Wesleyaner, die jetzt mit Australien in directem Connex stehen. Der Einfluss der Mormonen ist verhältnismässig gering.

Wohl nirgends haben die ersten Sendboten des Christentums so leichte Arbeit gehabt, wie auf den Samoa-Inseln; niemals hatten sie hier mit ernstlichen Feindseligkeiten und Gefahren zu kämpfen. Das hat seinen Grund zum Teil in der heidnischen Religion der Eingeborenen selbst, die sich auf eine Verehrung der Allmacht in der Natur, eines Himmelsgottes (Tangaloalangi) und Ahnenkultus stützte; dann aber auch in dem Umstande, dass der berühmte englische Südsee-Missionar der Londoner Missionsgesellschaft (London Missionary society) John Williams von den Tonga-Inseln aus mit einem dort bekehrten samoanischen Häuptling Namens Fauea am 22. August 1830 auf Süd-Savaii landete und, kurz nachdem der gefürchtete und gehasste König Tamafainga erschlagen worden war, Dank der Einführung durch seinen Begleiter, freundlichste Aufnahme fand. Fauea soll seine Missionsfreunde, die ihn nach der Heimat zurückbrachten, mit folgenden Worten bei seinen Landsleuten eingeführt haben*): „Sehet sie einmal an und dann vergleicht euer Aussehen mit dem ihrigen. Ihr Kopf ist bedeckt, während der eurige den Sonnenstrahlen und Regengüssen schutzlos preisgegeben ist. Ihr Körper ist mit schönen Kleiderstoffen umhüllt; ihr dagegen müsst euch mit einem Blätterschurz um die Hüften begnügen. Ja, diese Leute haben sogar eine Bekleidung für ihre Füsse, während die eurigen denen eines Hundes ähneln. Und dann betrachtet auch einmal ihre Äxte, ihre Scheeren und die anderen Sachen — wie reich sind sie gegen euch!“ So berichten die Missionare — Thatsächlich hat Fauea wahrscheinlich noch schöner gesprochen.

John Williams kehrte nach kurzer Zeit wieder nach seiner Station Raiatea (Tahiti) zurück, indem er seinem Jünger Fauea und einigen polynesischen Missionaren von den Gesellschafts- und Harvey-Inseln zunächst das Weitere überliess. Als er im Oktober 1832 auf der östlichsten Insel Tau wieder landete, wurde er auch hier als lange erwarteter Apostel von „Söhnen des Wortes“ begrüsst und überall freudig empfangen. Auch auf den anderen Inseln harrete man seiner und begrüsst ihn mit stürmischen Bitten um Belehrung in dem neuen Glauben. So empfingen die damals als furchtbar kampflustig und barbarisch verschrieenen Samoaner das Christentum durch Selbstbekehrung ohne äussere Mittel, ohne Kirche und Tand. Der damalige König Malietoa I. hatte sich bereitwilligst selbst in den Dienst des neuen Glaubens gestellt; er erhielt den Beinamen Tavita (David) und wurde nach Krämers**) interessanter Darstellung der

*) cfr. Kurze, „Samoa“. (Auch Quelle für einige weitere Angaben).

**) Krämer, „Die Samoa-Inseln“ I S. 239.

Ursprung der traditionellen Freundschaft zwischen der Malietoafamilie (Tuamasanga) und der englischen Mission.

* * *

Die Hauptschwierigkeit für die richtigen Missionsapostel bestand darin, die Irrlehren, den religiösen Humbuk und Aberglauben auszurotten, den Walfischfänger und andere nach den Inseln verschlagene Flüchtlinge, Beachcomber etc. den für geschmackvolle Lügen und Erzählungen sehr empfänglichen Eingeborenen aufgebunden hatten, natürlich um sich beliebt zu machen und Einfluss zu gewinnen, ohne sich die Vorzüge der samoanischen Sitten und Gebräuche dadurch zu verscherzen. Vielweiberei, obscöne Tänze und sonstige genussreiche Lascivitäten erklärten sie dementsprechend für einwandfrei und gut christlich. Einer dieser falschen Propheten soll sogar einen richtigen „Missionsbetrieb“ geschaffen, eine Kapelle erbaut und darin Gottesdienste mit kirchlichen Gesängen abgehalten haben. Dieser Abenteurer gewann grossen Einfluss, und aus den fernsten Gegenden strömten die leicht bethörten, harmlosen Bewohner herbei, um seinen Geschichten und Lehren zu lauschen, die er zum Teil seinen Erinnerungen an den Religionsunterricht in der Kindheit entlehnte und ausschmückte. Selbst heilige Handlungen, wie das Abendmahl, zog er in den Kreis seiner profanierenden Lästerung. Ein von einem anderen Schwindler bethörtes Weib behauptete, den Gott der Christen in ihrem Leibe zu haben und Wunder thun zu können. Mit ihr wurde den „Gläubigen“ aller mögliche Hokuspokus gemacht, zumal sie behauptete, auch Krankheiten heilen zu können. Das „behexte“ Weib verhiess schliesslich dem Volke, dass Jesus Christus über das Meer zu ihnen kommen werde und die Todten auferstehen würden. Man säuberte alle Grabstätten (die Todten werden, nachdem der Geist durch mehrtägiges Beten mit Gesängen u. s. w. dem Körper entrissen und nach dem Pulotu geflogen ist — auch heut noch — bei ihren Wohnstätten begraben und die Gräber mit rechteckigen Steinhügeln bedeckt) und harpte der grossen Erscheinung, schlachtete Schweine und ass nach Leibeskraften, da man später irdische Speisen nicht mehr nötig haben sollte. Dann wartete das Volk in stummer Spannung tagelang auf den Heiland, hinausstarrend auf das Meer. Erregung, Furcht und Zweifel wuchsen; aber das religiöse Phänomen blieb aus. Die Frau vertröstete auf später, Christus sei verstimmt über einige Ungläubige und Unwürdige, die nicht ernst und geduldig geharrt hätten u. s. w. —

Auch Samoaner, die auf Walfischfahrern grössere Reisen gemacht und dort „Belehrung und Aufklärung“ empfangen hatten, trieben nach ihrer Rückkehr ähnlichen Humbuk, indem sie die erlernten fremden Kniffe und Geschicklichkeiten, sowie Erzählungen von

abenteuerlichen Erlebnissen mit den göttlichen Himmelsbrechern (wörtliche Uebersetzung von Papalangi, Bezeichnung der Fremden) besonders geschickt und sicher verwerten konnten, um auf ihre Landsleute faszinierenden Einfluss auszuüben. Denn diese scheinen auch nach ihrer Sage thatsächlich in den ersten von sonnenbestrahlten weissen Segeln getriebenen Schiffen mit ihrer weissen oder hellen Besatzung Boten des Himmels erblickt zu haben, da ihnen schon für den Häuptling und die Dorfjungfrau eine hellere Hautfarbe charakteristisch erschien (daher der Name Sina für vornehme Mädchen — vergl. S. 141). Auch dieser Umstand hat die Arbeit und das Ansehen der weissen Apostel sicherlich gefördert.

* * *

1834 trafen auf Williams' Veranlassung mehrere Missionare auf Samoa ein, und nun begann hier eine rege, fruchtbare Missionsarbeit, die Samoa bald zur Centralstelle der Londoner Missionsgesellschaft in der Südsee werden liess. Schon 1847 konnten 2000 gedruckte Exemplare des Evangeliums Matthäi in samoanischer Sprache verteilt werden. Die Zahl der samoanischen Hülflehrer (Teacher) wuchs rasch und mit ihnen die Zahl der getauften Samoaner. Der ausgezeichnete Missionar Williams sollte die Ernte seiner Saat nicht mehr erleben; denn 1839 wurde er auf den Neu-Hebriden ermordet. Um 1850 galten nahezu alle Samoaner als Christen.

In den vierziger Jahren wurde in Leulumoenga auf der Nordküste Upolus eine Missionspresse eingerichtet, wo binnen wenigen Jahren die ganze Bibel in das Samoanische übersetzt und gedruckt wurde. Die Eingeborenen haben es — so berichtet die Mission — als Ehrensache angesehen, der Londoner Bibelgesellschaft alle Auslagen für den Druck ihrer Bibeln bei Heller und Pfennig zurückzuerstatten. Die Missionspresse erwies sich äusserst produktiv und gab auch noch weitere religiöse Texte heraus, die mit der Zeit auf über 30 Bände mit mehr als 10000 Druckseiten anwuchsen.

Nach Mitteilung des Berichtes der „United States Exploring Expedition“ befand sich schon 1839 eine Missionsdruckerei in Apia. Wilkes, der Führer der Expedition erwähnt dieselbe in abfälligen Bemerkungen, anlässlich eines gedruckten „Pamphlets“, das vor den katholischen Missionaren warnte, deren Erscheinen damals schon befürchtet wurde.

Schon 1844 wurde in Malua, nicht weit von Leulumoenga, etwa 20 Km westlich von Apia, das Missionsseminar errichtet, das allmählich die Rekruten für die Arbeit der Missionsgesellschaft in der Südsee lieferte. Später wurden in Leulumoenga und in Papauta bei Apia Missionsschulen, letztere für Mädchen, (jetzt deutsch) eingerichtet. Malua bildet seit Jahrzehnten die Hochburg der Londoner Missionsgesellschaft; das Gebiet umfasst ein Areal von rund 150 ha

mit über 50 Häusern und die 1897 nach zweijähriger Arbeit mit einem Kostenaufwand von fast 50000 Mk. fertig gestellte Jubiläumshalle zur Erinnerung an das hundertjährige Jubiläum der Londoner Missionsgesellschaft. Alle diese Anlagen, und noch viel mehr, haben die Samoaner bezahlt. Die Kosten des jährlichen Unterhaltes dieser imposanten Station werden auf jährlich mindestens 10000 Mk. geschätzt; sie werden jedoch von den Seminaristen selbst durch Fischfang und Landwirtschaft bestritten, sodass der Missionskasse direkt, indirekt den Samoanern, nur die Gehälter der Direktoren zur Last fallen. Die Londoner Mission versteht es, das muss man ihr lassen, auch materiell zu wirken, d. h. die Kosten von den Eingeborenen selbst zu erheben, in Form von angenehmen, freiwilligen Steuern. Dazu dienen besonders die alljährlich in Malua stattfindenden grossen Missionsfeste und sonstige Beiträge oder Strafen. — Schon im Jahre 1861 hatten die Samoaner, wie der Missionar Turner berichtet, 12000 Mk. für ihre Mission und weitere 13000 Mk. Überschuss für die Centrale aufgebracht.

Bis 1894 sind in Malua über 2000 Zöglinge, darunter 632 weiblichen Geschlechts, ausgebildet worden. Diese in vier- bzw. achtjähriger Arbeit und Lehre erzogenen Eingeborenen bildeten den Stamm der Londoner Mission auch für andere polynesische Missionsarbeit. Quantitativ und äusserlich hat die „London missionary society“ unbestreitbar die grössten Erfolge aufzuweisen, und als alleinige Herrscherin würde sie auch sicherlich andauernd gut gewirkt haben; das war aber weder in religiöser noch in politischer Beziehung der Fall.

Die englische Wesleyanisch-methodistische Mission war die erste Rivalin; sie nahm sogar für sich Prioritätsrechte für Samoa in Anspruch und behauptete, bereits vor John Williams das Bekehrungswerk begonnen zu haben. Sie protestierte daher gegen das Auftreten der Londoner Missionsgesellschaft als 1832 der wesleyanische Reverend Turner von den schon zum Methodismus bekehrten Tonga-Inseln aus, sein Mutterhaus in London um Entsendung nach Samoa bat und auf die dort bereits vorhandenen Wesleyaner sowie das Eingreifen der Londoner Mission hinwies. Als Turner 1835 nach Samoa kam, fand er thatsächlich schon gegen 2000 Samoaner, die sich als Wesleyaner bekannten. Wie und von wem sie dazu gemacht worden sind, ist nicht erwiesen, indessen lässt der ziemlich rege Verkehr, den die Tonganer mit den stammverwandten Samoanern unterhalten haben sollen, auch auf religiöse Wirkungen schliessen. Wilkes bestätigt in seinem wissenschaftlichen Bericht der Expedition, dass Methodistenpriester schon Einfluss auf Samoa gehabt und Kirchen gebaut haben, als die Londoner Mission nach Samoa kam. — Auch Turner hatte bald grossen Erfolg und berichtete 1838 bereits von 3000 Gemeindegliedern und gegen 13000 An-

hängern, die angeblich in 197 Schulen von fast 500 Lehrern unterrichtet wurden.

Natürlich standen sich beide Missionen rivalisierend gegenüber und auch die Muttergesellschaften in London befanden sich in dauernden Controversen, die schliesslich zu einer Einigung zu Gunsten der Londoner Mission und zur Abberufung der wesleyanischen Priester führten.

John Williams selbst konnte noch am 1. December 1838 diese Entscheidung nach Samoa bringen; sie kam aber zu spät; denn der Riss liess sich nicht mehr beseitigen. Die samoanischen Wesleyaner selbst wollten jetzt nicht mehr umsatteln und wandten sich schliesslich nach Tonga um neue Missionare, die ihnen 1842 König Georg von Tonga selbst brachte; und zwar unter Führung des Tonganers Latusela, der von neuem die Anhänger Turners um sich und sein Missionsbanner sammelte, und mit gutem Erfolge, Dank seiner grossen Beliebtheit bei den Eingeborenen, mehrere Jahre zeitweise unter schwierigen Verhältnissen wirkte.

1853 gründete die Wesleyanische Mission eine australische Centrale in Sydney, welche fortan auch für Asien und den Stillen Ocean als „Australasiatische wesleyanisch-methodistische Conferenz“ die Leitung und Geschäftsführung übernahm und, das Londoner Uebersskommen ignorierend, 1857 auch auf Samoa wieder eine organisierte Arbeit begann. Inzwischen hatte doch die Londoner Missionsgesellschaft die Oberhand gewonnen und in ihren Missionsanlagen feste Stützpunkte gefunden, sodass die neuen Sendboten der Wesleyaner keine rechten Fortschritte mehr machten. Dank den Bemühungen des wesleyanischen Missionsdirektors Revd. Brown, der seit 1860 auf Samoa wirkt, wurde in neuerer Zeit ein friedlicher Ausgleich zwischen beiden Missionen — angesichts der Beiden drohenden Gefahr — herbeigeführt.

Diese beiden Religionsvarietäten hätten zwar für die Samoaner vollkommen ausgereicht, indessen schien das den katholischen Priestern vom Orden der heiligen Maria auf Wallis doch nicht richtig. „Wo Holz gehackt wird fallen Spähne“, und diese Spähne meinten die walliser Missionare sammeln zu sollen, als sie 1845 ihr Missionsschiff „l'Etoile de la mer“ mit zwei Priestern, einem Ordensbruder und zwei von ihnen auf Wallis bekehrten samoanischen Ehepaaren nach Nordwest-Savaii führten, wo der Katholicismus durch einige Wallis-Insulaner bereits Eingang gefunden hatte. Das westlichste Samoadorf Falealupo am Westcap Savaiis, bildete den Ausgangspunkt dieser dritten Mission, von denen der wackere Pater Violette bis in die neuste Zeit allgemein geachtet und geehrt wurde.

Nun entbrannte erst der eigentliche Wettstreit; denn die französischen Maristen erschienen den beiden Gegnern als gemeinsame

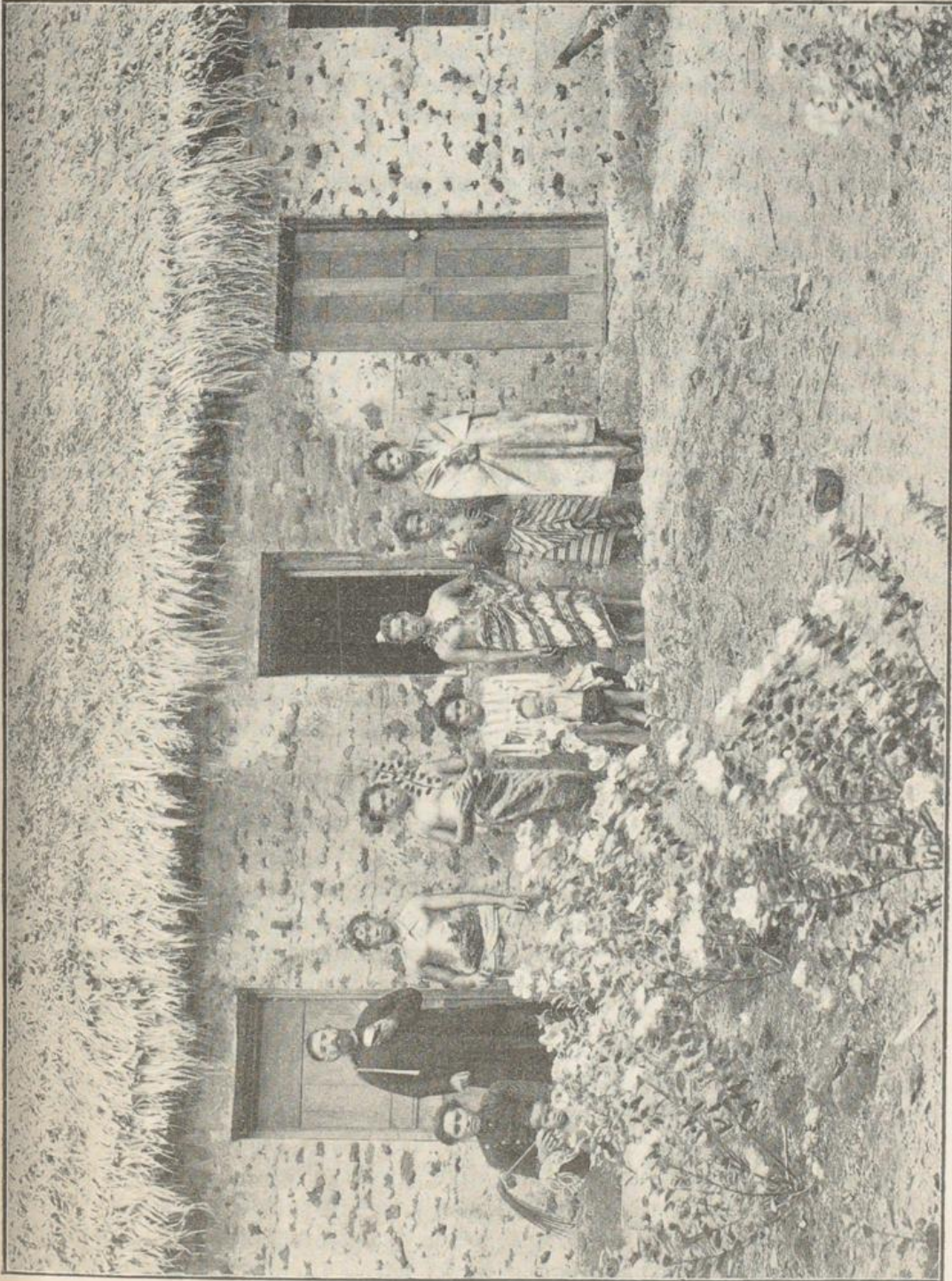
Feinde und freche Eindringlinge; zumal sie bereits ihr Bekehrungswerk im Grossen für abgeschlossen hielten und nur noch pro domo arbeiten wollten. Die äusseren Reize und andererseits der geheimnisvolle Charakter der neuen Lehre gefielen doch bald manchem Samoaner besser als das nüchterne, farblose Gebäude der anglicanischen Lehren; die sonstigen tieferen Unterschiede spielten dabei keine Rolle; ausserdem zeigten sich die neuen Apostel minder ablehnend gegenüber den alten Gebräuchen des Tätowierens, des thatsächlich harmlosen Kavatrinkens, der Volkstänze und sonstigen, festen Traditionen. Am meisten imponierten, besonders dem weiblichen Geschlecht, die bunten Processionen und die Ohrenbeichte, sowie das grosse Interesse, welches die Priester für Ausstattung ihrer Kirchen in eigener Arbeit zeigten.

Die Maristen blieben zunächst auf Savaii; dann aber gründeten sie auf der Landspitze Mulinuu bei Apia eine Gemeinde und schliesslich die schön gelegene Vaia mission mit Kirche über Apia. Inzwischen haben sie, oft in scharfer Konkurrenz mit den anglicanisch-methodistischen Missionen, auf allen Inseln, und zum Teil festgefügte Gemeinden gegründet, in Apia selbst ein grosses massives Missionshaus und eine hübsche Kirche gebaut und in dem Oberhäuptling Mataafa, dem einflussreichsten Samoaner, eine gewichtige Stütze gefunden, zumal Mataafa selbst als Missionsschüler erzogen ist.

Glücklicherweise haben sich die Samoaner durch die widersprechenden Einwirkungen und gegenseitigen Anfeindungen der Apostel des Christentums nicht wesentlich in ihrem Glauben beirren lassen und wenig Anteil genommen an den Religionszwisten.

Selbst die Mormonen, welche 1885 von Hawaii aus nach Samoa kamen, um auch ihrerseits zum geistigen Heile der harmlosen Menschen beizutragen, und schliesslich die ihnen folgenden amerikanischen Fanatiker der Secte „Seventh day Adventists“ vermochten keine tiefere Erschütterung des samoanischen Christentums hervorzurufen. Auch diese Friedenstörer, im Sinne des Bekehrungswerkes, wurden von den Samoanern gastfreundlich aufgenommen, ebenso wie einzelne Irwingianer, Lutheraner, chinesische Anbeter des Confutius, Juden und schwarze Heiden, die allerdings nicht als Apostel auftraten.

Mehr Abwechslung kann man kaum verlangen. Das Bild ist grell und bunt, aber es entbehrt leider jeder Harmonie und sympathischen Wirkung. Kein Wunder, wenn auch die Samoaner dem gegenüber denken „Die Botschaft hör ich wohl — allein mir fehlt der Glaube“.



Maristen-Mission auf Savaii (Satana).



Maristen-Mission auf Savaii (Satana).

Ein offenes Wort über die Missionen.

Die Londoner Missionsgesellschaft hat gegenwärtig auf Samoa überhaupt etwa 170 ordinierte Geistliche und fast ebensoviel Hilfsgeistliche (teachers) in über 200 Gemeinden mit ungefähr 23 000 getauften Mitgliedern, wovon etwa 6500 als richtige Kirchenmitglieder zu betrachten sind; die übrigen werden als Anhänger bezeichnet. — Die Methodisten haben sechs Missionare, ungefähr 60 Teacher und etwa 6300 Anhänger, darunter annähernd 1800 richtige Mitglieder. — Die Maristen sind durch ungefähr 20 Missionare, 10 weisse und etwa 30 samoanische Schwestern (toupou sa) und rund 100 eingeborene Lehrer vertreten und haben etwa 6600 Anhänger oder Mitglieder. — Nach den englischen Missionsberichten bezw. den Angaben D. G. Kurzes*) beanspruchten um 1898 für sich: die Londoner Mission 34 000 Samoaner (6500 Members und 27 500 Anhänger), die Wesleyaner 8000, die Maristen 5000, also zusammen 47 000, während nur 35 000 Eingeborene überhaupt vorhanden waren, also 12 000 in der Phantasie der Berichte schwebten. Das erinnert an die englischen Besitzansprüche (Seite 194) und fordert zu einer Kritik heraus. Eine solche Kritik religiöser Angelegenheiten ist eine heikle Sache, die im Allgemeinen besser unterbleibt; aber hier ist sie geboten, da sie bereits vielfach öffentliche Discussion hervorgerufen hat, mit der Politik und Geschichte Samoas eng verknüpft und für die Zukunft Deutsch-Samoas von Bedeutung ist.

Dass jede Mission in gewisser Beziehung politisch eine Bedeutung hat, ist selbstverständlich und berechtigt; denn auch der Sendbote des Christentums besitzt ein irdisches Vaterland, nationales Empfinden und Liebe zur Heimat. Darum ist es a priori zweifellos, dass die englischen Missionsgesellschaften, ebenso wie die französischen Maristen, den Samoanern, mindestens unbewusst mit ihrem ererbten nationalen Charakter und Beispiel, aber auch bewusst nach Gewohnheit, Erziehung und Ausbildung, als Repräsentanten ihrer Heimat entgegentraten. Das konnte und kann ihnen Niemand verargen, das thun auch unsere deutschen Missionare in unseren Kolonien, ja es wird von ihnen erwartet. Die Zahl deutscher Sendboten in fremden Kolonien ist nicht gross. Jeder Staat pflegt sich seine Schutzgenossen selbst zu erziehen und zu bekehren. Das trifft nun für Samoa nicht zu; denn hier haben Engländer, Amerikaner und Franzosen — nur in der Konkurrenz schwere — Arbeit vollbracht und als Pathen bis zur Confirmation des Deutschtums gewacht. Dafür aber brauchen wir uns nicht verpflichtet zu fühlen; denn die Missionare als solche haben ihrem Zweck in idealem Sinne gedient und nach Gebühr auch den Lohn in Befriedigung durch edle

*) „Samoa; das Land, die Leute, die Mission“.

Arbeit selbstloser Nächstenliebe vollauf zu finden Gelegenheit gehabt. Sind sie aber damit zufrieden? — Die Maristen sind, obwohl französisch und katholisch, sicher mit dem Siege der deutschen Sache sehr zufrieden gewesen, hoffentlich auch noch! Das ist an sich, wie schon gesagt, eigentlich sonderbar, besonders insofern, als hier auf dem meerisolierten Boden, selbst während der schroffsten nationalen Gegensätze daheim, die Franzosen meist officiell auf Seiten der Deutschen standen — wenn deren Aussichten günstig schienen d. h. nicht eine Annectierung von anderer Seite den Stand des Freundschafts-Anerkennens beeinflusste und Abwechslung geboten erscheinen liess; dann ging der Zeiger wohl auch mal nach Osten — amerikanwärts herum; — solche Veränderungen hielten jedoch in der Regel, wie wir aus der Geschichte ersehen können, nicht lange an, wenn sie auch selten zu Gunsten des Normalstandes lange ganz ausblieben. Das ist ebenso erklärlich wie Notwehr — nichts weiter als Selbsterhaltungstrieb. Wurde Samoa englisch, dann war das Ende der Maristen auf Samoa besiegelt; der Sieg der anglicanischen, mindestens der Londoner Konkurrenz gesichert. Wurde Samoa amerikanisch, dann war auf eine gewisse unionistische Toleranz zu hoffen, es war das kleinere Übel und schloss nicht die weitere Existenzmöglichkeit aus, wenn auch natürlich nichts zu gewinnen war. Siegte die deutsche Sache, dann ging auch den Maristen der Stern der Hoffnung auf; denn die nationalen Gegensätze zwischen der englischen Mission und nicht englischer Kolonialpolitik liess eine Zusammenwirkung dieser beiden Faktoren, eine Bevorzugung der englischen, wenn auch protestantischen Rivalen ausgeschlossen erscheinen. Das durften die Maristen schon aus dem Wesen ihrer Gegner schliessen. Dass Samoa französisch wurde, war, wenn auch einst der fromme Wunsch der Maristen, nicht zu erwarten, ergo — liebten sie deutsch!

Die Methodisten haben sich an den politischen Conspirationen und Fragen weniger beteiligt, ihnen wäre eine Angliederung an die australischen Kolonien, danach die amerikanische Hoheit am liebsten gewesen, und somit ist auch jetzt ihr Wunsch — teilweise erfüllt.

Die Londoner Missionsgesellschaft und auch die Wesleyaner als Vertreter der noch samoalüsternten australisch-neuseeländischen Kolonien, haben naturgemäss, wie überall, für die englischen Scheunen gesät; das mit gutem Recht, solange die Wahrscheinlichkeit einer Änderung und keine anderweitigen Besitzansprüche vorlagen. Sobald das aber der Fall war und der deutsche Adler seine Kreise über Samoa zog, deutscher Handel und deutsche Pioniere die Inseln dem Weltverkehr erschlossen, da entflamte im Missionsherzen neben der christlichen Nächstenliebe auch die hässliche Flamme nationalen Neides und die Sorge nicht nur um Englands, sondern auch um die eigene Stellung; denn Samoa bildet, das muss man

berücksichtigen, den eigentlichen Lebensnerv der Londoner Mission in der Südsee, den zu erhalten diese, wie das Mutterland, stets mit allen Mitteln bestrebt war und sein wird. Malua war und bleibt zunächst noch ein festes englisches Bollwerk.

Die anglicanische Mission ist und war stets der politische Pulsometer Albions, ihre Missionare sind mit wenigen Ausnahmen — wenigstens auf Samoa — nicht nur Lehrer und Mehrer des Evangeliums, sondern auch politische Agenten. Wer das noch in anerkennenswerter Sympatie für das Missionswerk und nach den Berichten der Missionare bezweifelt hat, wird durch die letzten Jahre der Samoageschichte belehrt worden sein. Einer der sichersten Beweise, wie fest man in den neunziger Jahren auf eine Annexion Samoas durch England rechnete, — auch daran zweifelten bis in die letzte Zeit Manche — war für Unbefangene die Errichtung der grossen kostspieligen Jubiläumshalle in Malua von 1895—97, ein Werk, das zweifelsohne nicht für Deutsch-Samoa bestimmt war. Der politische Charakter der englischen Missionare hat in den letzten zwanzig Jahren vielfach drastische Bethätigung — andererseits und sogar bei ernstern, besonnenen, keineswegs deutschfreundlichen Engländern und Amerikanern nicht immer Beifall gefunden. Wahrhaft und in seiner ganzen Grösse aber ist er erst durch die letzten Wirren erblüht, die nur den Zweck hatten, die Wahl des katholischen Mataafa zum König zu Gunsten eines unreifen Werkzeuges der Mission zu hintertreiben.

Der massgebende Missionar Revd. Newell versuchte im December 1898 wiederholt den sterbenden Malietoa zu einer letztwilligen Bestimmung zu veranlassen, in welcher dieser seinen vorerwähnten Verwandten Tanu als seinen Nachfolger zum König von Samoa ernennen sollte. Malietoa war aber in seiner letzten Stunde Samoaner genug, um diese, allen Traditionen und Gewohnheiten spottende Zumutung standhaft abzulehnen und den Rechten und Pflichten der Tumuas und Pules nicht vorzugreifen.

Dass die englischen Missionare auch kaufmännisch sehr tüchtig und gute Finanzmänner sind, kann man schon ihren Berichten entnehmen, die meist recht befriedigende Abschlüsse ergeben und beweisen, dass die Mission auf Samoa gut wirtschaftete. Es ist erstannlich, welche Summen die Samoaner aufbrachten, wenn die eingeborenen Missionare (faifeau) für Missionszwecke Geld brauchten und erhoben. Dazu dienten in besonderen Fällen besondere Veranstaltungen. Die Kirchensteuern wurden durch die sogenannte Maicollecte erhoben, aber nicht im Mai, sondern nach der Hauptkoproernte, gegen Ende des Jahres, und sie ergab meist recht bedeutende Summen. Zu dieser Jahreseinnahme der Mission kommen dann noch Überschüsse aus dem Verkauf von Bibeln, Lehrbüchern, Medikamenten etc., Geldstrafen und grosse Missionsfeste zu Malua,

wobei die Festesfreude die Teilnehmer zu besonderer Freigebigkeit willfährig macht, da ein förmlicher Wetteifer im Geben erweckt wird.

Im Jahre 1894 besuchte der Missionsdampfer, der aus Anlass des Centenarjubiläums der Londoner Missionsgesellschaft gebaut worden war und von den Missionsgemeinden bezahlt werden sollte, auch Samoa mit grossem Erfolge; denn die noch fehlende Summe von ungefähr 50000 Mk. war durch Besichtigungsgelder in ungeahnt schneller Zeit zusammengebracht, wie auch die 47000 Mk. für die Jubiläumshalle in Malua.

Während die samoanische Regierung trotz aller Versuche niemals die Kopfsteuern von 1 Dollar auch nur annähernd einzutreiben vermochte, erlangte die Mission Alles — weil sie es verstand. Das muss man ihr nachrühmen; und darin liegt auch eine tiefe Bedeutung für das Verständnis der Missionare, die Eingeborenen sich unterthan zu machen, Einfluss auf sie zu erlangen und ihn auszuüben. — Die Wesleyaner haben das nie in ähnlichem Grade verstanden; und die anspruchslosen Maristen noch weniger.

Die Vielseitigkeit des Bekehrungswerkes, die dadurch bedingten stillen Fehden, lassen die Christianisierung und Missionsarbeit auf Samoa in einem unschönen Lichte und ihre Erfolge zweifelhaft erscheinen; und sie sind es auch bis heute geblieben; in gewisser Beziehung kann man sie sogar negativ nennen.

Wenn auch, wie gesagt, nominell fast alle Samoaner Christen — oder Mormonen — sind, so fliesst doch in den meisten noch echt samoanisches Blut; die alten Traditionen und vorchristlichen Ideen leben in ihnen, wenn auch verborgen, trotz der Taufe noch fort. Manche als Unsitte von den Missionaren bekämpfte Landessitte ist grösseren moralischen Schäden gewichen, sodass oft die Frage berechtigt erschiene, ob die Eingeborenen von einst mit ihren nach christlicher Anschauung schlechten Sitten, nicht thatsächlich glücklicher und besser waren als viele der heutigen Christen, die doch nur halbe Christen sind.

Das empfinden die Apostel des Christentums auch selbst; und die katholischen Missionare haben daher bald einen langsameren Weg eingeschlagen als ihre englischen Kollegen; sie haben auf Ausrottung vieler fester, von dem samoanischen Charakter unzertrennlicher Gewohnheiten zunächst verzichtet und im Allgemeinen eine grössere Liebesarbeit seelischer Art geübt, ihren Anhängern das Recht gelassen, Samoaner zu bleiben. Mehr erreicht haben sie damit allerdings auch nicht, aber weniger zerstört; sie haben keinen Einspruch gegen das Tätowieren erhoben, weil nicht tätowierte Männer von tätowierten nicht als Männer betrachtet werden; sie dulden die Tänze und harmloseren Belustigungen der Jugend, weil diese ohne sie zur Scheinheiligkeit und Langweile getrieben wird; sie lassen ihren Anhängern ihre gewohnte Bekleidung bezw.

schreiben ihnen keine Vermehrung derselben vor; sie gestatten ihnen, sich auch am Christensonntag zu erfreuen; und sind ihrer Gemeinde Freund und Berater.

Die anglicanische Mission dagegen sucht die alten Sitten auszurotten und erstrebt dabei aus den fröhlichen, harmlosen Naturkindern steife Puppen, gehorsame Unterthanen, willige Werkzeuge zu machen — und zu herrschen. Sogar der natürlichste Schmuck, Blumen zu tragen, war den Mädchen nach dem Bericht der grossen amerikanischen Forschungs Expedition von den englischen Missionaren schon in den dreissiger Jahren verboten worden. (but the use of flowers as ornaments has been interdicted by the [missionary teachers]!) Die meist verheirateten Missionare sind die Herren der Gemeinde, hochgeachtet und fast gefürchtet; ihr Einfluss ist bewunderungswürdig; und Manche von ihnen empfinden auch warmes Interesse für ihre Gemeinde-Mitglieder.

Den an sich edlen und besten Absichten der Mission entspricht nicht immer ihr Erfolg in moralischer und socialer Beziehung. Dagegen kann man ihnen in anderer Beziehung eine grosse Bedeutung nicht absprechen: Die Mission kann und soll einen Schutzwall gegen die socialen Schäden bilden, die das samoanische Volk von aussen in Gestalt roher, minderwertiger Elemente bedrohen. Das ist eine schöne und grosse Aufgabe, eine christliche Kulturmission; denn von dieser Seite kommt das Verderben und weit unchristlicherer Einfluss als ihn die alten Sitten ausüben.

In wieweit die Mission durch geistig erzieherische Arbeit den Samoanern social und wirtschaftlich von Vorteil ist, lässt sich schwer sagen; immerhin ist ein Fortschritt auf dieser Seite zu wünschen mit Rücksicht auf die allgemeine Entwicklung des geistigen Lebens auf den Inseln und die natürliche Anlage der Samoaner, die rasch und gern lernen — solange es ihnen Vergnügen macht; als Arbeit ist ihnen auch das Lernen nicht angenehm.

* * *

„Sein — oder nicht sein“ das ist auch hier die Frage in Bezug auf alle unsere friedliche Kolonisationsarbeit gefährdenden Faktoren. Jetzt kann es nicht mehr heissen „hie deutsch, hie nicht-deutsch“, sondern „gutdeutsch“ ist die Parole; wer sich ihr widersetzt, missachtet die Obrigkeit, und muss die Folgen tragen. Jetzt handelt es sich nicht mehr um collidierende politische Interessenfragen, nicht mehr um Anerkennung der deutschen Herrschaft, sondern um rein praktische Verwaltungsfunktionen. England hat auf Samoa verzichtet; die englische Mission hat national-politisch ihre Rechte verloren. Wird sie sich darein finden? Wird sie dem Wunsch entsagen, dass es nicht für immer so bleiben möge? Das sind

Fragen, von denen nicht nur das „Sein oder nicht sein“ der englischen Mission, nicht nur die Autorität der deutschen Verwaltung, nicht nur die Ruhe der Eingeborenen, die wirtschaftliche Entwicklung unserer neuen Kolonie, sondern die Zukunft Samoas abhängt. Soll Samoa deutsch werden und bleiben, dann giebt es nur die beiden Möglichkeiten: entweder die Mission wird deutsch oder — verabschiedet. Möge sie selbst die notwendige Einsicht haben, um den zweiten Weg zu vermeiden.

Wir brauchen die Londoner Mission auf Samoa nicht. Das Wohl und Gedeihen der Inseln ist von ihr unabhängig; auch die Samoaner würden sich ohne Murren, falls sie nicht wieder aufgehetzt werden, einem neuen Wechsel unterwerfen. Ob es sich empfehlen dürfte, die Methodisten an ihrer Stelle zu stärken, ist zweifelhaft — lieber nicht; denn sie sind durch ihre Centrale in Sydney stark mit den australischen Kolonien liiert. Die protestantischen Samoaner zum Übertritt zur katholischen Confession zu veranlassen, würde sich natürlich nicht empfehlen, wenn das auch für diese selbst ohne grosse Bedeutung wäre, sogar die damit verbundene einheitliche Bekehrung und Leitung mancherlei Vorteile hätte, solange die Mission treu und fest zur Regierung hält und mit dieser gemeinsam arbeitet. Jedenfalls stehen uns die Maristen in nationaler Beziehung am nächsten, da sie sich jetzt auf das deutsche Missionshaus in Meppen (Hannover) stützen und von diesem durch deutsche Missionare versorgt werden können.

Lehrer und Schüler.

Die eingeborenen Geistlichen und Lehrer (teacher) werden in den Seminaren ausgebildet, die sich in Malua und Leulumoenga (London Mission), Lufilufi (Methodisten) und Apia (Maristen) befinden. Ausserdem besitzt jede Missionsgesellschaft noch andere Lehrinstitute, Knaben- und Mädchenschulen. — Im Seminar zu Malua wurden bis 1900 fast 2500 Zöglinge ausgebildet. Gegenwärtig sind über 100 Seminaristen daselbst. Die London Mission zählt etwa 200 Teacher, die Wesleyaner haben gegen 70 und die Maristen circa 100 geistliche Lehrer. Die London Mission und die Maristen haben ausserdem in ihren Mädchen- und Schwesternschulen eine Anzahl weiblicher Hilfskräfte ausgebildet, wobei auf katholischer Seite 10 weisse Schwestern mitwirken.

In den Missionsseminaren und geschlossenen Missionsschulen wird ziemlich fleissig gelehrt und gelernt. Im Übrigen aber hat's damit gute Weile. Am meisten Neigung zum Lernen haben die

Mädchen. Im Allgemeinen haben die Eingeborenen überhaupt Lust dazu, aber nicht immer „Zeit“ zum regelmässigen Schulbesuch, und auch die Lehrer sind oft ausserdienstlich verhindert, obgleich sie es äusserlich, d. h. in den Berichten, mit ihren Lehrpflichten sehr genau nehmen. Da die Besoldung der Lehrkräfte aber entschieden viel zu wünschen übrig lässt, so fehlt eben doch der richtige Eifer; denn rein von Idealen leben selbst die Samoaner nicht, nachdem sie in Seminaren höhere Weisheit genossen haben. Daher suchen sich manche, besonders Halbblut-Teacher eine Nebenbeschäftigung als Händler oder Agenten; denn dabei kommt ihnen auch ihre Missionstellung zu statten. Sie können z. B. ihren weiblichen Gemeindegliedern an's Herz legen, in die Kirche und in den Unterricht nicht ohne Hut oder barfuss zu kommen, sich immer frische Lavalavas, Hemdchen oder Jacken anzuziehen, die Kopra nicht an andere zu verkaufen als an ihren Gemeindegliedern u. s. w. Das macht nichts; warum sollen die Teacher der London Mission z. B. nicht die Neigung ihrer Vorbilder, von den Gläubigen Steuern zu erheben, in dieser entschieden noch mühevolleren und umständlicheren Weise teilen und jenen nacheifern. Die weissen Missionare erheben Geldstrafen, Kirchensteuern bei grösseren Versammlungen — die klugen Teacher: Handelsteuern in ihrer Art, und sei es mit gefüllten Gewichten beim Koprakauf, solange die Eingeborenen es sich gefallen lassen.

Trotz des Fehlens auch schwer durchführbarer fester Schulordnung und eines Schulzwanges, was allerdings auch mehrfach angestrebt und, von Versäumnisstrafen begleitet, von einzelnen Missionaren eingeführt worden ist, haben die Bestrebungen der Missionare ganz gute Erfolge aufzuweisen. Lesen und schreiben können heute die meisten Samoaner — sogar gut und schnell*), manche auch ganz gut rechnen. Fast alle Kinder und Erwachsenen sind gross in Bibelkenntnis und biblischer Geschichte. Darin leisten sie Erstaunliches. Viele kennen die heilige Schrift fast auswendig, und den Sprecherhäuptlingen giebt sie schönen Stoff zu Gleichnissen in ihren Reden. Man wird getrost sagen können, dass kaum irgendwo auf dem Erdenrund die Bibel so geehrt und gelesen wird wie auf Samoa, seitdem sie dort übersetzt ist (das ist ein Verdienst der London-Mission). Auch für Naturlehre haben die Kinder und Erwachsenen lebhaftes Interesse; aber darin sind die Lehrer meist etwas schwach. — Wenn man bedenkt, wie viele Unterbrechungen und Störungen durch „wichtige“ Abhaltungen, kriegerische Unruhen u. s. w. der Unterricht erfährt, und wie kurze Zeit die Schüler dabei überhaupt aushalten, so muss man wirklich staunen über das, was die

*) aber nicht mit arabischen Lettern, wie Victor Laverrenz in Nr. 3 (IV. Jahrgang) der Zeitschrift „Das neue Jahrhundert“ behauptete! — sondern lateinisch, wie ihre Lehrer.

Schüler und Schülerinnen lernen. Das ist nur ermöglicht durch ihre leichte Auffassung und — periodische — Neigung zum Lernen.

Der Lehrerfolg wird wesentlich erhöht, wenn es der Lehrer versteht, den Ehrgeiz seiner Schüler als mächtigen Hilfslehrer zu benutzen und dem Können die Bedeutung einer „Ehrensache“ zu geben. Dann sind die Kleinen wie die Grossen: keiner will dem anderen nachstehen, jeder will es besser thun. Daher findet man auch häufig ein Wettsystem in den Unterrichtsstunden mit gutem Erfolge angewandt, besonders beim Rechnen und Schreiben.

Ein guter tüchtiger Lehrer kann mit seinen Schülern auch auf Samoa viel erzielen und ihnen sogar deutsch beibringen. Das kann man in der deutschen Schule zu Apia beobachten, deren Lehrer oft erst diese Klippe überwinden müssen, um das normale Pensum beginnen zu können. Dann aber gehtes auch meist rasch vorwärts — wenn die Zöglinge nicht inzwischen gestreikt haben.

Jedenfalls darf man annehmen, dass sich ein deutscher Schulmeister glücklich schätzen würde, unter seinen Schülern ein Durchschnittsmaterial zu haben, wie das kleine Samoanervolk es in geistiger Beziehung stellt; er würde seine besondere Freude an Aufsätzen und Briefen haben; denn darin sind vor allen die Mädchen gross. Davon als Beispiel nachstehender Brief einer ungefähr 14 jähriges Missionsschülerin in möglichst wortgetreuer Übersetzung:

„Das ist mein Brief an dich Durchlaucht. Ich bin traurig im Herzen, dass du krank bist. Herr K. hat mir gesagt, dass du Schmerzen hast. Ich fühle sie selbst und denke, dass du dulden musst. Oft denke ich an dich, und wenn ich an den Platz des Hauses komme, wo du sonst arbeitetest und ich dir half, da fühle ich Schmerzen. Die Pua (Gardenie) blüht so schön; und ich kann sie dir nicht bringen. Du sendest mir Geschenke und meine Verwandtschaft dankt dafür. Alle lieben dich, und ganz Samoa. Alle freuen sich, dass du zurückkehrst; denn der hohe Missionsherr sagt, dass du bald gesund sein wirst. Du findest in den Mangobäumen dann viele fliegende Füchse, die du schiessen kannst; denn die Mangos sind reif und gut. Schöne Blumen blühen im Busche und du kannst sie pflücken. Ich danke dir nochmals für das schöne Geschenk die Kava im grossen Hause ist für dich bereit“.

Verwaltung Samoas.

E i n s t.

Vor dem Berliner Vertrage gab es überhaupt noch keine Verwaltung auf Samoa im weiteren Sinne. Denn jeder Vertreter der Mächte wollte oder sollte den anderen den Rang ablaufen, und die Ansiedler und Missionare erkannten ebensowenig eine Verwaltung an, wie die Eingeborenen. Viele Köche verderben den Brei! Daher hatte der Berliner Vertrag (14. 6. 89) das für sich, dass tatsächlich eine Verwaltung eingerichtet und wenigstens in gewissem Umfange durchgeführt wurde. Der Apparat war natürlich höchst compliciert und infolge dessen functionierte er auch nur zeitweise ganz, wenschon die einzelnen Betriebe sechs Jahre lang im Gang blieben — bis der überheizte Kessel platzte. Das trat mit Malietoa Laupepas Tode ein. — Die Construction des Apparates war trotz seiner Fehler und Mängel angesichts der zu überwindenden Schwierigkeiten immerhin bewundernswert und charakteristisch, sodass er hier nicht unerwähnt bleiben soll.

Zur Verwaltung von 35000 Eingeborenen und rund 400 Fremden, also dem Personenstand einer kleinen Mittelstadt entsprechend, waren folgende Beamte und Körperschaften erforderlich:

1. ein König (Malietoa Laupepa),
2. ein Oberrichter (Cederkranz, Ide und Chambers),
3. ein Consularboard (drei Consuln — deutsch: Dr. Stübel, Schmidt-Dargitz, Biermann, Schmidt-Leda, Rose),
4. ein Municipalitätspräsident (Senfft von Pilsach, Schmidt, Dr. Raffel, Dr. Solf),
5. ein Municipalrat aus sechs Stadträten,
6. ein Polizeichef — und ein Heer von Unterbeamten jedes besonderen Ressorts.

Wer von den 4 bzw. 6 Ersten die Vorhand hatte, hing vom Stand des politischen Kartenspieles ab, der König kam nie zum Ausspielen; er figurierte nur manchmal als Trumpf, wurde dann aber meistens überstochen. Meistens spielten nur einige Spieler — die anderen passten; nur bei Haupttouren traten alle ein, dann wurde das Spiel aber nie zu Ende gespielt, da keiner verlieren mochte; bezahlt wurde nie, da die Abrechnung immer falsch war. Solange der König nicht „raus“ war, konnte auch keine Partie gewonnen werden.

Am höchsten im Rang und Gehalt stand der Oberrichter, von den Engländern und Amerikanern als „Your honour“, „Euer Ehren“ verehrt; er hatte in Streitsachen zwischen Fremden verschie-

dener Nationalität, sowie zwischen Fremden und Eingeborenen zu richten; aber auch gewisse Einspruchsrechte in die Verwaltungs-Angelegenheiten standen ihm zu. Ihm folgten in der Würde der Consularhof und der Municipalitätspräsident. Der Consularhof führte gemeinsame Controle über politische Angelegenheiten und somit auch über Malietoa und sein Ansehen; er bestand aus dem deutschen, dem englischen und dem amerikanischen Consul und wurde meist ein- oder zweiseitig durch deutsche und englische Kriegsschiffe verstärkt, die gelegentlich zur Unterstützung Malietoas gegen die Rebellenpartei requiriert wurden, im übrigen zur Belebung der Geselligkeit und Erhaltung der Kneipen sowie der Besitzer von Pferden für Sonntagsreiter beitrugen. Der Municipalitätspräsident, zu deutsch Bürgermeister, hatte sehr verschiedene Obliegenheiten. In erster Reihe war er stimmberechtigter Vorsitzender des Stadtrates, dann Berater des Königs und gleichzeitig dessen Finanzminister und als solcher auch Verwalter der Steuern und sonstigen Einkünfte. Ferner fiel ihm die Überwachung der Hafenz Polizei, des schwunghaften Schmuggels, sowie der städtischen Ordnung zu, wobei ihm ein Polizeichef (Marquardt) zur Seite stand. In jeder amtlichen Function durfte der „neutrale“ Beamte darauf rechnen, sich irgendwo unbeliebt zu machen.

Der Stadtrat wurde in drei Bezirken mit je zwei Vertretern gewählt und setzte sich in der Regel entsprechend dem nationalen Zahlenverhältnis der Ansiedler aus drei deutschen und drei englisch-amerikanischen Mitgliedern zusammen. Die deutschen Pflanzungen kamen nicht in Betracht. Der Stadtrat hatte über alle communalen Angelegenheiten Apias zu beschliessen und ausserdem noch eine beschränkte locale Gerichtsbarkeit auszuüben; bei Verhängung von Strafen über 80 Mk. oder 10 Tage Haft war der Obergericht Berufungsinstanz.

Von den weiteren Beamten seien noch erwähnt: ein Gerichtschreiber, als Marschall bezeichnet, Bureaubeamte des Obergerichtes und Municipalitätspräsidenten, ein Lootse, Steuererheber, Polizisten, (meist Halfcasts) u. s. w.

Die Unterhaltungskosten dieser Staatsmaschine waren naturgemäss nicht unerheblich und grösser als die Einnahmen aus Steuern und Abgaben, obgleich auch diese nicht niedrig veranschlagt waren, und unter geordneten Verhältnissen sehr wohl zur Deckung der Verwaltung ausgereicht hätten, da allein die Kopfsteuer — 1 Dollar (4 Mark) auf jeden Eingeborenen, rund 34000 Dollar ergeben hätte — wenn sie bezahlt worden wäre! Da aber einmal selbst nach der neusten Volkszählung Niemand ganz genau weiss, wieviel Samoaner überhaupt leben und eine Personenstandsaufnahme überhaupt mit Rücksicht auf den häufigen Ortswechsel der Eingeborenen sehr

schwierig ist, so kann auch die Erhebung einer Kopfsteuer immer nur sehr relativ sein.

Die Besteuerung des Handels war nach den Grundsätzen des Berliner Vertrages z. T. ziemlich hoch. Als Einfuhrzölle wurden z. B. erhoben für: 12 Flaschen Bier 2 Mark; 1 Pfd. Cigarren 4 Mk.; 1 Pfd. Tabak 2 Mk.; Sportwaffen 1 Stück 16 Mk. Im Allgemeinen 2^o/_o vom Werte. Als Ausfuhrzölle mussten für Kopra 2¹/₂^o/_o für Kaffee 2^o/_o des Wertes entrichtet werden. Dazu kamen noch eine ganze Reihe Jahressteuern für: Boote 16 Mk.; Lagerräume 50—400 M.; Wohnhaussteuer 1^o/_o vom Werte; Hafensteuern etc. und endlich für Gewerbeconcessionen. Ein Wirtshausbesitzer z. B. hatte monatlich 40 Mk. zu zahlen, ein Anwalt jährlich 240, ein Arzt 220, ein Auktionator 160, ein Photograph oder Künstler 48 Mk. Jahresabgaben zu leisten und für jeden nicht samoanischen Pflanzungsarbeiter wurden jährlich 8 Mk. erhoben. Die Gesamteinnahmen der Regierung und Municipalverwaltung betragen 1899 rund 130 000 Mk.

Dagegen erforderte die Verwaltung alljährlich, ohne die Gehälter der Beamten der Mächte, mehr als die Einnahmen. Dazu kamen für Deutschland allein aus Gehältern für einen Consul 24 000, Viceconsul 14 000, Consulatssecretär 6 000 Mk. u. s. w.

Immerhin zeigen die Erfahrungen, dass auch bei einer rationelleren, z. T. niedrigeren Besteuerung und unter geordneten Verhältnissen die Verwaltung unseres neusten Schutzgebietes von diesem selbst leicht bestritten werden kann, umsomehr als mit Sicherheit auf ein stetiges Aufblühen der Production und der Ausfuhr zu rechnen ist.

Dazu kommt, wenn die Eingeborenen erst einmal dauernd beruhigt sein werden und die Vorteile einer einheitlichen, fürsorglichen Verwaltung erkannt haben, erhebliche Entlastung unseres Specialcontos für Samoa durch Entbehrlichkeit der Kriegsschiffe, die seit Jahren im Hafen von Apia stationiert waren, um der englischen Machtentfaltung ein Gegengewicht zu bieten.

Jetzt.

Gegenüber dem bisherigen Apparat ist die Verwaltung Deutsch-Samoa's erheblich einfacher, billiger und besser organisiert. Sie besteht zur Zeit aus dem Gouverneur (Dr. Solf), einem kaiserl. Richter, der gleichzeitig Vertreter des Gouverneurs ist. Dem Gouverneur stehen ein Zollverwalter und ein Polizeimeister, ein Secretär und andere Hilfskräfte zur Seite.

Ausserdem hat sich der Gouverneur einen beratenden Ausschuss von sieben kaufmännischen und landwirtschaftlichen Ansiedlern (2 Engländer) anstelle des bisherigen Stadtrates als Gouvernementsrat erkoren.

Die neue Verwaltung scheint mit Geschick und gutem Erfolge ohne besondere Machtmittel eine Basis zur friedlichen und gedeihlichen Entfaltung Deutsch-Samoas geschaffen zu haben und auch von Seiten der deutschen Ansiedler sich Vertrauens und allseitiger Mitwirkung zu erfreuen. Die seit Jahren mit allen möglichen Mitteln von Kriegsschiffen vergeblich versuchte Entwaffnung hat sich, wie zu erwarten war, auf friedlichem Wege ohne Schwierigkeiten erreichen lassen. Bereits im März 1901 konnte Dr. Solf berichten, dass nach seiner Ansicht die letzten Gewehre abgeliefert seien.

Mit einem tiefen Eingriff in die alten Traditionen und Sippenherrschaften der Samoaner hat Dr. Solf auch für diese eine Verwaltung organisiert, an deren Spitze als Berater des Gouverneurs der greise Mataafa, auf den Titel „Le Alii sili“ d. h. hoher Herr reduciert, steht. Dieser übermittelt seinem Volke die Befehle und Wünsche des neuen Herrn. Mataafa ist ein Häuptlingsrat mit dem alten Namen „Faipule“, aber in neuer Form beigegeben, mit dem er die gesonderten elf Distrikte (itu) des Schutzgebietes beaufsichtigt und verwaltet. Jedem dieser Distrikte steht ein oberster Häuptling „Taitai itu“ vor, dem mehrere „Faamasino“ unterstellt sind. Jede Ortschaft wird von einem Pulenuu (S. 129) und dessen Polizisten „Leoleo“ bewacht; als Gemeindeschreiber waltet ein „Failautusi“ (d. h. wörtlich: schreibe deinen Brief).

Die 11 Distrikte sind folgende:

I. Upolu: Atua (14 Ortschaften), Va'a-o-fonoti (6), Tuamasanga (20), Aana (13).

II. Manono-Apolima (6).

III. Savaii: Faasaleleanga (7), Saleaula (8), Safotu (5), Vaisingano (4), Palauli (8), Satupaitea (10).

Die samoanischen Würdenträger beziehen Gehälter und Prämien. Mataafa hat ein Monatsgehalt von 600 Mk., der Taitai vierteljährlich 120, Faamasino 40, Pulenuu und Failautusi 24 und Leoleo 20 Mk.; Prämien, Straf gelder, Steuerprocente — neuerdings ist für ganz Samoa auch eine Hundesteuer von 4 Mk. erlassen, deren Einkünfte den Pulenuus und Leleos zufallen — verbessern das Einkommen dieser Gewaltigen und steigern ihr neues Pflichtbewusstsein. — Das kann auch ungünstig wirken!

Bei Einteilung in Bezirke und bei der gesamten Verwaltung ist zwar in aner kennenswerter Weise möglichst auf die vorhandenen Institut oinen, Grenzen und Gewohnheiten Rücksicht genommen worden, und Dr. Solf hat auch in anderer Beziehung im Interesse der Ordnung und Verwaltung den Sitten der Samoaner nach Kräften Rechnung getragen; dem verdankt er seine bisherigen Erfolge. Aber Alt-Samoa hat wie zu erwarten war, damit einen schwereren Stoss

erhalten, als durch alle Wirren und Kriege der letzten Jahrzehnte. Das ist ein rühmlicher Erfolg, aber wohl in ethnographischem Interesse zu bedauern; denn es bedeutet den Todesstoss für das interessante und schöne Gebäude des samoanischen Volkslebens, das bisher so standhaft und felsenfest allen Anstürmen und Lehren getrotzt hat; es bedeutet den Anfang zum Ende der Samoaner, die umso schneller von der grossen Weltbühne, auf der sie so manches Mal eine Rolle gespielt haben, zurücktreten und verschwinden werden, je rascher die wirtschaftliche Entwicklung des Schutzgebietes fortschreitet.

Schon nach 10—20 Jahren wird man auf Deutsch-Samoa kaum noch echte Samoaner finden, auf die die Schilderungen der vorstehenden Kapitel passen. Dann wird die Wissenschaft am Grabe dieser ethnologisch-socialen Stätte trauern, aber auch erst recht die Verdienste des besten Samoakenners und zielbewussten Forschers Dr. Krämer schätzen, der in letzter Stunde noch rettete, was zu retten war.

Diese Perspektive darf natürlich die Erschliessung Deutsch-Samoas nicht aufhalten, wenn uns die „Perle der Südsee“ den lang-ersehten Beweis liefern soll, dass sie des Schweisses der Edlen wert ist und sich als Musterkolonie bewährt. Dazu aber muss auch das Mutterland und unsere Kolonialverwaltung zunächst den lange vorenthaltenen richtigen Beistand gewähren und zunächst für eine Festigung der Bande mit der Heimat, für gute Schiffsverbindungen sorgen. Wenn die Anzeichen nicht trügen, dann dürfte Apia bald wieder eine deutsche Verkehrsader erhalten. Im Anschluss daran drängt sich die missliche Hafenfrage in den Vordergrund. Ihre Lösung scheint nicht einfach; zum wenigstens für Apia. Der alte deutsche Vertragshafen Saluafata würde sich noch besser zu einem leidlich sicheren Schiffsasyl umgestalten lassen. Wenig Aussicht auf Erfolg dagegen hat ein kürzlich gemachter und viel besprochener Vorschlag: in der abgelegenen und wirtschaftlich minderwertigen Bucht von Asau auf Savaii einen Hafen anzulegen; es sei denn, dass es sich lediglich um einen Unterschlupf für Schiffe handelt. Tutuila fehlt uns mit Pangopango eben sehr, während es für Amerika relativ wenig Wert hat. Vielleicht lässt sich die Teilung Samoas doch noch einmal rückgängig machen!?

Im ersten Kolonial-Etat hat Samoa keine grosse Liebe gefunden. Es figurierte darin mit 252000 Mk. in Einnahmen und Ausgaben; wovon es 200000 Mk. selbst zu tragen hatte, während ihm nur 52000 Mk. als Patengeschenk bewilligt wurden; das ist zwar für das Schutzgebiet sehr ehrenvoll, aber etwas stiefmütterlich; und der Gouverneur hat daher durch Anziehen der Steuerschraube einigen „Leidtragenden“ Schmerzensrufe entlockt. Sie müssen sich

mit Mephistos Weisheit trösten: „Wo fehlt's nicht irgendwie auf dieser Welt? Dem dies, dem das; hier aber fehlt das Geld!“

Die Eingeborenen haben mit vorbildlicher Bereitwilligkeit ihren Dollar bezahlt. — Im Allgemeinen sind die alten Steuersätze beibehalten; eine wesentliche Erhöhung hat jedoch der Einfuhrzoll auf 10⁰/₀ des Wertes, und die Waffensteuer erfahren. Dafür ist die Ausfuhrsteuer aufgehoben. Jedenfalls hat das Reich nach Massgabe der bisherigen Ausgaben für Samoa bereits im ersten Verwaltungsjahre mindestens im Marineetat erhebliche Ersparnisse gemacht — auf Kosten des Handelsumsatzes und speciell der Gasthäuser Apias. Das ist kein Fehler!

Wenn es geboten erscheint, dann sollte unserem jüngsten Kolonialkinde daher auch, nachdem so viele Millionen zwecklos dafür ins Meer geworfen sind, alles bewilligt werden, was zu seiner guten Erziehung geboten ist. Mit falscher Sparsamkeit haben wir dabei genug schlimme Erfahrungen gesammelt!

Handel.

Wenn man bedenkt, welche Summe verderblicher Faktoren, erschütternder Ereignisse und dauernder socialpolitischer Ungunst seit Jahrzehnten auf die lieblichen Samoa-Inseln eingewirkt haben, dann muss man zugeben, dass die Inseln wirtschaftlich eine eiserne Gesundheit haben. Das beweist der Handel und vor allem die Statistik des Kriegsjahres 1899. Darüber berichtete das amtliche deutsche Kolonialblatt:

„Wenngleich die kriegerischen Unruhen des Jahres 1899 eine über mehrere Monate sich erstreckende völlige Stockung im Handel von Samoa herbeigeführt hatten, ist doch das Bild, das die in dem amtlichen Gouvernementsblatt vom 15. März 1900 veröffentlichte Statistik von der Ein- und Ausfuhr giebt, ein erfreuliches. Dank einer ungewöhnlich reichen Kopraernte sind die Ziffern der Ein- und Ausfuhr die höchsten, die seit der ersten Aufstellung amtlicher Statistiken im Jahre 1892 erreicht wurden. Der Wert der eingeführten Waaren, die im Lande verbraucht wurden — also abgesehen von den durchgehenden Gütern — belief sich auf 2141 004,73 Mark; das bedeutet eine Zunahme gegenüber dem ungünstigsten der Vorjahre (1896) von rund 898 000 Mark, dem günstigsten der Vorjahre (1894) von rund 297 000 Mark.

„Für den Absatz an die Eingeborenen kommen in erster Linie Kleidungsstoffe in Betracht, daneben als Masseneinfuhrartikel Hartbrod (Biskuits), Salzfleisch, konserviertes Fleisch, Nahrungsmittel, die von den Samoanern, wenngleich der Grundstock ihrer Mahlzeiten aus den Erzeugnissen des Landes, Taro, Yams, Zuckerrohr, Brotfrucht bestehen,

hoch geschätzt und namentlich bei festlichen Gelegenheiten in grossen Mengen verbraucht werden. Die Eingeborenen Samoas haben sich infolge der schon seit 70 Jahren bestehenden Beziehungen zu Weissen manche Bedürfnisse zu eigen gemacht, denen man bei Völkern, die eben erst in den Verkehr einbezogen werden, nicht begegnet. So sieht man allabendlich fast in jeder samoanischen Hütte eine Lampe brennen, viele samoanische Familien besitzen in ihrem Inventar eine Nähmaschine, die von den Frauen und Mädchen geschickt gehandhabt wird. Ausserordentlich gross ist der Bedarf an Regenschirmen, die zum Schutz gegen Regen und Sonnenschein dienen, zugleich aber auch als Zeichen einer gewissen Vornehmheit gelten und deshalb von beiden Geschlechtern sehr begehrt sind.

„Es ist anzunehmen, dass die Einfuhr, nachdem die langersehnte politische Ordnung in Samoa eingerichtet ist, von Jahr zu Jahr zunehmen wird. Denn das Kaufvermögen der Bevölkerung muss, wenn sie sich jetzt ungestört der Bearbeitung ihres Landes und der Ausnutzung ihrer Kokospalmenbestände zuwendet, naturgemäss sich erhöhen.

„Wie erwähnt, war das Jahr 1899 (wie 1894) der Ertragsfähigkeit der Cocospalmen besonders günstig, was, da Kopra bis jetzt das einzige Massenausfuhrerzeugnis darstellt, eine starke Steigerung des Werts der Ausfuhr im Gefolge hatte. Er betrug 1488960,90 Mark und übertraf damit den Ausfuhrbetrag des ungünstigsten der Vorjahre (1893) um rund 893000 Mark, des günstigsten der Vorjahre (1894) um rund 420000 Mark. (Die Gesamtausfuhr überhaupt betrug rund 1770000 Mark.) Die Menge der Kopra, die verschifft wurde, belief sich auf 7792 Tonnen und überstieg den Durchschnittsjahresertrag um rund 2000 Tonnen (zu 20 Ctr.). Der grösste Teil der Kopra wird von den Eingeborenen bereitet, die in primitivster Weise das Mark der Cocosnuss an der Sonne dörren. Etwa 2000 Tons sind auf den Pflanzungen der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft in geordnetem Pflanzungsbetrieb gewonnen worden. Neben der Kopra finden sich unter dem Ausfuhrgut noch frische Früchte, Bananen und Ananas, verzeichnet. Diese Ausfuhr, die einen Wert von 16346,40 Mark ausmachte, richtete sich ausschliesslich nach Auckland, wohin einmal im Monat eine schnelle Beförderungsgelegenheit (5 Tage) sich bot.

„Neben dem eigentlichen Handel von Samoa, auf den allein sich die vorstehenden Zahlen beziehen, bewegt sich noch ein nicht unbedeutender Durchfuhrhandel nach und von den anderen Südseeinseln. Ausserdem wurden Bedarfsartikel für Schifffahrt, insbesondere Kohlen, im Wert von 163993,20 in Apia gelandet, jedoch, ohne als Einfuhrgut behandelt zu werden, an im Hafen liegende Schiffe abgegeben.

„Von der Gesamt-Einfuhr (523900 Dollar — zu 4 Mk.) kamen Waren für 78194 Dollar aus Deutschland, für 6000 aus England, 89037 aus den Vereinigten Staaten von Amerika, 12483 aus Tonga, 200628 aus Neu-Süd-Wales, 128623 aus Neu-Seeland. Von den Ausfuhrgütern (442276 Dollar) gingen nach England für 150405, nach den Vereinigten Staaten für 38357, nach den Azoren für 194038, nach Neu-Süd-Wales für 127188, nach Neu-Seeland für 137651 Dollar.“

Es ist zweifellos, dass das Kriegsjahr noch einen bedeutend besseren Handelsabschluss gegeben hätte, wenn der Krieg die Eingeborenen nicht so lange von ihren Dörfern fern gehalten hätte. Während in den Gegenden, wo Krieger in grossen Mengen versammelt lagen, alle nur aufzutreibenden Produkte als Nahrungsmittel requiriert wurden, wodurch natürlich alle Landeigentümer und besonders die D. H. P. G. in diesen Gegenden beträchtlichen Schaden erlitten, waren in anderen Gegenden gar nicht abzuschätzende Mengen von Cocosnüssen und anderen Produkten dem Verderben preisgegeben, da es dort an Leuten fehlte, die Nüsse zu sammeln, zu schneiden und als Kopra zu verwerten. Alle Landbesitzer Samoas, grosse und kleine, hatten daher grossen Schaden durch den Krieg zu erleiden.

Die D. H. P. G. dürfte sicherlich gegen 100000 M. dadurch eingebüsst haben. Schlimmer wurden natürlich noch die kleineren Besitzer betroffen, die nicht nur ihrer Landesprodukte und Ernte beraubt wurden, sondern auch ihr ganzes Besitztum verloren oder es ohne Schutz der Zerstörungswut aufgeregter Kriegshorden überlassen mussten. Diesen ist besonders eine schnelle und befriedigende Entscheidung in der schon lange schwebenden Schadenersatzfrage zu wünschen.

Die verfügbaren Zahlenangaben und frühesten Berichte sind zwar etwas lückenhaft, aber seit Anfang der siebziger Jahre giebt die Statistik doch Aufklärung und ein sehr interessantes Bild der wirtschaftlichen Entwicklung Samoas. Das ergibt sich schon ohne besondere Erklärung in allgemeinen Umrissen aus nachstehenden Tabellen, deren Zahlen amtlichen Quellen entstammen.

I.

Die deutschen Handelsstationen in der Südsee (J. C. Godefroy & S.) verschifften von den verschiedenen Inselgruppen der Südsee (Tonga, Samoa, Viti, Carolinen, Gesellschafts, Marschall, Ellice) an Kopra, Baumwolle, Cocosgarn, Perlschalen und Schildpatt nach Europa:

	Zahl der Schiffe.	Ctr.	Wert in Mark.
1876	23	220 000	5 209 000
1877	26	275 000	6 103 000
1878	29	330 000	7 021 000

Reinecke, Samoa.

17

II.

Der Handel Samoas und Tongas von 1868—1877 nebst den über Samoa verfrachteten Durchfuhr-Werten.

	Einfuhr		Ausfuhr	
	Gesamt Mk.	deutsch Mk.	Gesamt	deutsch
1868	744 000	740 000*)	760 000	760 000*)
1869	719 840	716 000*)	648 000	627 500*)
1870	856 000	851 200*)	512 000	504 000*)
1873	1 286 000	1 211 800	1 152 000	1 110 000
1874	1 086 000	946 000	1 760 000	1 660 000
1875	1 620 800	1 380 000	2 005 000	1 753 000
1876	1 606 000	1 290 000	2 566 000	2 386 000
1877	1 587 000	1 247 000	2 503 000	2 216 000
Summe	9 505 640	8 382 000	11 906 000	11 016 500
Nicht deutsch		1 123 640		889 500

III.

Die Werte der Ausfuhr in Tabelle II verteilen sich für 1876 und 1877:

	1876	1877
	Mark	Mark
Samoa: deutsch . . .	680 000	733 600
„ nicht deutsch. . .	60 000	118 400
Tonga: deutsch . . .	800 000	831 200
„ nicht deutsch. . .	120 000	130 000
Durchfuhr: deutsch . .	906 000	652 000
„ nicht deutsch		38 200

Diese Tabelle beweist auch das gewaltige Übergewicht der deutschen Interessen auf den Tonga-Inseln.**)

IV.

Die Entwicklung des Handels speciell auf Samoa wird durch nachstehende Zahlen illustriert:

*) Diese Zahlen sind nur Schätzungen.

***) Vergl. S. 191.

	Einfuhr:	Ausfuhr:	
1861 (nach Schätzung Turners)	600 000 Mk.	400 000 Mk.	} einschliesslich Durchfuhr der Produkte anderer Inseln.
1877	740 000 "	851 400 "	
1890	872 520 "	401 000 "	
1891	1 401 240 "	692 940 "	
1892	1 346 360 "	737 120 "	
1893	1 365 000 "	686 520 "	
1894	1 805 560 "	1 265 900 "	
1896	1 243 000 "	1 090 000 "	
1897	1 384 446 "	1 004 632 "	
1898	1 480 750 "	1 141 970 "	
1899	1 803 018 "	1 485 416 "	
1900	1 954 414 "	1 265 799 "	

So sehen wir bei dem Vergleich mit den vorigen Tabellen mit verblüffender Klarheit die Wirkung der im Geschichtsabschnitte geschilderten Ereignisse, Wirren und Missstände; denn die Zahlen von 1890 bis 1894 bleiben relativ erheblich hinter der constanten Entwicklung bis 1877 zurück; und besonders auffallend erscheint der Rückgang der Ausfuhr gegenüber der Einfuhr. Bis 1877 zeigt sich die erfreuliche und für Samoa charakteristische Thatsache, dass erstere die letztere überstieg, dass der Handel Reinerträge lieferte, und zwar, wie die Geschichte des Hauses Godeffroy lehrt, ganz erhebliche Überschüsse.

Die causale Bedeutung der politischen Einflüsse wird grade besonders charakterisiert durch die Verschiebung der Ein- und Ausfuhrzahlen im Vergleich mit einander und durch die anhaltende Steigerung der ersteren. Der relativ starke Aufschwung der Exportziffern, trotz der anhaltenden Wirren, findet seine Erklärung hauptsächlich in der Thatsache, dass die Neukulturen der D. H. P. G. zu tragen begannen und dann in das Stadium der vollen Tragfähigkeit gelangen. Diese normale Steigerung wird ohne äusseres Dazuthun und ohne Rücksicht auf sonstige Kulturen noch etwa 10 Jahre anhalten. 1910 dürften ziemlich auch die jüngsten Cocos-Pflanzungen das Optimum ihrer Leistungsfähigkeit erreicht haben; dann beginnen aber die ältesten schon allmählich zurückzugehen.

Während (Tab. IV) 1890 und 91 die Ausfuhr nicht die halbe Höhe der Einfuhr erreichte, ist sie 1899 auf 85 vom Hundert gestiegen. Dieser Prozentsatz entspricht, ganz allgemein gerechnet, wieder einem erheblichen Übergewicht der Produktion über die Produktionskosten, d. h. einem Reinertrag, der durch den Gewinn an den Einfuhrwerten erzielt wird. Dieser Umsatzwert, bezw. seine commerzielle Bedeutung erhellt am besten aus folgender Specialisierung der Ein- und Ausfuhr für 1897

	Einfuhr:		Ausfuhr:	
Deutsche Kaufhäuser	747 751	54 ^o / _o	910 018	91 ^o / _o
Englische „	217 317	16 ^o / _o	35 213	3 ^o / _o
Amerikan. „	220 756	16 ^o / _o	53 651	5 ^o / _o
Andere „	198 622	14 ^o / _o	5 790	1 ^o / _o
	1 384 446 Mark.		1 004 632 Mark.	

Ebenso überzeugend für das deutsche Übergewicht, das so gern angezweifelt wurde, ist die Statistik der Zölle und Steuern für 1897 (in Mark):

	Deutsche:	Engländer:	Amerikaner:
Einfuhrzölle	45 119 = 65 ^o / _o	5 346 = 8 ^o / _o	10 212 = 15 ^o / _o
Ausfuhrzölle	15 531 = 93 ^o / _o	249 = 2 ^o / _o (!)	860 = 5 ^o / _o
Staatssteuern	5 035 = 60 ^o / _o	1 770 = 22 ^o / _o	592 = 8 ^o / _o
Kommunalsteuern	7 281 = 45 ^o / _o	4 436 = 27 ^o / _o	3 171 = 20 ^o / _o
Sa (Durchschnitt ^o / _o)	72 966 = 72 ^o / _o	11 801 = 12 ^o / _o !	14 835 = 14 ^o / _o

Es dürfte eitel Mühe sein, aus diesen Zahlen berechnete Ansprüche oder gar ein Übergewicht der Interessen Englands und Amerikas ableiten zu wollen. Versucht und behauptet ist das trotzdem!

Für das Jahr 1900 seien noch folgende Specialziffern nach dem Samoanischen Gouvernements-Blatt vom 12. Oktober 1901 wiedergegeben.

Einfuhr.

Im Etatsjahre 1900 sind Waaren, die einem Specialzoll unterliegen, in den folgenden Mengen in den freien Verkehr gesetzt worden:

Biere	60 883,20 l
Spirituosen	12 299,30 l
Stille Weine	9 253,65 l
Schaumweine	1 468,40 l
Tabak	588,10 kg
Cigarren, Cigaretten	686,70 kg
Feuerwaffen	27 Stück
Schiesspulver	242 kg

Ausfuhr.

Landwirtschaftliche Erzeugnisse des Schutzgebietes Samoa.

Benennung des Produktes.	Im Etatsjahre 1900 wurden ausgeführt			Im Kalenderjahre 1899 wurden ausgeführt			Be- merkungen.
	Menge	Wert M. Pf.		Menge in tons	Wert M. Pf.		
Kopra	6450 tons à M. 195	1257	750 —	7 792 a \$ 45 = M. 18855	1469	108 27	1899 mehr: 1342 tons.
Ananas	865 kg à M. 0,50	432	50	}	16 307	48	
Kavawurzeln	2403 kg à M. 2,10	5046	30				
Tabak, von Eingeborenen produziert	354 kg à M. 2,00	708	—				
Roher Kakao in Bohnen	1 552 kg à M. 1,20	1862	40				
Zusammen		1265	799 20		1485	415 75	

Daher mehr im Jahre 1899 219616 Mk. 55 Pf.

Durchfuhr.

Kopra, produciert auf andern Inseln der Südsee:

Im Etatsjahre 1900	840 tons à M. 195,—	= M. 163 800,—
Im Kalenderjahre 1899	322 tons à M. 188,55	= M. 60 713,10
1900 mehr	518 tons	= M. 103 086,90

Die producierenden Interessenten, d. h. die Deutschen, führten 1897 schon, resp. wieder, rund für 162000 Mk. mehr aus als sie an Waren dafür bezogen. Von diesen aber kann nur wieder ein gewisser Procentsatz als „producierend“ im eigentlichen Sinne in Betracht kommen; ein erheblicher Anteil am Import entfällt auch hier auf den Zwischenhandel, der bei den anderen Nationalitäten 46% der gesamten Einfuhr bei einem Anteil von nur 9% an der Ausfuhr bzw. Produktion betrug. Schätzt man den Anteil der deutschen Kaufhäuser an der Einfuhr, abzüglich des Exportbeitrages, gering auf 10 — 15%, so entfallen 50% der Einfuhr lediglich auf den Zwischenhandel resp. auf rein commerzielle

Kalkulation d. h. der Ausfuhr von 1 004 632 stehen thatsächlich nur 692 223 Mk. an Einfuhrwerten gegenüber, ergo: auch 1897 betrug die Produktion der Inseln annähernd $\frac{1}{3}$ mehr als der Produktionsaufwand.

Dieses Exempel mag auf den ersten Blick sonderbar erscheinen; es ist aber rein sachlich und logisch. Die Summe der absoluten Handelsziffern und ihre Gegenüberstellung giebt in kolonialen Gebieten keineswegs ein richtiges Bild von der wirtschaftlichen Bedeutung und Entwicklung; letzteres nicht einmal durch Vergleichszahlen; denn man muss dabei den Kreislauf baren Geldes in Betracht ziehen. Wenn auch die Zahlung in Warenwerten für Produkte an Eingeborene, der Tauschhandel, wegen seines doppelten Gewinnes, stets bevorzugt wird, so lebt doch ein gewisser Procentsatz der fremden Händler von direktem Verkauf der Waren, d. h. er verkauft gegen Barzahlung bezw. gegen Geld, das von den Kunden, also Käufern ihrer Ware, für Landesprodukte erworben ist. — Dieser Umsatz und Geschäftsbetrieb ist deshalb für die Wirtschaftsstatistik völlig belanglos; er participiert lediglich an dem Import als Consumment. Dasselbe gilt für solche Ansässige oder zeitweilige Bewohner, die mit der Produktion, d. h. der eigentlichen praktischen Kultur und wirtschaftlichen Erschliessung des Gebietes, nichts zu thun haben, die nur für eigenen Bedarf am Import beteiligt sind. Hierhin gehören die Missionare, Beamten, Gewerbetreibenden, gewiss Handwerker, Fleischer, Schneider, Gastwirte u. s. w. Angestellte von exportierenden bezw. am Export mitwirkenden Kultur- und Handelsunternehmungen hingegen müssen, da sie an der Produktion und Ausfuhr beteiligt sind, resp. dafür arbeiten und auf Conto des Exportgewinnes bezahlt werden sollen, abgerechnet werden, und ihr Consum an Einfuhrgut fällt der Ausfuhrziffer zur Last.

Ferner müssen gewisse Importklassen, die für die wirtschaftliche Bedeutung und als Tauschwerte nicht in Betracht kommen, z. B. als Genuss- oder Gebrauchsartikel lediglich dem Luxusbedürfnis dienen, vom Vergleich ausgeschlossen werden. Darunter spielen auf Samoa alkoholische Getränke, Bier, Spirituosen und Weine eine grosse Rolle; ihr deklariertes Wert belief sich 1894 auf nahezu 170 000 Mk., also fast 10% der gesamten Importsomme. Mag man auch hiervon wiederum einen Anteil als notwendiges Gewohnheitsbedürfnis abziehen, so fällt doch immerhin das Übergewicht ganz erheblich dem Luxusconto zur Last. Man muss berücksichtigen, dass sich der Verbrauch lediglich auf die Fremden und evtl. noch die Halfcasttrader, also kaum auf über 400 Interessenten verteilt, sodass der durchschnittliche Verbrauch pro Kopf 400 Mark jährlich beträgt. Wenn man Gasthaus- oder Detailverkaufspreise annimmt, dann wäre in Bier umgerechnet, diese Summe allerdings nicht hoch; sie entspräche nicht einmal einer Tagesration von einer Flasche; denn

diese kostet im Ausschank 1,50 Mk., der Bierconsum beschränkt sich aber nur auf eine relativ geringe Zahl und dürfte sich kaum auf 100 Trinker, darunter wieder nur ein Bruchteil regelmässiger Abnehmer verteilen. Der Alkoholgenuss, ausgeschlossen Gin, das beliebte Getränk der Trader, ist in der Hauptsache auf Apia und die gastfreien deutschen Pflanzungstationen beschränkt. — Mit einer gedeihlichen Entwicklung der wirtschaftlichen Lage dürfte der Alkohol in der Statistik bald zurücktreten.

Vertrauensvoll blicken jetzt alle Handelshäuser und Ansiedler in die Zukunft. Die bisher am schwersten von der Ungunst der Verhältnisse betroffene D. H. P. G. sprach in ihrem letzten Geschäftsbericht mit vollem Recht die Hoffnung auf den Beginn einer friedlichen und gedeihlichen Entwicklung der Verhältnisse auf den Inseln aus. Wenn es auch eine schwierige Aufgabe bleiben wird, nach der jahrzehntelangen Zerfahrenheit der politischen Lage auf Samoa die Gegensätze unter den Eingeborenen nach und nach auszugleichen und diese an Ordnung und Ruhe unter den neuen Verhältnissen zu gewöhnen, so kann auch dieser Erfolg bei geeigneter Verwaltung und richtiger Behandlung der Samoaner nicht fehlen. Dabei wird es eine Hauptaufgabe der Regierung sein müssen, die Arbeiterfrage zu lösen, um einer deutschen Einwanderung die Wege zu ebnen und die Produktion der Inseln zu heben. Erst dann wird auch die D. H. P. G. in der Lage sein, von ihren ausgedehnten, un bebauten Ländereien etwas Nennenswertes zu realisieren und weiteren Handels- und Kulturunternehmungen Basis und Beistand zu gewähren.

Krankheiten.

Über die Einwirkung des Klimas und die Gesundheitsverhältnisse auf Samoa sind bereits im klimatischen Abschnitt einige Mitteilungen gemacht. Es erübrigt noch die wichtigsten auf den Inseln vorkommenden Krankheiten kurz zu besprechen:

Das Samoa-Fieber, eine Malaria-ähnliche Erkrankung, tritt besonders häufig im September bis Dezember auf. Diese scheinbar endemische Epidemie, welche nur wenige Fremden verschont, wenn sie einmal contagiös auftritt, ist für die Eingeborenen weit gefährlicher als für jene. Die Symptome äussern sich als periodisch kulminierendes Fieber, das bis über 40° steigt, grosse Apathie und bitterer Geschmack, infolgedessen Abneigung gegen alle Speisen. Die Inkubationszeit ist je nach der Energie individuell verschieden. Die Erkrankung hat mit unserer Influenza die Neigung des Organismus zu Rückfällen gemeinsam, sowie dass sie Erwachsenen im all-

gemeinen an sich weniger gefährlich ist als Kindern. So haben auch die Eingeborenen, wie gesagt, darunter in weit höherem Masse zu leiden, wie sie überhaupt gegen kontagiöse Erkrankungen sehr empfindlich sind.

Neuerdings hat auch die Influenza, bisher in milder Form, Eingang gefunden. — Masern und Scharlach haben unverhältnismässig viele Erwachsene hingerafft, als sie auf den Inseln durch Fremde eingeführt wurden — wohl weil die Immunisierung im Kindesalter gefehlt hat. Die Masern traten zum ersten Male im März 1894 auf, und man schätzt die Zahl der daran gestorbenen Samoaner auf mehrere Hundert. — Dr. Gräffe sagt 1867 in seinen ausgezeichneten Mitteilungen*) über „die Eingeborenen in Bezug auf Rassencharakter und Krankheiten“: „von akuten Infektionskrankheiten sind Ruhr und Diphtheritis häufig; Masern, Scharlach, Pocken, Wechselfieber, alle Typhusformen, Cholera kommen nicht vor.“ — Wie die Masern, so ist auch Scharlachfieber inzwischen als Geschenk der Civilisation auf Samoa eingezogen, und auch diese Kinderkrankheit hat schon viele Opfer gefordert. — In letzter Zeit sind auch die Windpocken, sowie der Keuchhusten auf Samoa constatirt worden.

Früher waren die Pocken im Stillen Ocean sehr verbreitet und auch mehrfach auf Samoa. Daher impften die Missionare dort schon nach Bericht des Missionars Turner im Jahre 1843 alle Eingeborenen, die sie erlangen konnten, und Turner versichert, dass danach niemals mehr Pockenfälle vorgekommen sein. Die geimpften Samoaner erwiesen sich sogar als immun, wenn Schiffe mit Pockenkranken Samoa anliefen.

Im allgemeinen kann das Klima Samoas unbedingt als sehr gesund bezeichnet werden. Besonders Fremde, die sich meist schnell daran gewöhnen, haben selten darunter zu leiden. Bei Tuberkulose, die auch unter den Eingeborenen verbreitet ist, scheint es indessen beschleunigend oder doch fördernd zu wirken; ebenso tritt Gelenkrheumatismus bei dazu veranlagten Fremden in schwerer Form zutage. Dagegen kommt die auf Tahiti so verbreitete Syphilis, trotz der grossen Infektionsgefahr durch Schiffsmannschaft, abgesehen von vereinzelt Fällen, überhaupt kaum vor; ebenso war Gonorrhö selten; sie hat aber mit den letzten internationalen Unruhen zugenommen. Häufiger sind Erkrankungen der weiblichen Sexualorgane und bei fremden verheirateten Frauen Prolaps. Auch der klimatische Bubo tritt periodisch, besonders bei Fremden nicht selten auf. Die infolge Einschleppung aus China auf Hawaii so verbreitete und gefürchtete Lepra (Aussatz), hat glücklicherweise die Samoa-Inseln bis auf vereinzelte Fälle noch verschont. Früher scheint sie indessen zeitweise in leichter Form verbreitet gewesen

*) Journal des Museums Godeffroy Heft VI.

zu sein. Die Gefahr einer Verbreitung durch Chinesen liegt auch für Samoa nahe.

Am meisten gefürchtet ist die Elephantiasis, die auch lange auf Samoa lebende Fremde nicht verschont und nach Ansicht mancher auf den Salzangel samoanischer Nahrung und Speisen zurückzuführen sein soll. Wahrscheinlicher ist es, dass die Ausdünstungen des Bodens in ihrer direkten Einwirkung auf den Körper die Krankheit verursachen; denn die Eingeborenen schlafen auf ebener Erde; d. h. auf dem Steingeröll, das den Fussboden ihrer Hütten bedeckt. Darüber legen sie nur eine oder zwei Flechtmatten aus Palmblättern oder Pandanus. Die nächtliche Ausdünstung der porösen, lockeren Erdschichten ist naturgemäss sehr stark und dementsprechend beobachtet man auch meistens am Morgen starken Thau. Man kann ganz erstaunliche Fälle dieser Bindegewebswucherungen sehen, die hauptsächlich Beine und das Scrotum bei Männern sowie die Brüste und Sexualorgane der Frauen deformieren. Der älteste deutsche Arzt Dr. Funk besitzt eine grosse Geschicklichkeit in Elephantiasisoperationen und hat schon manche Samoaner von riesigem Ballast befreit. Die Krankheit ist mit periodischem starkem Fieber und Schüttelfrost verbunden. Die Eingeborenen führen manche Operationen auch selbst durch successives Abschnüren und Einschneiden aus; allerdings oft mit negativem Erfolge. So gefährlich, wie der Abgeordnete Bamberger 1880 die Elephantiasis als Abschreckungsmittel bei Beratung der Samoa-Vorlage darzustellen suchte, ist sie natürlich nicht. Jedenfalls spielt sie für die wirtschaftliche Bedeutung und Besiedlung Samoas absolut keine Rolle.

Eitrige Augenentzündungen bei Kindern sind sehr häufig, auch Schielen „mataivi“ und Blindheit findet man bei Eingeborenen ziemlich oft. Am häufigsten sind, wie auf den pacifischen Inseln allgemein, Hautkrankheiten, Acne, Flechten, Ekzeme, Herpes, Psoriasis u. s. w. Acne und Flechten am unteren Teil der Beine fehlen selten. Für die Fremden ist der sogenannte „Rote Hund“ besonders in der ersten Zeit ihres Aufenthaltes durch das Jucken der Haut ziemlich lästig; doch gewöhnt man sich bald daran, umsomehr als die Entzündungserscheinung mit der Zeit seltener und schwächer auftritt; sie schwindet meist, wenn man sich nicht dauernd an der Küste aufhält. Die verbreitetste und unangenehmste Hautkrankheit der Eingeborenen, die in erhöhtem Masse die Melanesier heimsucht und auch bei Pferden und Eseln sehr häufig ist, ist der sogenannte „tona“. Es sind das condylomartige Pusteln, die die Haut durchbrechen und so offene feuchtende Eruptionen darstellen, deren Ausscheidung Fliegen anlockt, die dann wahrscheinlich zur Verbreitung der Erreger auf Wunden Anderer beitragen. Der Tona findet sich hauptsächlich an den Extremitäten und zwar überwiegend an den unteren, wo die Verschorfung und Heilung mit

Schwierigkeiten verbunden ist, da die Eingeborenen deshalb nicht auf freie Bewegung verzichten. Künstliche Schorfbildung durch Beizung mit Höllenstein, sowie Anwendung Blut reinigender Mittel, (Calomel, Glaubersalz u. s. w.) erweisen sich, letztere auch prophylaktisch, als günstig. Bei Pferden und Eseln ruft der Tona oft mächtige Wucherungen, nicht selten von Faustgrösse, hauptsächlich an den Vorderbeinen hervor, die nur sehr schwer zu beseitigen sind, und da sie meist blutig, unverschorft sind, Mitleid erregend aussehen.

Der in andern tropischen Gebieten so verbreitete Ringwurm*) ist hauptsächlich auf die melanesischen Arbeiter beschränkt. Die sonst gefürchteten Tropenkrankheiten fehlen auf Samoa fast gänzlich.

Viehhaltung.

Über die Viehhaltung lässt sich nicht viel sagen; sie wurde auch von der D. H. P. G. bisher als direkte Einnahmequelle nicht besonders beachtet, sondern mehr als Mittel zum Zweck der Verwaltung und Pflanzungsbetriebe behandelt.

Im allgemeinen vertragen Pferde und Esel das Klima Samoas sehr gut, und ihre Haltung verursacht wenig Kosten. Nur bevorzugte Tiere bekommen Kraftfutter in Form von Mais, Hafer u. s. w. Die meisten Besitzer füttern ihre Rosse mit Gras, d. h. sie koppeln sie auf Grasplätzen an und überlassen das Weitere ihnen.

Unter dem Rindvieh, das auf den Pflanzungen der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft in grossen Herden gehalten und gezüchtet wird und auch verwildert in den Bergen lebt, macht sich die Tuberkulose (Perlsucht) seit längerer Zeit sehr bemerkbar. Indessen scheinen Impfversuche und Isolierung kranker Tiere, sowie die Einfuhr gesunder Zuchtthiere eine Ausmerzung der Perlsucht in Aussicht zu stellen.

Schaafe vertragen das feuchte Klima Samoas nicht; sie werden lebend von Australien und Neuseeland eingeführt und nach Bedarf geschlachtet.

Ganz vorzüglich gedeihen Schweine auf den Inseln. Das beweist am besten die grosse Zahl der im Busch der Berge wild lebenden Tiere, deren Spuren man dort überall antrifft. Man nimmt an, dass die Schweine schon im achtzehnten Jahrhundert durch Walfischfänger nach den Inseln gelangt sind und sich hier seitdem sehr

*) Über diesen, sowie über sonstige Hautkrankheiten und Elephantiasis giebt die im gleichen Verlage erschienene „Tropische Gesundheitslehre“ von Dr. C. Mense nähere Mitteilungen.

stark vermehrt haben. Die Samoaner sind eifrige Schweinejäger und benutzen dabei mit gutem Erfolg ihre Hunde, die ausnahmslos, welcher Rassenmischung sie auch entstammen mögen, sich ausgezeichnet dazu eignen. Die Schweine werden von ihnen gestellt und von den Jägern möglichst lebend gefangen, gebunden und an die Küste gebracht, wo sie dann, von Steinwällen eingeschlossen, gehalten werden. Die Tiere haben ein Gewicht von 20 bis 80 Kgr. Wenn sie auf der Waldjagd von den Hunden gestellt sind, werfen sich die Jäger auf sie und drücken sie zu Boden.

Geflügelzucht wird verschiedentlich mit gutem Erfolge betrieben. Besonders gut gedeihen Hühner, während Wassergeflügel und Puten bisher sich nicht recht bewährt haben. Für Gänse und Enten fehlen Süßwasserteiche; Puten erweisen sich als ziemlich empfindlich gegen das Klima, sind doch aber mehrfach recht gut aufgek_ommen. Höhere Lagen werden ihnen wahrscheinlich zusagen.

Landesprodukte.

Man darf im allgemeinen annehmen, dass alle tropischen Kulturpflanzen, soweit sie nicht an ganz besondere Lebensbedingungen gebunden sind, auf Samoa gut gedeihen und gute Erträge liefern. Cocospalmen, Baumwolle, Kaffee, Kakao, Bananen und Ananas haben sich bereits vollauf bewährt und nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ hervorragende Ernten gegeben; das Gleiche kann von allen Gewürzpflanzen vorausgesetzt werden. Ingver (*Zingiber officinalis*) ist auf den Inseln verwildert. Muskat, nussarten gehören zur einheimischen Flora und bieten sichere Gewähr für das Gedeihen der echten (*Myristica Moshata* und *fragrans*)-deren Kultur auch heut noch ein Monopol Hollands, hauptsächlich für die Molukken und Java geblieben ist, da anderweitige Versuche, z. B. in Brasilien und Indien, an den klimatischen und Bodenverhältnissen scheiterten und durch Krankheit, wie 1860 in Hinterindien, vereitelt wurden. Die hasel- bis wallnussgrossen Samen der auf Samoa heimischen Arten lassen sich vielleicht selbst schon, wie die amerikanischer Formen, verwerten, wenn ihnen auch das typische Aroma ziemlich ganz fehlt.

Dasselbe gilt für die Gewürznelken (*Jambosa Cariophyllus*), die zahlreiche aromatische Verwandte, besonders Eugenien, auf Samoa haben. Von einigen Eugenia-Arten, „seasea“ etc., sind die Blütenknospen sehr aromatisch; ob diese direkt für den Handel zu verwenden sind ist die Frage, es ist wohl anzunehmen, dass ihr Gehalt an aromatischen Ölen sie dazu geeignet macht, jedenfalls lässt ihre Mannig-

faltigkeit und ihr vorzügliches Gedeihen darauf schliessen, dass auch die eigentlichen Gewürznelken sich schnell einbürgern würden.

Auch der Zimmtbaum (*Cinnamomum ceylanicum*), in der Samoaflora durch eine verwandte, endemische Art (*C. elegans*) vertreten, ist versuchsweise von Kapitän Hufnagel auf der Vailele-Pflanzung mit gutem Erfolg gezogen worden. Desgleichen lassen Versuche mit Vanille mindestens auf gleich gute Kulturerfolge mit dieser kletternden Orchidee schliessen, wie sie von französisch Polynesien (Tahiti, Paumotu) etc. bekannt sind. — Die grosse Menge und Verschiedenartigkeit der einheimischen Pfeffergewächse lässt vermuten, dass auch der schwarze und weisse Pfeffer (*Piper nigrum*) auf Samoa günstige Wachstumsbedingungen finden würde, umso mehr als kletternde *Piper*-Arten „avaava“ schon vorhanden sind. Der spanische Pfeffer endlich (*Capsicum annuum*) ist bereits seit langer Zeit in verschiedenen äusserst scharfen Formen im Küstengebiet verwildert und ein unverwertetes Unkraut mit unendlicher Produktivität.

Nicht weniger günstig sind die Verhältnisse für Faser- und Flechtgewächse. Zahlreiche Vertreter der *Urticaceen* (*Pipturus* und *Böhmeria*, *Laportea*, *Cypholophus*) ferner *Hibiscus* u. s. w. liefern den Eingeborenen Bast für ihre Kleidungsstoffe; Kulturversuche mit anderen Arten haben im allgemeinen gute Erfolge gehabt; die Ramiepflanze, *Böhmeria nivea*, will an der Küste scheinbar nicht recht wachsen, indessen dürften die Sträucher in geeigneten Lagen sich auch gut entwickeln und kultivieren lassen. Auch andere einheimische Bäume und Sträucher, *Ficus* etc. zeichnen sich durch feine, feste, zum Teil silberweisse Bastfasern aus. Die verschiedenen *Musa*- bzw. *Heliconia*-Arten sind bisher als Faserpflanzen völlig unbeachtet geblieben, obwohl speziell die in den Wäldern sehr verbreiteten Arten sehr feste Gefässbündelstränge enthalten, die wahrscheinlich dem Manilahanf von *Musa textilis* an Güte und Festigkeit fast gleichkommen. Das schnelle Wachstum dieser Bergbewohner sichert ununterbrochene Erträge. Auch die als Coir bekannten Fasern der Cocoshülle werden technisch nicht verwertet, vielmehr ihrer grossen Heizkraft wegen zur Feuerung der Kopradarren benutzt oder als Düngemittel den Palmen zurückgegeben. Endlich seien noch die zu Flechtarbeiten, unverwüsthlichen Matten, Körben und Fächern verwendeten Blätter der Cocospalme, des *Pandanus* und der nirgends fehlenden kletternden *Freycinetia*-Arten erwähnt, deren Ausbeutung sicherlich mit Vorteil erfolgen könnte.

Als Färbepflanzen sind bereits vorhanden: *Curcuma longa*, verwildert im Küstenbusch, *Indigofera* an Küstentümpeln und Flussläufen, *Bixa orellana* und *Bischoffia javanica*, welch' letztere gelben Farbstoff liefert, die Bergbanane, *Heliconia Bihai*, mit gerbstoffreichem bläulich-rottem Saft, *Hibiscus rosa sinensis* u. s. w.; ausserdem lassen sich aus manchen Holzsorten Farbstoffe leicht extrahieren.

Der Tabak gedeiht auf den Inseln ausgezeichnet, und wird von den sehr rauchlustigen Eingeborenen viel und mit Sorgfalt kultiviert und präpariert; seine Qualität ist jedoch noch nicht hinlänglich erprobt; indessen liegt kein Grund vor, sie zu unterschätzen, und es ist wohl denkbar, dass in günstigen Jahren wertvolles Kraut zu ziehen ist.

Die Kautschukgewinnung ist von der deutschen Handels- und Plantagengesellschaft mit *Manihot Glaziovii* versucht worden. Der Erfolg scheiterte an der Empfindlichkeit der Bäumchen gegen Wind, dem die Pflanzung stark ausgesetzt war. Eine andere Frage wäre die, ob der Milchsafte der Banyanbäume nicht technisch verwendbar ist oder *Ficus indica* und *F. elastica* mit gutem Erfolge eingeführt werden könnten; an ihrem Fortkommen ist nicht zu zweifeln.

Sehr günstige Erfolge dürfte die Verarbeitung der in vielen Pflanzen reichlich vorhandenen ätherischen Oele verheissen. Eine grosse Zahl von Blüten enthält solche Oele, die schon von den Eingeborenen in primitiver Weise durch Sonnengährung für ihr Parfüm „Samoaöl“ gewonnen werden. Da sind besonders der Baum des Ylangylang, *Cananga odorata*, ferner *Gardenien*, *Eugenien*, *Hoja* etc.; die Blätter von der Kletterpflanze *Alyxia*, die Fruchtkerne von *Parinarium insularum*, die Wurzelknöllchen von *Cyperus longus* u. s. w.

Es liesse sich noch einer Reihe anderer teils auf Samoa vorhandener, nutzbarer Gewächse, teils von Nutzpflanzen aus anderen Gebieten anführen, die sich voraussichtlich zur Kultur eignen werden.

Erwähnt seien noch die Versuche und Vorschläge Herrn W. von Bülow's auf Savaii zur Einführung der Seidenraupenzucht, die von G. Meinecke in der Broschüre „Seidenzucht in den Kolonien“ dargelegt sind. Die bisherigen Erfahrungen berechtigen indessen noch nicht zu einem endgiltigen Urteil über die Bedeutung dieses Produktionszweiges für Samoa.

Kulturland.

Für Kulturen geeignete Flächen bieten die deutschen Inseln noch in grossem Umfange, während Tutuila und die östlichsten Inseln der Manuagruppe arm daran und schon jetzt von den Eingeborenen in hohem Masse zur Produktion herangezogen sind. Upolu und Savaii enthalten sicher noch mindestens 25 000 ha guten Pflanzungs-

landes. Bis jetzt befinden sich etwa 3500 ha unter eigentlicher Kultur. Die Pflanzungen bezw. Nutzungsländereien der Eingeborenen können mindestens auf ebensoviel geschätzt werden.

Die Fruchtbarkeit des Landes ist, so weit es überhaupt für Kulturen geeignet ist, ausserordentlich und bietet in verschiedenen Lagen auch wechselnden Anforderungen entsprechende Vorzüge. Die andauernde Abspülung neuer Verwitterungs- und Verwesungsprodukte sichert den tieferen Lagen andauernd die Zufuhr neuer Nährsubstanzen, so dass im allgemeinen auch der Kulturboden nicht leicht ausgesaugt und arm werden kann, vorausgesetzt, dass er schon eine hinreichende Mächtigkeit besitzt. Die porösen Basalttrümmer im Pflanzungsboden liefern ausserdem selbst immer neue Substanz, teils durch atmosphärische Zersetzung, teils den aufschliessenden Pflanzenwurzeln direkt. Es ist erstaunlich, welche kraftvolle und üppige Vegetation auf dem Kamme der Berge, auf schmalen Bergrücken und Krateringen, aus dem Chaos kahler Steinblöcke hervorsprosst, welche Wachstumsenergie jede Wurzel, jeder Stamm aufbieten muss, um centnerschwere Blöcke zur Seite und auseinander zu drängen. Vergeblich sucht dort das Auge nach dem Urquell solcher Produktionskraft. Viele Basaltblöcke muss man entfernen, um in verborgener Tiefe Spuren fruchtbaren Bodens zu entdecken, welcher den tiefgehenden Wurzeln leicht aufnehmbare Nahrung spendet. Kleinere Gewächse, wie Farne, Kräuter und Sträucher, müssen sich damit begnügen, auf den Steinen selbst Halt und Nahrung zu suchen, und sie finden beides in reichem Masse, das beweist die Mannigfaltigkeit und Stärke dieser Urwaldbewohner. Wenn man diese Üppigkeit des Pflanzenwuchses auf kahler, felsiger Basis sieht, dann muss man unbedingt an eine unerschöpfliche Produktivität der von Erdboden bedeckten Gebiete glauben.

Die Urbarmachung bewaldeter Flächen — denn nur solche können in Betracht kommen, da die erst von Gestrüpp bedeckten Tufflager für Kulturpflanzen völlig ungeeignet sind — erfordert viel Mühe und Arbeit; noch mehr eine nach unseren Begriffen rationelle Bodenbearbeitung. Die Eingeborenen bedienen sich dabei in erster Reihe des Feuers, mit dem sie in trockenen Zeiten dem Urwalde zu Leibe gehen, ehe sie mit Axt und Messer zu arbeiten beginnen. Das Holz, auch der besten Bäume, wird dabei nicht gewürdigt, da ja die dicht bewaldeten Berge das gleiche in Fülle enthalten, und eine Verwertung dieser Schätze in wirtschaftlicher Beziehung bisher noch nicht versucht worden ist. Dennoch dürfte hier eine lohnende Ausbeute möglich und zu empfehlen sein; denn das Holz mancher Bäume zeichnet sich durch besondere Vorzüge an Festigkeit, Zähigkeit und Farbe aus, und ist sowohl für Wasserbauten als Schiffsbaumaterial und zweifellos auch für Möbeltischlerei in hohem Masse geeignet. Allerdings ist die Gewinnung unter Umständen

wegen der Unzugänglichkeit vieler Gegenden mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden, indessen werden sich hierfür wahrscheinlich die Samoaner mit Erfolg verwenden lassen.

Bei der bisherigen Anlegung von Pflanzungen war es üblich, das von Wald gesäuberte Neuland ohne grosse Bearbeitung des Bodens zunächst mit Baumwolle zu bepflanzen, die schon nach einem Jahre Erträge liefert und dann je in zwei Jahren drei Ernten giebt. Die Samoabaumwolle erfreute sich auf dem Markte eines guten Rufes. Gleichzeitig oder bald danach wurden Cocospalmen gepflanzt bezw. Nüsse ausgelegt, die dann nach etwa sechs bis acht Jahren zu tragen beginnen und die Baumwollenstauden unterdrücken die dann im Interesse einer Säuberung des Terrains vernichtet werden.

Das bisher Gesagte dürfte, wenn auch in unvollkommenen Umrissen, ausreichen als allgemeine Charakterisierung des wirtschaftlichen Wertes unserer Samoa-Inseln. Werfen wir nun noch einen kurzen Blick auf die Karte, um mit Rücksicht auf die topographischen und geologischen Verhältnisse die Wichtigkeit der einzelnen Gebiete zu prüfen und zu erwägen.

Das eigentliche Centralgebiet, der vulkanische Rücken der Inseln, worauf auf Upolu reichlich die Hälfte, auf Savaii aber annähernd $\frac{4}{5}$ zu rechnen sind, kann wegen seiner überwiegend steilen Formen und schweren Zugänglichkeit für kulturelle Verwertung nur wenig in Betracht kommen. Allerdings giebt es auf beiden Inseln Höhengebiete, die sich sehr wohl, für gewisse Kulturen vielleicht besonders, eignen, wie das beispielsweise für Ceylon und Java gilt.

Upolu.

Auf Upolu finden sich solche Hochplateaus, allerdings in sehr beschränktem Sinne, auf dem mittleren Höhenzuge vom Le Pua (Lauto) nach Westen. Sie sind gegenwärtig unter dem Einflusse häufiger Niederschläge und dichten Urwaldes sehr nass und vielfach direkt sumpfig durchweicht. Immerhin könnte diese hoch gelegene, wohl einige Quadratkilometer messende Fläche unter Umständen für gewisse Anlagen wertvoll sein. Man kann sie schon jetzt zu Pferde erreichen. — Wenden wir uns dem zunächst und als massgebend in Betracht kommenden Küstengebiete zu.

Der östliche Teil Upolus bietet, soweit er hier in Betracht kommt, für Kulturen die günstigsten Bedingungen: tiefe Bodenkrume und andauernde Bewässerung, sowie viele kleine Flüsse und Bäche. Leider aber sind günstige Landungsstellen, selbst für Boote, sehr vereinzelt. Auf der Südseite besitzt er, mit wenigen Unterbrechungen, ein 1 bis 2 km breites, etwa 20 km langes, leicht ansteigendes Küstengebiet, das gute Bebauungsflächen von mindestens 3000 bis 4000 ha bietet. Die etwa 8 km lange Ostküste selbst ist ebenfalls meist flach, sie steigt aber bald zu den östlichsten Vorlagerungen

des Centralkammes an. Doch dürften die Berglehnen hier ziemlich bis zu den Bergrücken gutes Ackerland gewähren. Die Nordküste ist auf 20 km Luftlinie meist steil und bergig. Nur an den tief in das Land einspringenden Buchten von Tiavea, Uafato und Fangaloo sind schmale, flache Landstreifen vorhanden, die sich, landeinwärts ansteigend, allmählich verjüngen und schliesslich als enge Thäler und Schluchten endigen. Die hier für Kulturen geeigneten Stellen sind zumeist schon von den Eingeborenen ausgenutzt.

An die malerische Bucht von Falefā grenzt eine sich weit in das Innere der Insel erstreckende Ebene um Falevao, die sich zwischen bergigen Vorlagerungen der Küste und den steilen Erhebungen des Centralstockes etwa 10 km weit nach Westen ausdehnt und sicher 1500 bis 2000 ha ausgezeichneten Kulturlandes — wahrscheinlich des besten auf Samoa überhaupt — umfassen dürfte. Diese viel versprechende Gegend ist durch zwei Flussthäler auch mit dem Hafen von Saluafata verbunden und deshalb zur Anlegung einer Pflanzung so geeignet wie kaum ein anderes Gebiet. Weiter nach Westen zu treten wieder auf eine Strecke von 8 km die Ausläufer des Hauptkammes mit steilen Wänden an das Meer heran, und ausser den sie trennenden Flusstälern bieten sie wenig für Kulturen geeignetes Land; zum mindesten sind die aus Lavaströmen gebildeten Rücken relativ arm an Ackerkrume — wie dies auch noch für einen Teil der Vailelepflanzung gilt — und zum Teil mit braunem, sterilem Tuffmantel bekleidet. Weiter landeinwärts ist das Terrain zwar fruchtbar, aber stark zerklüftet und schwer zugänglich, von den Eingeborenen aber stellenweise für Taropflanzungen benutzt.

Bei Vailele, der eben erwähnten Pflanzung der D. H. P. G. beginnt die nur durch den Apiaberg und eine kleine westliche Erhöhung unterbrochene nordwestliche, allmählich ansteigende Flachküste, die bis an das Westende der Insel reicht. Von hier aus hört auch die seitliche Gliederung des Gebirges auf, das nun als ein nach Norden und Süden steil abfallender, durch einzelne Krater unterbrochener Rücken sich nach Westen erstreckt und nur durch eine Einsenkung östlich vom Tofua unterbrochen ist. Weiter westlich schiebt dann der allmählich mit kleinen Erhebungen abfallende Kamm vom Tofua aus nach Süden noch ein Vorgebirge mit vorspringendem steilem Küstenabfall zwischen Falelatai und Lefangā vor.

Die Nordwestebene, von dem Apiaberge ausgehend, ist allgemein ziemlich fruchtbar, aber wie schon angedeutet, arm an Wasser und ausdauernden Flussläufen. Der Boden ist ausserdem überwiegend steinig und nicht sehr tiefgründig. Das beste Kulturland dürfte im Westen Upolus die Gegend um den Tofuakrater, sowie das der D. H. P. G. gehörende Land im Saleimoadistrikte enthalten. Die gesamte nutzbare Fläche dieser nur durch wenige

Erhebungen unterbrochenen, langsam ansteigenden Ebene kann man, abgesehen von den bereits bebauten Teilen, sicher auf 10000 ha schätzen.

Was nun den noch nicht erwähnten Teil der Südseite Upolus betrifft, welche, wie schon gesagt, vor der Nordseite den Vorzug grösserer Feuchtigkeit und intensiverer Luftbewegung hat, so kommt nächst der durch den südlichen Ausläufer des Kammes begrenzten westlichsten fruchtbaren Fläche um Falelatai mit 1000 bis 1500 ha Kulturland, hauptsächlich das grosse, 2 bis 5 km tief ins Land reichende, annähernd 12 km lange Gebiet um Lefanga und Safata von etwa 4000 ha und das terrassenförmig ansteigende, von vielen und starken Flüsschen durchzogene Gebiet um Falealili in Betracht, das voraussichtlich auch in höheren Lagen noch für Kulturen recht geeignet ist und je nachdem wohl 3000 bis 6000 ha nutzbares Gelände mit zum Teil sehr günstigen Bodenverhältnissen aufweist, das für Kaffee-, Zimmet-, Thee- und Kakaopflanzungen besonders geeignet sein dürfte.

Die hier angeführten Zahlen können natürlich nur als sehr oberflächliche Schätzungen gelten, und sie sind von relativer Bedeutung. In ihrer Summe ergeben sie ein Areal von rund 2,5 qkm zweifellos geeigneten Kulturlandes. Dabei ist jedoch auf die schon von den Eingeborenen verwerteten Länder keine Rücksicht genommen.

Savaii.

Weit schwieriger noch ist eine Schätzung der nutzbaren Flächen auf Savaii. Hier dürfte vor allem die Ostseite für Kulturen zu empfehlen sein und auch unter Umständen besondere Vorzüge haben. Allerdings sind die Wasserverhältnisse im allgemeinen noch ungünstiger als auf Upolu. Regelmässig laufende Flüsse und Bäche fehlen hier fast ganz; und der nordwestliche Teil der Insel leidet viel empfindlicher unter Regenmangel als der Upolus. Dafür dürften neben den im Osten und Norden nicht fehlenden Küstenebenen hier besonders höhere Lagen günstiges Kulturland bieten, das jedoch in den meisten Fällen schwer oder doch nur auf grösseren Umwegen gut zugänglich ist. Die Bodenverhältnisse sind meist gerade in den höheren Regionen vorzüglich. Einige dieser Hochebenen, wenn man diese Bezeichnung anwenden will, die Upolu nur in geringem Umfange, z. B. am Tofua unterhalb des Lanuto'o, nördlich vom Apiaberge, und auf dem schon angedeuteten Kammgebiete zwischen dem Maunga fia moe und dem Le pua in 500 bis 700 m Höhe besitzt, sind auf Savaii zum Teil recht bedeutend, wenn sie auch durch steile Erhebungen unterbrochen sind. Die grösste Ausdehnung erlangen sie zwischen den beiden nördlichen Höhenzügen zwischen dem Maungaloa und dem Toiavea in einer Höhe von etwa 1200 m.

Reinecke, Samoa.

Man erreicht dieses Gebiet am besten von Norden aus (in etwa acht Stunden), es ist von der Küste ungefähr 25 km (Luftlinie) entfernt. Ob indessen eine günstige Wegeverbindung ohne grosse Schwierigkeiten möglich sein wird, ist die Frage. Die Samoaner kennen zwar einen ziemlich kurzen Aufstieg und eine Art Pfad von der Nord- zur Südseite, aber sie benutzen ihn selbst nur höchst ungern und laufen lieber um die halbe Insel einen Tag oder zwei länger. — Auf Umwegen, geeigneten Ausläufern folgend, ist das Innere der Insel sonst keineswegs schwierig zu erreichen, und auch dort oben kann man ganz gut vorwärts kommen. Der günstigste Zugang zum Innern dürfte von Matautu aus am Panafu, dann nach Westen wendend, gegeben sein. In dieser Wegrichtung berührt man, langsam ansteigend, überwiegend geeignetes Kulturland.

Dieses hochgelegene Gebiet zeichnet sich durch niedrige Temperatur, 13 bis 20° C., und grosse Niederschlagsmenge aus. Dass es sich aber, wie Dr. Krämer auch von den hochgelegenen Flächen von Upolu vermutet, zum Anbau von Kartoffeln und anderen nicht tropischen Kulturgewächsen eignen wird, scheint mir nicht sehr wahrscheinlich, hauptsächlich wegen der andauernden Feuchtigkeit. Dagegen dürften*Reis und Mais dort wohl gedeihen.

Weit vorteilhafter, besonders in Bezug auf ihre Zugänglichkeit, sind hochgelegene Gebiete über Lealatale (Ostküste), etwa 800 m, und über Sataua-Falelima (im Westen) 300 bis 500 m hoch.

Es würde besonders in Anbetracht der Wahrscheinlichkeit, dass Savaii überhaupt erst in zweiter Reihe für kulturelle Unternehmungen in Betracht kommt, zu weit gehen, die dortigen Verhältnisse näher zu erörtern. Für die nächste Zeit wird sich die wirtschaftliche Bedeutung dieser grossen Insel unseres Samoa-Anteils auf die Produktion der Eingeborenen beschränken; die unter entsprechenden erzieherischen Einflüssen und Massregeln, wie sie bereits früher günstig gewirkt haben, zweifellos sehr wesentlich gesteigert werden kann. Dies zu erreichen wird eine wichtige und zweifellos dankbare Aufgabe der Verwaltung sein müssen.

Wenn auch die Samoaner keine Arbeiter sind, so haben sie doch grosse Liebe zu ihren Pflanzungen und lebhaftes Interesse am Handel mit ihren Erzeugnissen; und wenn sie erst einmal das Gefühl der Sicherheit vor den Verwüstungen kriegerischer Unruhen und Vertrauen zu ihren Richtern und Beschützern erlangt haben, werden sie auch Freude an erspriesslicher Kultur und Produktion gewinnen, um so mehr, wenn ihnen die Erfolge einer friedlichen, sesshaften Lebensweise in überzeugender Weise vorgeführt werden.

Aussichten für Ansiedler.

Aus dem vorher Gesagten ergibt sich, dass kultureller Unternehmung und tüchtigen Ansiedlern auf Samoa noch ein weites Feld erspriesslicher Arbeit offen steht und auch dem einzelnen Unternehmer die Wahl unter den verschiedenen Kulturen und Versuchen. Auch tüchtige Handwerker werden sich eine gute Existenz schaffen können und selbst bei billigeren Preisen und Löhnen, als sie bisher gefordert und gezahlt wurden, bestehen. Dennoch wäre es sehr verfehlt, daraufhin und im Vertrauen auf die Fruchtbarkeit des Bodens Unternehmungs- und Ansiedlungslustigen ohne weiteres die Reise nach Samoa zu empfehlen; denn viele Nebenumstände sind zu berücksichtigen und zu erwägen, die für die Erfolge in Betracht kommen.

Obenan steht die Arbeiterfrage, die augenblicklich in den Vordergrund kolonialwirtschaftlicher Erörterungen gerückt ist und in verschiedenster Weise beurteilt wird, nachdem Deutschland einen Teil seiner Salomoninseln zugunsten Samoas an England abgetreten hat, wenn auch unter Wahrung des Rechtes zur Anwerbung von Arbeitern. Es gehört nicht in den Rahmen dieses Buches, die verschiedenen Ansichten, Klagen und Vorschläge zu erwägen, die voraussichtlich bald zu einem Ziele führen werden. Jedenfalls ist damit zu rechnen, dass es Fremden noch weit schwerer gelingen wird, Eingeborene zu Hülfeleistungen heranzuziehen, als bereits orientierten und bekannten Unternehmern, deren Erfolge bisher in dieser Beziehung nicht sehr ermutigend waren und schon zu dem allgemeinen Dictum verleitet haben, dass die Samoaner überhaupt nie zur Arbeit zu bewegen sein werden. Es wird immer sehr auf die Person und die Verhältnisse ankommen, und zum mindesten werden auch hier Ausnahmen konstatiert werden können. Die Lust zur Arbeit muss den Samoanern erst anezogen werden, denn der impulsive Faktor hierzu war in ihrem Naturleben nicht vorhanden. Was die Bewohner der Inseln einst für ihr Leben nötig hatten, das lieferten ihnen, wie schon La Pérouse treffend schilderte (S. 22.) das Meer und der Boden freiwillig ohne Gegendienste, und selbst die Gewinnung der Nahrungsmittel durch Fischfang, Jagd und Ernte der Wurzeln oder Früchte, sowie die Befriedigung der geringen Bekleidungsbedürfnisse glichen weit mehr einer angenehmen Unterhaltung als wirklicher Arbeit. Der Kampf ums Dasein, die Arbeit als Mittel zum Leben waren den Samoanern einst völlig fremde Begriffe. Sie würden es auch heute noch sein, wenn nicht fremde Bedürfnisse in ihnen erweckt worden wären und damit das ihren kommunistischen Überlieferungen und Gewohnheiten widersprechende Streben nach Besitz und materiellem Vorteil.

Der Wunsch nach Erwerb und Besitz einst unbekannter Gegenstände und Genussmittel hat schon die Lust zum Handel erweckt und damit das Bewusstsein von dem Werte der Produkte und des Bodens ihrer Heimat. Das Bedürfnis ist bereits zur Gewohnheit geworden. Die Indolenz des Kommunismus ist gebrochen, und die Vorbedingungen für das Streben nach materiellen Vorteilen sind geschaffen, damit aber auch die Basis für bewusste Arbeit im Sinne von eigener Produktion.

Aber auch zur abhängigen Arbeitsleistung werden sich die Samoaner, bei richtiger Behandlung nach diesen Gesichtspunkten, sicherlich entschliessen und, wenn auch nicht in festem Dienstverhältnis oder längerer kontraktlicher Gebundenheit, so doch periodisch sehr wohl besonders als Pflanzungshilfe zu haben sein; das wäre für neue Unternehmungen schon ein sehr grosser Fortschritt.

Gerade im Anfang der Anlegung von Kulturen ist die grösste Arbeit zu leisten; denn die Entwaldung des Landes, die Urbarmachung der Fläche und die Reinhaltung der jungen Kulturen sind mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden, sodass die Kraft eines Mannes nicht viel vermag und der auf sich selbst angewiesene Unternehmer leicht enttäuscht werden und verzagen dürfte, wenn er nach Monaten die Erfolge seiner Mühen mit der aufgewendeten Zeit und Arbeitsleistung vergleicht. Denn die gegenwärtig auf Samoa üblichen Kulturpflanzen beginnen erst nach einigen Jahren Erträge zu liefern, Cocospalmen vom 8. Jahre ab, Kaffee und Cacao nach 4—6 Jahren. Die Baumwolle wird, seitdem neue Pflanzungen nicht mehr angelegt worden sind, von der deutschen Handels- und Plantagesgesellschaft nicht mehr angebaut, indessen dürfte sie in Zukunft wieder zur Geltung kommen, falls die Arbeiternot beseitigt wird und es gelingt, auch in feuchten Tropen concurrenzfähige Produkte durch entsprechende Behandlung (Macerisiren) zu erzielen. Dann ist auch dem Ansiedler Gelegenheit geboten, schon eher von seinem Neuland zu ernten und Erfolge zu sehen, anderenfalls, d. h. im kleinen Masse, dürfte jedoch die Baumwollproduktion nicht zu empfehlen sein. Dagegen würde einem mit den Kultur- und Behandlungsmethoden erfahrenen Pflanzer Tabak an geeigneten Orten schon bald Erfolge bringen; denn selbst auf die Gefahr hin, dass auf Samoa kein für den Weltmarkt und feinen Geschmack verwendbares Kraut wachsen sollte, kann der Tabak bis zu einem gewissen Quantum an die Eingeborenen abgesetzt werden, wenn er nach deren Sitte präpariert wird. Vielleicht sind gerade die feuchten Kammgebiete der Inseln für Tabakbau sehr geeignet. So gut wie auf Sumatra wird der Tabak auf Samoa sicherlich auch gedeihen. Dieselben Chancen stehen dem Pflanzer auch in anderer Beziehung zu Gebote, sei es selbst nur durch Kulturen von Taro, Yam, Bananen u. s. w.

Zu Kulturen geeignetes Land ist, wie wir gesehen haben, auf Upolu und Savaii noch reichlich vorhanden — und zu haben, soweit es im anerkannten Besitz von Handelsgesellschaften und Privaten ist. Von den Eingeborenen darf nach den bisherigen Bestimmungen kein Land mehr erworben werden. Diese zur Steuerung schwindelhafter Verträge getroffene Verordnung dürfte auch in Zukunft im Princip bestehen bleiben. Ausnahmen werden je nach Bedarf und Opportunität zu machen sein. — Grössere Ländereien besitzt ausser der deutschen Handels- und Plantagengesellschaft nur noch der wohlhabende Gönner Samoas, Herr G. Kunst (früher „Polynesische Landcompagnie“); kleinere noch unbebaute Parzellen sind Eigentum von Ansiedlern. Gutes Land in guter Lage wird kaum noch sehr billig zu erwerben sein. Schon vor mehreren Jahren, als die Unsicherheit der politischen Verhältnisse noch die Landpreise herabdrückte und eine Nachfrage nach Kulturland nur in sehr geringem Grade vorhanden war, wurden für den acre (40 ar) in guter Lage 80—140 M. und noch mehr bezahlt, für ziemlich abgelegene Stücke 60 Mk.; selbst die deutsche Handels- und Plantagengesellschaft hat vor der Einschränkung des freien Kaufrechtes für grössere Flächen 70 Mk. bezahlt. (Die samoanische Regierung kaufte die Spitze der Halbinsel Mulinuu, 2—2 $\frac{1}{2}$ ha, s. Z. für ca. 24000 M. und im Jahre 1887 wurde ein ungefähr 10 ar grosses Baugrundstück in Apia ohne Gebäude für 12000 Mk. — d. s. ca. 48000 Mk. für den acre — verkauft.) In Zukunft werden die Preise sicherlich nicht sinken, umsomehr, als gutgelegene unbebaute und verkäufliche Landparzellen immer seltener werden und die Besitzer naturgemäss darauf rechnen, dass unter günstigen Verhältnissen, wie man sie von einer geordneten und einheitlichen Verwaltung erhoffen darf, die Nachfrage und Ansiedlungslust bald zunehmen wird. Im Jahre 1896 wurden gelegentlich eines Rechtsstreites Landpreise normiert. Danach wurden folgende Preise für den acre mit Bezug auf die Lage zu Apia als Normalwerte angenommen: 1. Gutes volltragendes Palmenland innerhalb 9 Km 160—400 Mk. 2. Unkultiviertes Küstenland mit gutem Zugang und Wegen 4—80 Mk. je nach der Entfernung von der Küste. — Ausser dem Erwerb verkäuflichen Landes ist, wie gesagt Verpachtung von Land zulässig; doch dürfte, trotz des voraussichtlich sehr niedrigen Pachtzinses, die schwierige Urbarmachung eines Stückes Acker kaum für eine beschränkte Nutzungsfrist lohnend erscheinen.

Die hier genannten Preise für Kulturland sind mit Rücksicht auf die Produktionsfähigkeit des Bodens keineswegs hoch; und ein tüchtiger Ansiedler wird auch ohne Bedenken für gute Stücke noch erheblich mehr anlegen können. Allerdings empfiehlt es sich für Fremde, die Kaufangelegenheiten schon vor der Übersiedlung einzuleiten und zu regeln und sich dabei evtl. vermittelnder zuverlässiger

Vertrauenspersonen zu bedienen. Herr von Bülow auf Savaii hat den Vorschlag gemacht, dass zu diesem Zweck ein für alle Male vom kaiserl. Konsulat (bezw. der Verwaltungsbehörde) ein Sachverständiger ausfindig gemacht werde. Dieser Vorschlag ist gut, aber seine Anwendung nicht ganz einfach; dagegen darf man annehmen, dass unsere Kolonialverwaltung und auf Samoa selbst der Gouverneur in geeigneten Fällen mit Rat und Auskunft unter Zuziehung vertrauenswürdiger und erfahrener Ansässiger vermittelnd beistehen werden. Endgiltige Abschlüsse können rationeller Weise natürlich nur an Ort und Stelle, nach eingehender Prüfung seitens des Käufers selbst, erfolgen; denn die „wenn und aber“ spielen bei der Lage der Parzellen eine sehr grosse Rolle.

Wer völlig fremd nach Samoa kommt, wird gut thun, sich erst einige Zeit über die allgemeinen Verhältnisse und dann speziell über die des Landes und Bodens zu informieren und sich alsbald mit der deutschen Handels- und Plantagengesellschaft in Verbindung zu setzen, wenn das nicht bereits vorher geschehen ist. Überhaupt empfiehlt es sich, dass Deutsche, welche den Wunsch empfinden sich als Kolonisten zu bethätigen, sich, ehe sie einen Plan und einen Entschluss fassen, über die Verhältnisse der betreffenden Gebiete etwas informieren. Dazu wird ihnen stets Gelegenheit geboten werden. Viele kümmern sich aber leider darum garnicht. Wie naiv solche Unternehmer die Ansiedlung auffassen, hatte Verfasser mehrfach Gelegenheit staunend zu erkennen. So meinte z. B. ein Herr, der sogar eine Pflanzungsgesellschaft auf Samoa gründen wollte, als er auf die Schwierigkeiten der Transportverhältnisse aufmerksam gemacht wurde, man könne ja einfach Kameele einführen und damit den Verkehr von der Südseite Upolus nach Apia leicht und bequem vermitteln! Er hatte natürlich überhaupt keine Ahnung von Samoa; aber das schien ihm Nebensache, wenn erst die Gelder da wären! — In jeder Hinsicht wird natürlich Land in der Nähe von Apia zu bevorzugen sein. Selbst wenn der Preis desselben relativ hoch ist, so bieten doch die Nähe des Handelscentrums, die Vereinfachung der unter Umständen sehr grossen Transportschwierigkeiten durch die vorhandenen Strassen und Wege bedeutende Vorteile in jeder Beziehung und dem Ansiedler selbst die Annehmlichkeit geselligen Verkehrs. Erfreulicher Weise strebt die Landesverwaltung eine Verbesserung der Verkehrswege an. Das ist von grossem Werte, denn bisher war mit wenigen Ausnahmen dafür überhaupt nichts geschehen, obschon das dringende Bedürfnis vorlag.

Dem Erwerb von Grund und Boden wird als erstes Ansiedlungswerk die Errichtung eines Wohnhauses zu folgen haben, die sachgemäss von Bauunternehmern — Zimmerleuten — binnen kurzer Frist erfolgen kann (vergl. S. 222). Inzwischen kann der Pflanze bereits mit der Entfernung des Buschbestandes beginnen, die falls

er eine teilweise Verwertung nicht anstrebt, wesentlich durch Feuer unterstützt wird, wobei die Vorteile der Liebichschen Aschentheorie dem Kulturlande zugute kommen. Entholzte Stellen können dann, je nach der Jahreszeit, bald von Gestrüpp gereinigt und bepflanzt werden, evtl. nach der alten Kulturmethode gleichzeitig mit Baumwolle und Kokosnüssen von guten Palmen; neuerdings hat, wie gesagt das Interesse für Cacao und Kaffee etc. diese Kulturen in den Schatten gestellt. Das dauert solange, bis die grosse Begeisterung für Cacao eine neue Überproduktion gezeitigt haben wird.

Die Arbeit ist insofern mit besonderen Schwierigkeiten verbunden, als gerade das beste Pflanzungsland, abgesehen von einzelnen Schwemmlandgebieten, meist steinig d. h. mit grossen und kleinen Basaltblöcken besät ist, deren Entfernung grosse Anstrengungen erfordert, aber für Baumwolle und Kokospalmen nicht unbedingt notwendig ist. Demgemäss ist eine Bearbeitung des Bodens mit Pflug und modernen Ackergeräten so gut wie ausgeschlossen; selbst der Spaten ist nur stellenweise zu verwenden; Hacke und besonders angepasste Werkzeuge vertreten seine Stelle.

Sowohl bei dem Ankauf, wie bei der Urbarmachung und Bestellung des Feldes wird der Pflanzer berücksichtigen und entscheiden müssen, wieviel er mit eigenen Kräften bzw. den ihm zu Gebote stehenden Hilfskräften zu bewältigen und verwerten imstande ist; denn was darüber ist, ist verlorener Aufwand; und auf fremde Hilfe zu bauen, ist bedenklich.

Für Kolonisten seien aus praktischen Erfahrungen nachstehend einige Zahlen als annähernde Durchschnittswerte angegeben: Die Kosten eines einigermaßen behaglichen Familienhauses belaufen sich auf rund 10000 Mk. Eine Cacaopflanzung von 10 ha kostet bis zum Beginn des Ertrages nach neueren Ausgaben bei einem Landpreis von 300 (3000) Mk. circa 7000 Mk. Die 4000 Mk. für die Anlage verteilen sich auf die Arbeiten innerhalb dreier Jahre etwa wie folgt: Klärung des Buschlandes 1000—1200 Mk., Graben der Pflanzlöcher 300—400 Mk., Pflanzungsarbeiten 600—800 Mk. und Pflege (Jäten etc.) 1300—1800 Mk. Man kann rechnen, dass Cacao schon im vierten Jahre die Arbeit bezahlt und von da gute Erträge bringt, die mit 2000 Mk. auf den Hectar niedrig in Anschlag gebracht werden können, wenn man annimmt, dass 600 Bäume je 75 Früchte tragen.

Das ist nach den neuesten Erfahrungen und Berichten sehr niedrig gerechnet. Indessen kann gerade mit Rücksicht auf die Entwicklung unserer jungen Kolonialwirtschaft nicht genug vor zu optimistischen Angaben gewarnt werden. Enttäuschungen sind nicht nur für Kolonisten, sondern auch für Kolonien schlimm! Die Kolonisten sind, wie viele Landwirte, zu Übertreibungen in guter oder schlechter

Richtung geneigt. G. Meinecke giebt in Nr. 23 II Jahrgang seiner „Kolonialen Zeitschrift“ eine interessante Zusammenstellung sehr günstiger Nachrichten über den Cacaobau. Dannach sollen viele Bäume über 200, ja bis 300 Früchte getragen haben. Man rechnet mit Durchschnittserträgen von 7 Pfd. bei einem Preise von 0,60 Mk. (vergl. Gouvernementsbericht S. 261). Auch das ist sehr hoch!

Auch über Kaffeekulturen sind neuerdings wieder günstige Urteile laut geworden. Der bekannte Kolonialschriftsteller und gute Kenner der Kolonien Oberleutnant E. Troost, knüpft daran in seiner Broschüre „Samoa“ eine beachtenswerte Rentabilitätsberechnung für kleine Unternehmungen (je 20 ha), deren Ertrag er bei 30000—40000 Kaffeebäumchen mit je 1 kg Kaffee jährlich auf 30000—40000 Mk. Brutto-Ertrag und 7500—10000 Mk. Mindest-Reingewinn schätzt, sodass, vorsichtig gerechnet, nach allen Abzügen dem Pflanzler jährlich 5—7000 Mk. als Verdienst bleiben würden. Das wäre schon guter Lohn!

Der Arbeitslohn für Samoaner beträgt monatlich etwa 20—40 Mk. evtl. Kost noch extra; auch melanesische Arbeiter sind nicht viel billiger. Dagegen kann ein Unternehmer selbst ein gut Stück Arbeit leisten, wenn er mag und zu arbeiten versteht. Davon hat erst in letzter Zeit ein junger Deutscher, der schon genannte Herr Hugo Schmidt Zeugnis abgelegt, der aus eigener Kraft, lediglich auf die gerade in letzter Zeit besonders mangelhafte Hilfe von Samoanern angewiesen, binnen 5 Jahren circa 50 ha Land urbar gemacht und mit Cacao bepflanzt hat, wovon er bereits die ersten Erträge ernten konnte.

Die Devise „Selbst ist der Mann“ sollte sich deshalb jeder mit Ansiedlungsabsichten nach Samoa gehende Deutsche zur Richtschnur machen, nachdem er reiflich erwogen hat, ob er die notwendige praktische Intelligenz, Gesundheit, Schaffenslust, Ausdauer und — die erforderlichen Mittel besitzt. Über das gebotene Mass dieser Summe von Faktoren einen bestimmten Minimalwert anzugeben, ist natürlich unmöglich, selbst auf die rein materielle Frage muss die Antwort individuell ausserordentlich verschieden lauten. Ein tüchtiger, sich schnell den örtlichen Verhältnissen anpassender und unsichtiger Mann kann mit geringen Mitteln auch auf Samoa gerade so gut fortkommen und sich eine gesicherte, angenehme Existenz schaffen, wie ein minder prädisponierter Kapitalist. Am günstigsten wird der zum Ziele kommen, der entweder persönliche Beziehungen hat und auf zuverlässigen Rat und Beistand rechnen kann, oder wer sich etwa mit einem bereits orientierten und fundierten Ansiedler, sei es als Teilhaber, oder Angestellter, verbinden und so ohne erhebliches Risiko die Verhältnisse eingehend prüfen kann, bevor er auf eigene Gefahr ein schweres Unternehmen beginnt. Wenn diese Vorbedingungen erfüllt resp. in ausreichendem Grade

vorhanden sind, dann allerdings kann der Ansiedler auch mit Vertrauen an das Werk gehen und mit Sicherheit darauf zählen, dass der fruchtbare Boden ihm den Lohn nicht schuldig bleiben wird, dass nach einigen Jahren das in Geld und Fleiss aufgewendete Kapital gute Zinsen tragen und dem Unternehmer bei abnehmender Anforderung ohne die Gefahr erheblicher Missernten und Enttäuschungen gestatten wird, sich an den Früchten seines Fleisses auf deutschem Gebiet zu erfreuen.

Für Unternehmungs- und Reiselustige, die sich das deutsche Südseeparadies einmal ansehen wollen, seien einige praktische Winke hier angeschlossen. Wer Zeit und Geld entbehren kann, wird eine Reise nach Samoa und durch die Oceane nicht bereuen; anregend, lehrreich und den Kreis der Lebensanschauungen erweiternd wird sie für Jeden sein; besonders für den, der sehen und beobachten kann und will. Vier Monate und vier Tausend Mark sind dafür zur Not ausreichend. Man wird, da Samoa so ziemlich gerade unter uns liegt, am besten damit eine Reise um die Erde verbinden und sämtliche Erdteile berühren. Das kann man auch schon in drei Monaten.

Die kürzeste und schnellste Verbindung führt durch die Vereinigten Staaten: von Bremen oder Hamburg oder über Vlissingen (Postlinie) Southampton nach New-York. Fahrt von Bremen bezw. Hamburg auf Schnelldampfern 7—8 Tage *) (I. Klasse 360 [260 im Winter], II 220 III 160 [150] Mk.) Die Eisenbahnfahrt durch Amerika von New-York nach San Francisco dauert ohne Unterbrechung 5 $\frac{1}{2}$ Tag. (I. 320+80 [Schlafwagen] II 280+36 Mk. — Verpflegung je nach Ansprüchen 6—12 Mk. pro Tag). Die Seereise von San Francisco (Frisco) über Honolulu auf Hawaii bis Samoa (Pangopango) währt 12—14 Tage (I 300 II 200 Mk. mit Verpflegung). — Das sind knapp 4 Wochen bei ungefähr 1200 Mk. I. Kl. ohne besondere Ausgaben. Die Heimreise via Auckland auf Neu-Seeland oder Viti oder Tonga — Sydney — Melbourne — Adelaide — Colombo (Ceylon) — Aden — Suez — Port Said — Neapel — Genua dauert etwa 6 Wochen und kostet I. 1200 II. 800 Mk. ohne Getränke. An allen Orten bleibt meistens reichlich Zeit, sich die Städte und Umgebung anzusehen. — Wer sich nirgends länger aufhalten will, braucht keine andere Ausrüstung als man etwa für eine entsprechend lange Badereise mitnehmen würde; für den Tropenaufenthalt langen 3 leichte Woll-, Flanell- etc. Anzüge. Ein guter Kabinenkoffer und ein Handkoffer genügen dann für die Ausstattung vollkommen; Ergänzungen derselben, je nach Bedarf, sind unterwegs leicht und oft ohne erhebliche Mehrkosten möglich.

*) Die angegebenen Preise I. II. III. (Zwischendeck) Klasse sind die Minimalsätze, die je nach Schiff und Platz nach aufwärts steigen, volle Verpflegung ausser Getränke enthaltend. Sämtliche Preise sind nach einer Aufstellung des Reisebureau von Carl Stangen (Berlin) normiert.

Tierleben.

Die Landfauna Samoas ist relativ ärmer und einförmiger als die Flora. Einheimische Säugetiere fehlen bis auf den fliegenden Fuchs (*Pteropus samoensis*) und Fledermäuse gänzlich. Der erstere, von den Eingeborenen *pea* genannt, lebt in Bäumen und fliegt Nachts; er bevorzugt besonders Mangobäume, deren Früchte er liebt. Zeitweise sieht man grosse Schaaren der etwa rattengrossen Tiere mit 40—60 cm Flügelspannung umherfliegen. Bei der Äsung quieken und schreien sie laut und kreischen; es ist daher bei Mondschein leicht sie zu schiessen.

Für Fledermäuse bieten die unterirdischen Höhlen und Schlackengänge vorzügliche Schlupfwinkel und lichtlose Wohnungen; dort trifft man sie zu Hunderten am Tage in Schlafstellung an der Decke hängend; und man kann sich binnen wenigen Minuten, wenn man in einen solchen Schlackengang eindringt, die Taschen damit füllen. Fackellicht stört sie nur wenig in ihrer Ruhe; sie werden zwar aufgescheucht, hängen sich aber bald, geblendet, wieder an den Wänden und der Decke der Höhlen fest und lassen sich ohne weiteres greifen. Des Nachts fliegen sie nach Nahrung aus; sie unterscheiden sich wenig von unseren Fledermäusen. Eigentümlicherweise haben auch die Samoaner, wie bei uns das Volk, die Furcht, die Tiere könnten ihnen in die Haare fahren.

Im Busch der Berge führen wilde Schweine ein höchst beschauliches und fruchtbares Dasein. Man nimmt an, dass sie von Walfischfängern nach den Inseln gebracht und dort verwildert sind, La Pérouse fand sie bereits vor. Jedenfalls haben sie sich trotz der eifrigen Verfolgung durch die Eingeborenen, denen Schweinefleisch über Alles geht, stark vermehrt; in den Bergen Savaiis findet man sie allenthalben. Die Samoaner jagen sie mit ihren Hunden, die, welcher Rasse sie auch entstammen mögen, sich fast ausnahmslos zur Schweinejagd eignen; sie wittern die Fährte, folgen ihr und stellen das Schwein bis der Jäger herankommt und sich auf das Tier wirft, um es zu fesseln. Ist es ein kräftiger Eber, so geht es nicht ohne Kampf und selten ohne Wunden ab, denn viele Eber sind stark bewehrt. Die Läufe des besiegten Tieres werden dann zusammengebunden. Sollen noch weitere gejagt werden, dann schlägt man einen dünnen Baum in 2—3 Fuss Höhe ab, legt die Beute daran fest und bedeckt sie mit Laub. Später wird das gefesselte Tier dann abgeholt und auf einer Stange über der Schulter zur Küste getragen. — Meine Träger fingen auf einer dreitägigen Tour im

Innern Savaiis, ohne dadurch die Expedition zu verzögern, acht Schweine und sechs circa vierwöchige Ferkel. Letztere wurden am Abend über dem Herdfeuer als Spanferkel gebraten und verspeist; von den Schweinen konnten auf dem Rückwege nur vier mitgenommen werden; die übrigen wurden nach unserer Rückkehr abgeholt, nachdem die armen Tiere 2—3 Tage in ihrer gefesselten Lage zugebracht hatten. Die so erlegten resp. gefangenen Schweine werden keineswegs sofort geschlachtet, sondern innerhalb von Steinwällen interniert und zur Zucht verwendet oder für festliche Gelegenheiten — an denen es nie fehlt — aufgespart. Bis sie der Genusssucht oder der Gastfreundschaft zum Opfer fallen, haben sie es sehr gut; denn besonders das junge Schwein ist sozusagen das Schosshündchen der Samoafrau, dem nicht selten gleiche Rechte wie dem kleinen Kinde eingeräumt werden.

Auch Hunde wurden von den ersten Missionaren bereits auf Samoa als Haustiere vorgefunden und sind heute fast in allen Ortschaften reichlich vertreten. Trotz der Unmöglichkeit, ihre Rassenabstammung nachzuweisen, oder zu erkennen, wo nicht solche durch neu eingeführte Individuen ausgeprägt ist, und trotz der ausserordentlichen Variationen in Form und Farbe, hat sich doch ein gewisser Typus ausgebildet, der besonders in den Eigenschaften der Tiere als einheitlicher Charakter erscheint. Die Anpassungsfähigkeit des Hundes spielt dabei eine grosse Rolle. Die Tiere sind wachsam, aber sonst auffallend geräuschlos und bescheiden und haben sich nach dem Vorbilde ihrer Herren eine Art vornehmer Zurückhaltung angewöhnt. Am Tage bellen sie höchstens einen Weissen an, dem gegenüber sie nicht immer die Rechte der Gastfreundschaft anerkennen. Nachts aber — wenn im Dorfe Ruhe herrscht, lockt sie das leiseste von Menschen verursachte Geräusch aus dem Hause. Wie schon erwähnt, eignen sich alle Hunde gut zur Jagd auf Schweine.

Seit einiger Zeit sind auch Katzen auf Samoa eingebürgert und leider auch schon, zum Schaden der Vogelwelt, verwildert; indessen erfreuen sich diese Haustiere nicht besonderer Gunst bei den Samoanern, zumal sie sich der Rattenplage gegenüber als machtlos erweisen.

Als unwillkommene und von den Samoanern mit Abscheu betrachtete Vermehrung des Bestandes an Säugetieren sind Ratten und Mäuse mit den Schiffen nach den Inseln gekommen; und die Fruchtbarkeit des Landes hat sich besonders an den Ratten in geradezu erschreckender Weise bewährt; denn sie haben sich in schier unglaublichem Masse vermehrt und sich zu einer richtigen Landplage entfaltet. Nichts ist vor ihnen sicher. Am meisten haben sie es auch hier auf die Hühnerställe abgesehen. Dem „lieben Federvieh“ werden deshalb Häuser auf Pfählen errichtet, deren Träger man mit

Blech beschlägt; aber die schlaun Räuber wussten sich auch dann noch zu helfen. So fand man s. Z. morgens trotz aller Vorsichtsmassregeln ausgesaugte Eier und tote junge Hühner — oder fand sie überhaupt nicht mehr. Schliesslich beobachtete man, dass die gefährlichen Diebe des Nachts auf die Bäume kletterten und sich von einem Ast auf das Hühnerhaus herabfallen liessen, zwischen den Latten in das Innere schlüpften und dann stahlen und mordeten, um schliesslich nach leckerem Mahle befriedigt zu entspringen. Merkwürdigerweise lassen sich die Hühner ohne grosses Geschrei von diesen räuberischen Blutsaugern an- und auffressen.

Die Ratten nisten mit Vorliebe in den Steinwällen, die aus Lavablöcken ohne Mörtel und sonstige Festigung errichtet werden, teils als Mauern um Gehöfte und besonders zur Internierung von Vieh oder als Grenzwälle. Die rauh-porösen Basalttrümmer liegen so fest aufeinander, dass eine besondere Verbindung überflüssig ist. Tagsüber halten sich die hässlichen Nager in ihren Schlupfwinkeln verborgen; am Abend und in der Nacht aber kann man sie, besonders in der Nähe von Wohnstätten, harmlos vergnügt in Massen umherhuschen und tanzen sehen. In Ermangelung besserer Speise begnügen sie sich auch mit Früchten. Da sie im Klettern äusserst gewandt sind, wird ihnen die Erlangung der Mangos, des Cacaos u. s. w. nicht schwer, man findet daher auch schon Ratten im Innern der Inseln, selbst hoch in den Bergen. Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Ratten nicht nur den Hühnerställen, sondern auch der einheimischen Vogelwelt verderbliche Feinde sind und deshalb auf ihren Raubzügen weiter in das Land vordringen. Der Reichtum des Busches und Urwaldes an gefiederten Bewohnern bietet ihnen willkommene Beute; und es ist nicht unwahrscheinlich, dass besonders das zoologisch wertvollste Tier der Inseln, die Zahntaube, von ihnen stark dezimiert wird. Bisher hat man die Ratten leider noch nicht mit Erfolg bekämpfen können, und die Katzen eignen sich, wie gesagt, scheinbar garnicht, auch Frettchen sind ohne Erfolg gegen sie ins Feld geschickt.

Die Avifauna bietet ein buntes Bild. Die eben erwähnte, von den Eingeborenen manumea (brauner Vogel) genannte Zahntaube (*Didunculus strigirostris*) ist nicht nur eine samoanische, sondern eine zoologische Merkwürdigkeit, da der Vogel der letzte Vertreter einer eigenartigen Tierfamilie, der einzige noch lebende Verwandte der ausgestorbenen Dronte von Mauritius ist. Von Gestalt einer grossen Taube, erinnert das gedrungene Tier in Gefieder und Gesichtsausdruck mehr an ein Huhn, während sein Oberschnabel papageiartig, der untere zahnartig gekerbt ist. Die Tiere sind leider sehr dumm, nisten im niedrigen Unterholz des Urwaldes und fliegen nicht besonders gut. Das erhöht die Gefahr ihrer Ausrottung. Immerhin ist der Manumea noch ziemlich verbreitet, besonders auf

West-Upolu und Savaii. Die Männchen sind sehr kampflustig; und die Eingeborenen halten sie deshalb gern als Haustier zu ihrer Unterhaltung; trotzdem die Tiere sich nur sehr schwer an die Gefangenschaft gewöhnen und gute Pflege verlangen. Daran lassen es die Samoaner nicht fehlen; sie haben ja die Zeit dazu, und kauen mit grossem Eifer Brodfrucht und Taro, die sie in Kugeln geformt dem Manumea darbieten. Die Gefahr der Ausrottung dieses wissenschaftlich wertvollen Vogels wird noch erhöht dadurch, dass sein Fleisch sehr schmackhaft ist, dass er sich leicht schiessen lässt und naturgemäss ein sehr gesuchtes Object für Sammler ist. So hatte z. B. der englische Consul 1895 einen Schützen ausgeschickt, der ihm mehrere Dutzend Zahntauben ablieferte, deren Bälge dann verschickt wurden. Der zoologische Garten in Sydney zahlte s. Z. 3000 Mk. für ein lebendes Exemplar, ein Balg repräsentiert einen Wert von ungefähr 100 Mk. Trotz mehrfacher Versuche ist es bisher noch nicht gelungen, den Vogel in unseren zoologischen Gärten einzuführen und zu halten, da er sich sehr schlecht an andere Nahrung gewöhnt. Der Berliner zoologische Garten hat ein solches Tier kurze Zeit erhalten; später hat ein Exemplar noch einmal die Reise nach Bremen überlebt. Da aber von Seiten des zoologischen Gartens in Berlin, für den Dr. Funk in Apia das seltene Geschenk bestimmt hatte, nicht für die geeignete Überführung nach Berlin rechtzeitig gesorgt worden war, ging das wertvolle Exemplar nahe dem Ziele im Eisenbahnwagen zu Grunde.

Sehr verbreitet sind mehrere echte Taubenarten auf Samoa; meist schön bunt gefiedert, die wichtigste und als Braten beliebteste Art ist die grosse „lupe“ (*Carpophaga pacifica*), die auch auf anderen Inselgruppen verbreitet ist. Die Lupe spielt eine grosse Rolle; sie ist für die Samoaner unter den gefiederten Bewohnern der Inseln gewissermassen das, was die Cocospalme unter den Pflanzen ist. Von der Grösse unserer kräftigen Tauben, graublau, grünlich und bräunlich durchsetzt gefiedert, verheisst sie einen sehr geschätzten Braten; dann aber gehört die Jagd auf sie in sehr verschiedenen Ausübungen zu den beliebtesten Unterhaltungen. Die Samoaner verwenden dabei gefangene Tiere, die sie in grösserer Anzahl, an den Füssen gefesselt, auf Lichtungen, wo in der Nähe sich andere Tauben aufhalten, aufsteigen lassen; dadurch werden die wilden Tauben angelockt, und, wenn die gefangenen Tiere schnell an ihren Fesseln fortgezogen werden, folgen jene ihnen, in der Meinung, einen guten Futterplatz zu finden, zur Erde. Die Samoaner ziehen dann bereit gehaltene Netze schnell über sie und die Jagdbeute ist gemacht. Seitdem die Eingeborenen gelernt haben, Flinte und Schrot zu schätzen und geschickt zu benutzen, ist der Netzfang immer mehr zurückgetreten; denn die Jagd nach continentaler Art ist weit ergiebiger, zumal die Tauben sich durch das Geräusch des Schiessens nicht irritieren

lassen, sondern ruhig in dem Baume sitzen bleiben, selbst wenn in ihrer Nähe ein Tier, vom Schrot getroffen, herabstürzt. Infolgedessen ist es möglich und nicht selten, dass ein Schütze im September oder Oktober von einem Frucht tragenden „tavai“ (*Rhus samoensis*) in wenigen Stunden ein Dutzend Tauben herabschiesst. Dazu gehört jedoch der scharfe, geübte Blick, die Tauben in dem dichten Laubdach zu entdecken, wobei die herabfallenden Fruchtschalen als Richtungsmerkmal dienen.

Die anderen auf den Inseln heimischen Taubenarten sind zwar äusserlich schöner, aber kleiner und culinarisch weniger geschätzt. Die prächtigste Art und der schönste gefiederte Bewohner Samoas ist der Manutangi, Schrei(tangi)vogel (*Ptilopus*), eine faustgrosse Taube mit metallisch glänzendem spangrünem Gefieder von violetter Schimmer, mit weissem Hals und fast weisser Brust und einem roten Käppchen. Die weisse Brust begrenzt ein bläuliches Band gegen den rötlich gelben Bauch. Die Manutangis dienen den Samoanern eigentlich nur als Sportvögel für Wetten zum Fang in weit-netzartigen Körben. Auch hierbei werden bereits gezähmte und erprobte Tiere verwendet. Die Männchen sind wie die des Manumea sehr kampflustig und fordern durch lautes Rufen die Gegner heraus. Der Jäger begiebt sich mit seiner Taube an einen geeigneten Platz, wo Manutangis gehört oder beobachtet worden sind und stellt den nach oben spitz zulaufenden, in der unteren, weiten Peripherie offenen Korb umgekehrt, mit der Öffnung nach oben, auf; die Fangtaube ist an den Korb mit einer kurzen Schnur um ein Bein gefesselt und lockt alsbald, während sich der Samoaner in der Nähe versteckt. Bald folgt ein wilder Täuberig der Herausforderung des Schreiers, und sobald er den gefesselten Gegner erreicht hat, beginnt der Kampf, im Verlauf dessen der Fremdling sehr bald unter den gewandten Gegner und in den Korb gerät, dessen Ausgang ihm nun von der Fangtaube versperrt wird. Schnell springt der Jäger herbei und schliesst die Öffnung des Korbes. Manchmal geht auch ein weibliches Täubchen in das Netz, dann werden Zuchtversuche angestellt. — Die Manutangis lassen sich sehr rasch zähmen und füttern und fehlen in keinem Dorf; sie bieten den Bewohnern einen netten Zeitvertreib.

Ausser diesen beiden häufigsten Tauben sind noch mehrere Arten der Gattungen *Columba*, *Ptilopus* und *Phlogoenas* von Samoa bekannt. Auch sie sind schön gefiedert, aber von den Eingeborenen weniger beachtet. Die reizenden Tierchen führen auf den Inseln ein freudvolles Leben; denn Nahrungsmangel kennen sie nicht und ausser dem Jäger und neuerdings Katzen oder Ratten haben sie keine Feinde. In den Monaten März bis Juli müssen sie sich allerdings mit minder beliebten Früchten behelfen, dafür schwelgen sie aber zur übrigen Zeit in den olivenförmigen Früchten der Cananga

(Ylang Ylang-bäume) der *Myristica* (wilde Muskat) von *Ficus*arten *Disoxylum*, *Calophyllum* und vor allem des *Rhus simarubaeolia* usw. Ihre Wonnemonate sind August, September und Oktober; da sind sie auch am fettsten und besonders schmackhaft.

Neben seinen farbenprächtigen Tauben kann Samoa noch mit ungefähr 50 Vogelarten aufwarten.*) Da sind u. A. zwei Eulen, die eine (*Stix delicatula*) mit wundervoll flaumigem hellem, punktiertem Gefieder, die sich auch an Ratten wagt; ein sehr verbreiteter schwarzgrauer Staar „fuia“ (*Sturnoides atrifusca*) mit metallisch glänzendem Federkleid, ein unverbesserlicher Schreihals; eine feindselige Kukuksart „aleva“ (*Eudynamis taitensis*); sehr häufige Würgerarten, „vasa vasa“ (*Lalage*, *Aplonis*, *Pachycephala*); der Wächter des Morgens, „manuao“ (*Ptilotis carunculata*), der des Tages Anbruch schreiend verkündet. Kleine meisenähnliche Fliegenschnapper (*Rhipidura nebulosa*) jagen nach Mosquitos und Fliegen. Allerliebste Honigsauger, „senga senga“, „mau'u“, grau mit roter Brust und langem säbelförmigem Schnabel, aus dem sie die lange Zunge, Nachtfalter gleich flatternd, in die Blüten tasten. Diese zierlichen Meliphagiden (*Myzomela* und *Ergthrura*) sind äusserst harmlos; man kann sie wie Schmetterlinge über den Blüten fangen, und die Eingeborenen greifen sie, um sie dann an feine Fäden gefesselt auf Ruten herumzutragen und zum Kauf anzubieten.**) Die winzigen Tierchen sind äusserst zutraulich und naschhaft auch in der Gefangenschaft. Ein eben gefangener „senga senga“ wird sofort gierig an aufgeweichtem Zucker lecken, während sein Herzchen doch angstvoll pocht.

Papageien beherbergt Samoa nicht als dauernde Bürger, dagegen erscheint zeitweise ein niedlicher kleiner munterer Gesell (*Coriphilus fringillaceus*), grau mit roter Brust und blauem Käppchen, der zirpend, meist paarweise die Cocosblüten aufsucht, um in jungen Fruchtansätzen zu schwelgen. Dieser kleine „senga“ wird von den Samoanern gefangen und seiner roten Federn zur Schmückung feiner Matten (ie tonga) sowie des Tanzhelmes (tuinga) beraubt; da die Vögel aber einmal schwer zu fangen sind und dann auch nur wenige und kleine Federn abgeben, halten sich die Samoaner den grösseren „senga viti“ (*Lorius solitarius*) von den Viti-Inseln, der im Käfig gefüttert und gezüchtet, wie bei uns die Gänse periodisch gerupft wird; diese Tiere sind wertvoll und werden mit 20 Mk. und noch mehr bezahlt.

Singende Vögel im eigentlichen Sinne giebt es auf Samoa nicht; dennoch hallt und schallt der Wald harmonisch von Vogel-

*) Vrgl. Dr. Krämer „Einige ornithologische Notizen aus Samoa“ ornitholog.-Monatsberichte 1896 Nr. 5.

**) Vor dem Hause auf Seite 117 steht ein Samoaner so mit einer Taube (Manutangi).

gezwitscher, und in der Urwaldstille der Berge, wenn das dumpfe Grollen der fernen Brandung geheimnisvoll sich in das nächtliche Flüstern der Waldriesen mischt, ringsum phosphoreszierende Pilze magischen Schein verbreiten, erhöht das trauliche Gezwitscher der Ruf und leise verliebte Laut der gefiederten Einwohner den eigenartigen Reiz der Tropennacht.

Ausser den typischen Landvögeln beleben Strandläufer, eine Reiherart, und Taucher die Küstenregion, pfeifend eilt der „ma'oma'o“ auf hohen Beinen mit langem schnepfenartigem Schnabel, sich duckend, über den Küstensand dahin; Wildenten (*Anas superciliosa*) und Wasserhühner (*Rallus*) beleben die Sumpfteiche im Küstengebiet, Seeschwalben, weisse Tropikvögel u. s. w. schauen nach Beute aus. Ausnahmsweise verlieren sich auch Möven und ein Albatross nach den lieblichen Gestaden.

Die Zahl der auf Samoa heimischen Reptilien ist gering. Einige ungefährliche Schlangenarten „ngata“ von beträchtlicher Grösse, die früher auf Savaii bei festlichen Anlässen mitwirkten, eine schwarze Eidechse „pili“ (S. 108) und der weitverbreitete Gegko, der als eifriger Fliegenjäger besonders die Wohnstätten bevorzugt und auf seinen Jagdzügen bei einem kühnen Sprunge oft von der Decke herabstürzt und den wiederwachsenden Schwanz einbüsst, sind keine Landvertreter dieser Gruppe bekannt. Dagegen ist das Meer reich an Schildkröten, deren Schalen allerdings für den Handel keinen Wert haben, (früher sollen auch Karettschildkröten häufig gewesen sein), da die Platten nicht stark genug werden; dagegen liefern sie ausgezeichnetes Fleisch für Suppen, Ragouts u. s. w. Manchmal kommen auch gute, dickschalige Exemplare und echte Karettschildkröten an die Küsten Samoas, sie sind von den Eingeborenen sehr begehrt, da sie ihnen Material für Ringe liefern, die dann kunstvoll mit Zeichen und Buchstaben, aus Silbermünzen geschnitten, ausgelegt werden. Es giebt nur wenige Geschickte, die diese feine Kunst verstehen; und es ist bewunderungswürdig, wie sie sie ausüben.

Die Insectenfauna Samoas ist ebenfalls nicht sehr reichhaltig. Von Schmetterlingen giebt es eine grössere Anzahl. Besonders schön und stattlich sind die tiefschwarzen, weiss, bläulich und goldbraun gezeichneten Schwalbenschwänze (*Papilio Godeffroyi*) sowie andere grosse und kleinere Tagfalter bis hinab zu metallisch glänzenden zierlichen Bläulingsarten. Einzelne Nachtfalter ähneln etwa unserem Windig, dem Labkrautfalter etc.; besonders häufig sind blaue, rote, schwarze und weisse Ordensbandarten in mannigfaltigen Variationen; sie fangen sich leicht, da sie besonders im Küstengebiet schwärmen und zum Licht fliegen; häufig tagen sie auch an den Decken und Pfosten von Veranden. Noch weit mehr werden Motten der verschiedensten Gattungen und Arten vom Lichterschein an-

gelockt, jede Art oder Gattung hat ihre bestimmte Jahreszeit; nicht selten treten sie in grossen Massen auf, sodass man oft an einem Abend, ohne sich zu erheben, bei einer Lampe hunderte fangen kann. Verschiedene Formen sind recht farbenschön und ansehnlich. Kleinere Arten findet man ebenfalls in grösseren Mengen periodisch im Urwald, bei Tage unter Steinen dicht zusammengedrängt oder in kleinen Erdlöchern, am Eingange von Höhlen u. s. w.

Die Ordnung der Käfer ist erheblich einförmiger und artenärmer. Es giebt einige grosse bis 6 cm lange, im Körper dem Hirschkäfer ähnliche Arten, aber im übrigen findet man hauptsächlich kleinere Carabiden, Rüsselkäfer u. s. w.; einige schöne Formen fehlen nicht; u. A. ein etwa 1 cm langer Käfer mit goldig grün glänzendem Rückenschild und ebensolchen Flügeldecken. Schmetterlinge sowohl wie Käfer sind bisher leider noch wenig wissenschaftlich bestimmt und bearbeitet.

Von den übrigen Insecten seien erwähnt: grosse farbenprächtige Blattwanzen, zirpende kleine Cicaden, schwarze Holzwespen, Libellen in den verschiedensten Farben und Grössen und viele Arten der weitverbreiteten mächtigen Tropenschwabe (*Blatta*), der Schrecken weisser Damen, die des Abends fliegen und unvermutet an den Menschen, an Tischen, Wänden etc. anklatschen, um in eiliger Flucht weiter zu laufen. Diese Verwandten unserer gefürchteten Küchenfreunde beehren jedoch die menschlichen Behausungen hauptsächlich zur Nachtzeit, sie nisten mit Vorliebe im Busch, in morschen Baumstämmen und fliehen das Tageslicht.

Auf den Palmen lebt das wunderliche Missgeschöpf eine den Schaben nahe verwandte aber doch sehr unähnliche Gespensterheuschrecke (*Phasma*). Diese teils flügellosen Tiere gehören zu den unzweckmässigst gebauten Geschöpfen; sie sehen aus, als ob man an einen grünen oder braunen 6—15 cm langen, kaum bleistift-dicken Stab sechs dürre aber überlange Heuschreckenbeine ungeschickt befestigt hätte; der Kopf ist kaum zu unterscheiden von dem am hinteren Ende etwas verjüngten steifen Körper. Diese unglückseligen Tiere bewegen sich auch dementsprechend unbeholfen mit ihren eingeknickten Beinen auf den Palmblättern, die sie benagen; fällt solch ein undefinierbares Wesen herab, so kostet es ihm viel Mühe und Zeit, um wieder seinen luftigen Wohnort zu erreichen.

Ausserordentlich artenreich sind Ameisen vertreten; abwärts von 1½ cm lang bis zu den winzigsten Formen, die sich mit Vorliebe in den Wohnhäusern einquartieren und in Speiseschränken naschen. Man stellt deshalb alle solchen Möbel in Büchsen, die man mit Petroleum oder irgendwie versetztem Wasser füllt, um den kleinen Eindringlingen den Zutritt zu sperren; reines Wasser schreckt sie nicht ab, darüber laufen oder schwimmen sie hinweg. Diese zierlichen Tierchen entwickeln besonders des Abends lebhaftige Thätig-

keit; und es ist amüsant, dabei ihren erstaunlichen Orientierungssinn, ihre behende Geschicklichkeit und Kraft sowie die socialen Eigentümlichkeiten dieser Gesellschaftstiere zu beobachten, mit welcher Liebe sie einen getöteten Genossen sofort ergreifen und heim tragen, wie gewandt sie Krümelchen mit den Vorderbeinen aufheben und davontragen oder gemeinsam grössere Beutestücke davonschleppen. Man wird nicht müde, ihnen, wenn man bei der Lampe in frischer Abendluft am Tische sitzt, zuzuschauen und ihr Wesen zu studieren, des Götheschen Ameisenchors im Faust gedenkend: „In solchen Ritzen ist jedes Bröselein wert zu besitzen. Das Allermindeste müsst ihr entdecken, auf das geschwindeste in allen Ecken. Allemsig müsst ihr sein, ihr Wimmelscharen!“

Skorpione, Tausendfüssler und 10—15 cm lange Skolopendren, deren Biss sehr unangenehm ist, fehlen nicht. Ein fast fingerdicker Regenwurm, ist für die Samoaner eine beliebte Delikatesse, indem sie ihn in der Mitte durchbrechen und aussaugen; für civilisierte Geschmacksästhetik ist das nicht gerade verlockend. — Landkrabben von Faustgrösse beleben die Küsten und bohren Löcher in die Wege für ihre Schlupfwinkel unter der Erde.

Dagegen beherbergen die Flüsse, ausser kräftigen Aalen und vereinzelt Fischen, nur wenig fischbare Bewohner. Die Aale halten sich mit Vorliebe unter Wasserfällen auf; sie liegen meist in kleinen Löchern und haben die Neigung, wenn sie gestört werden, aufwärts zu gehen. Dabei werden sie von den Fischern leicht gefangen. Die Tiere sind nicht selten armdick und sehr wohl-schmeckend. In ausdauernden Fluss- und Wasserbecken stecken kleine, zarte helle Krabben (Schrimpse), „ulavai“, mit dünner oft kaum fühlbarer Schale, samt der sie von den Samoanern als Delikatesse genossen werden. Auch im Haushalt der Fremden sind diese Krabben auf Brödchen, als Salat u. s. w. sehr geschätzt.

Ein bei Regenwetter recht aufdringliches Wesen bewohnt das Blätterdach des Urwaldes in den Bergen. Es ist das eine 1 bis 1½ cm lange, kaum stricknadeldicke Blutegelart, die bei anhaltendem Regen herabgespült wird und am Körper haften bleibt. Die Tierchen besitzen trotz ihrer wahrscheinlich recht geringen Erfahrung eine ausserordentliche Vorliebe für zarte gefässreiche Hautstellen, die sie leicht durchboren können, und daher ertappt man sie meist an den Lippen oder in den Augenwinkeln, von wo aus sie sich unter das Augenlid schieben um sich dort, ohne sich direkt lästig zu erweisen, festzusaugen. Ich habe einmal drei dieser weichen Gäste erst am nächsten Morgen nach einer Bergtour unter dem unteren Augenlide constatirt. Sie fühlten sich dort scheinbar ganz wohl und hatten keinerlei Lust, sich aus ihrer behaglichen Wohnung entfernen zu lassen. Man kann sich wohl vorstellen, wenn diese winzigen Blut-sauger auch keinen Schaden angerichtet hatten, dass grössere Arten,

wie sie auf Neu-Guinea vorkommen, dem armen Otto Ehlers eine Pein gewesen sind.

Enorm reich ist das Meer an Fischen, Krustern, Holothurien, Seeigeln u. s. w. Vor Allem spottet der Reichtum an Fischen aller Beschreibung. Vom gefräßigen Hai in zweierlei Form (ein grosser Menschenfresser „tanifa“ und eine kleinere blaue, harmlosere Art „mali“) und dem urkomischen Delphin bis zu winzigen Korallenfischchen giebt es hunderterlei Zwischenformen. Die Hyänen des Meeres fehlen nirgends; sie wagen sich sogar in die Buchten und Häfen und folgen, gierig auf Beute lauernd, den Schiffen; im Hafen von Apia umkreisen sie die Kriegsschiffe, um Abfälle zu erhaschen und sogar nach Menschen zu schnappen. Ein deutscher Matrose wurde Anfang der neunziger Jahre von einer solchen Bestie schwer beschädigt, aber noch glücklich gerettet.

Der Orkan von 1889 mag den gefräßigen Tieren willkommene Beute geliefert haben. Die Eingeborenen lieben das Fleisch des Haifisches, und die Segelschiffe fangen die Tiere mit Tauködern, nach denen sie schnappen, und an denen sie sich fangen, indem der schwammartige Köder von den nach rückwärts gerichteten Zahnreihen festgehalten wird. Die so gefangenen Haie werden dann für 10—20 Mk. an die Samoaner verkauft.

Eine grosse Zahl der Fische zeichnet sich durch schöne Farben und absonderliche Formen aus. Am farbenprächtigsten, gefleckt, gestreift, buntschillernd in prächtigem Silber des Mondspiegels, purpurnem Golde u. s. w. sind die Riffbewohner, zierliche Arten, die sich überwiegend zwischen den Korallenstöcken, von ihnen gegen grössere Räuber geschützt, aufhalten. Es dürfte einem Maler kaum gelingen, ein Colorit zu mischen, das nicht auf dem Schuppenkleid dieses oder jenes Fisches enthalten ist. In der Form ist die schmale mit rundem Rücken vorwiegend; die Rückenflosse ist häufig sehr stark entwickelt und bei vielen Fischen am Ende stark verlängert, in einzelnen Fällen peitschenartig zu langem Fortsatz. Man findet darunter ganz abenteuerliche Formen. Ganoidschupper mit direkt kantigem, sogar viereckigem Körper, kugelrunde Stachelrochen, deren Schuppen in scharfe Hornstacheln umgebildet, das Tier zu einem scheusslichen „Nolimetangere“ machen. Wenn man bereits so weit in die Wunder und Überraschungen der Natur eingedrungen ist, dass man sich über nichts mehr wundern zu können glaubt, so wundert man sich doch, wenn man in die Geheimnisse der tropischen Meere einen tiefen Blick thut. Es ist als ob die Schöpfung ihre schönsten Farben und kühnsten Formen hätte vor dem menschlichen Auge verbergen wollen; denn gerade in den verborgensten Tiefen und versteckt in Schlupfwinkel zwischen den bunten Korallen lauern ganz abenteuerliche Fischlein auf Beute, selbst geschützt gegen das Auge ihrer Feinde durch Anpassung in Form und Farbe an ihre

bunte und gestaltenreiche Umgebung, wie elektrische Funken hin- und herschnellend. „Plump und voller Ungeschick“ rollen und schieben sich dickbäuchige Holothurien mit ihrem gurkenförmigen warzigen Körper, schleichen weiche Seeschlangen, halb schwimmend, halb kriechend, behebige Seeigel und Seesterne, und phlegmatische Seekrabben, bunte Hummern, Langusten etc. in chaotischem Durcheinander zwischen den Korallen und Muscheln.

Kein Wassertropfen ist unbelebt und dem Grossen bieten Kleinere reichlich Nahrung. Mächtige Muscheltiere, Quallen. Polypen und Tintenfische besiedeln den Boden des Meeres, und allerhand Schalen und Gehäuse führt die brandende Woge über das Riff an den Strand, wo man die oft mehrere Kilogramm schweren Deckel der Riesenschnecke (*Tridacna gigas*) etc. in Mengen sammeln kann.

Die grosse „Seeschlange“ sucht man zwar auch im Stillen Ocean — vergeblich, selbst die „ältesten“ Samoaner wissen sich nicht darauf zu entsinnen, dagegen erzählt auch die Samoa-Mythe von „fe'e“ dem furchtbaren Kraken, der in den alten Seegeschichten eine Rolle spielt, aber lange in das Reich der Erzählerphantasie der Seefahrer versetzt wurde, dass er des Meeres Hyäne den Hai besiegte und mit seinen würgenden Riesenarmen in die Flucht schlug, Heut weiss man, dass solche fabelhafte Seeungeheuer leibhaftig die Tiefen des Meeres beherbergt, dass sie mit ihren viele Meter langen Polypenarmen die Fischleinen und Apparate der Tiefsee-Forschung capern und, mit Centnerschwerem Leibe doch leicht beweglich, sich auch an Schiffe festsetzen. Den Samoanern sind diese Untiere bekannt; aber in der Nähe der Inseln scheinen sie nicht zu hausen. Daher hat man ihre mythische Grösse — wahrscheinlich wie den Moa auf das Huhn (S. 110) — auf den Tintenfisch reduciert. Dagegen betrachtet man verschiedene Stätten der alten Götter jetzt noch als dem Kraken geweiht, der z. B. im oberen Flusslauf des Vaisingano (wo merkwürdigerweise die relativ seltene Erscheinung basaltischer Säulen, also in unverbrannter Form, zu Tage tritt) ein grosses Haus besessen haben soll, das bis heute von vielen Samoanern mit heiliger Scheu und Ehrfurcht genannte „fale fe'e“ = Haus des Fe'e.

Der Palolo.

Von den verschiedenen Mollusken, Schnecken und Würmern, welche sich einer gastronomischen Beliebtheit erfreuen, dürfte der Palolowurm zweifellos als seltenste und eigentümlichste Delicatesse zu betrachten sein. Was wir in der neuesten Auflage von Meyers Conversationslexicon über diesen marinen Borstenwurm (*Lysidice viridis*) aus der Familie der Euneceiden aufgezeichnet finden, entspricht nicht ganz der Wirklichkeit, nähert sich aber doch immerhin

schon wesentlich derselben, während noch vor wenigen Jahren das Wesen dieser Tiere völlig rätselhaft war. Diese Thatsache findet ihre Erklärung in der Lebensweise des Wurmes und ganz besonders darin, dass nur wenige Forscher Gelegenheit hatten, ihn lebend zu beobachten oder auch nur wohlhalten studieren zu können.

Die Heimat des Palolo sind im Stillen Ocean,*) speciell die Samoa- und die Viti-Inseln. Dasselbst macht er auf dem Grunde des Meeres seine Entwicklung durch, um nur für einige Stunden im Jahre zur Oberfläche desselben emporzusteigen; und zwar sind es die als Fortpflanzungssegmente dienenden Enden des Tieres, dessen Kopfteil in den Korallensteinen sitzen bleibt und sich dort von neuem regeneriert. Ort und Stunde seines Erscheinens sind den Eingeborenen genau bekannt. Vornehmlich da, wo grössere Tiefen den Aufbau der Korallen zurückgehalten haben und auf kurze Strecken den äusseren Riffwall unterbrechen, also vor den kleineren Bootpassagen, ist am Grunde des Riffandes die Wohnstätte des Palolo. Genau am Tage des Eintritts des letzten Viertels nach dem Oktober- oder November-Vollmond zur Zeit der Springflut — je nachdem das letzte Viertel im Oktober oder November dem Zenithstand der Sonne (30. Oktober) am nächsten liegt — vor Sonnenaufgang, harren die Eingeborenen in ihren leichten Kanus oder Booten dicht gedrängt auf den Schauplätzen, welche sich die Würmer alljährlich zu ihrer einmaligen „Tagfahrt“ auserwählen, wohlbewaffnet mit primitiven Käschern oder sonstigen Fangvorrichtungen, um die kurze Zeit zum Erbeuten jener beliebten Delicatsesse nach Möglichkeit auszunutzen. Auch die Fremden nehmen mannigfache Unbequemlichkeiten — nicht zum wenigsten das frühe Aufstehen — gern in den Kauf, um diesem eigentümlichen Volksfeste des „Wurmfanges“ beizuwohnen. Es heisst jedoch zur rechten Zeit aufbrechen, um wenigstens noch bei genügendem Wasserstande mit schwereren Booten über das vorgelagerte Korallengebiet hinwegzugelangen. Denn von 3 Uhr morgens ab, dem Zeitpunkte der Culmination der Flut, fällt in dieser Mondphase das Wasser bis 9 Uhr zur tiefsten Ebbe und gestattet dann bald nicht mehr, ohne Hindernis an Korallenstöcken vorbei nach dem Schauplatze zu rudern. Fast lautlos tummeln sich die leichten Fahrzeuge bei beginnendem Tagesgrauen auf der bläulichgrünen Lagune. Mit Spannung späht man nach den ersten geheimnisvollen Boten aus der Tiefe aus. Plötzlich wird es hier und dort lebendig in der Wasseroberfläche, und auch die Boote und Kanus drängen sich zusammen, um die bestbesuchten Plätze für sich in Anspruch zu nehmen. Kleine Stricknadeldicke, 5—50 cm lange gelbbraune und blaugrüne, fadenartige Gebilde tauchen

*) Neuerdings hat man verwandte Tiere auch im atlantischen Ocean an der Küste Südamerikas gefunden.

auf und schlängeln sich langsam im Wasser umher; bald nimmt ihre Zahl zu, und in wenigen Minuten wimmelt und ballt sich ein Heer von Millionen im Wasser. Cocosnussschalen, Töpfe, Blätter u. s. w. werden mit der Beute gefüllt, schnell sucht Jeder seinen Raub zu bergen, denn schon steigt Aurora's rosiger Schein im Osten empor, für die seltenen Gäste ein Zeichen zum Rückzug oder zu völliger Auflösung.

Nun kommt aber die schwierigere Aufgabe des Rückzuges auch für die Fischer; das Wasser ist schon so weit gefallen, dass rings um den Tummelplatz der Würmer die Korallenstöcke darüber zumteil emporragen. Ein leichtes Kanu schlüpft wohl noch dazwischen hindurch, aber ein Boot ist, selbst bei völliger Entlastung von seinen Insassen, nur noch durch angestrengtes Schieben darüber hinweg zu bewegen. Da giebt es gar manchen Scherz, denn auf Korallenriffboden zu laufen und dabei noch Bootschieber zu sein, ist nicht ganz einfach, und mit einem Fehltritt und einem Seebade ist das nicht abgethan! Grosser Jubel belohnt Jeden und Jede für ein unfreiwilliges Tauchen, und besonders die ausgelassenen, scherzlustigen Mädchen suchen solche feuchte Zwischenfälle möglichst häufig herbeizuführen. Nicht mit Unrecht wird dem Neuling bei einem Palolofange geraten, sich die schlechtesten Schuhe und Kleider für die Festlichkeit anzulegen, denn man wandert wohl ungestraft unter Palmen, aber nicht auf den scharfen Korallen.

Glücklich an Land zurückgekehrt, wird dann die Jagdbeute roh oder zubereitet genossen. Für die Eingeborenen bildet sie einen ausserordentlich geschätzten Leckerbissen. Bei lohnender Ausbeute wird der Genuss auf einige Tage ausgedehnt, indem je eine Handvoll Würmer in Taro- oder Bananenblattstücke eingehüllt und diese oben zusammengebunden werden. In solcher Form wird auch den angesehenen Weissen ein Tribut überreicht.

Diese verachten solche Localleckerbissen keineswegs durchweg, sondern geniessen sie als Ersatz für Caviar mit Citronensaft oder in Butter geschmort. Manche Fremde besitzen sogar eine grosse Vorliebe dafür.

Der Geschmack der frischen Palolos ist schwer zu definieren, Marinestabsarzt Dr. Krämer, der sich um die wissenschaftliche Erforschung des Wurmes 1898 und 99 grosses Verdienst erworben hat, stellt ihn zwischen den von Miesmuscheln und Austern — das ist eben Geschmacksache und darüber lässt sich bekanntlich nicht streiten. Es unterliegt keinem Zweifel, dass die regelmässige Periodicität im Auftreten dieses merkwürdigen Wurmes mit seiner Regeneration bezw. Vermehrung in directem Zusammenhange steht, und dass wir es mit getrenntgeschlechtigen Individuen, wie es bei den Polychaeten vorwiegend der Fall ist, zu thun haben. Während die

männlichen Segmente hell- bis gelblichbraun und meist völlig erhalten erscheinen, sind die weiblichen blaugrün, auch tiefblau und in all ihren Segmenten dicht mit blauen polygonalen Eiern angefüllt und äusserst empfindlich, sodass es nur in den seltensten Fällen gelingt, ein Exemplar mit deutlich erkennbarem Körperende zu erhalten. Auch die Männchen platzen, wenn sie dem Wasser entnommen werden, durch gewaltsame Bewegungen leicht auf oder reissen entzwei. Die Conservierung der Tiere macht deshalb auch bedeutende Schwierigkeiten, und man hatte sie bisher entweder als fragmentarische Formalin- und Alkoholpräparate oder auf Glasscheiben aufgetrocknet für wissenschaftliche Untersuchungen zur Verfügung. Die Zahl der bisher gefundenen Köpfe ist sehr gering, und bis zur Zeit sind noch nicht alle Zweifel gehoben, dass es wirklich Köpfe des eigentlichen Palolos waren.

Übrigens ist die Palolozeit auch die Jahresperiode für massenhaftes Auftreten kleiner Fische — meist Jugendformen grösserer Seefische — die gleichzeitig gefangen und als Leckerbissen geschätzt werden. Auch die Delphine suchen um diese Zeit bezw. zur Springflutzeit des Frühjahrsäquinoctiums (11. Februar), zu welcher auch der Palolo zeitweise erscheint, besonders wenn er im Oktober oder November ausblieb, in grösseren Mengen die Küstenbänke auf, um dort zu laichen.

Vegetation.

Grossartig und lieblich zugleich, wie der Charakter der Inseln, ist auch ihre Vegetation, die mit dem Zauber ewigen Lebens mit saftig grünem freundlichem Kleide die schauerlich schönen Gebilde erdinnerer Revolutionen, einst feuerspeiende Erdschlote und längst verglühte Lava-Felder umhüllt. Gewaltige Baumriesen überragen, schon von weitem erkennbar, das hohe dichte Blätterdach des Urwaldes, der die pittoresken Formen der Inseln von dem korallenumgürteten Strand oder den vom brandenden Meere bestürmten Steilküsten bis hinauf zu den höchsten und steilsten Spitzen und Kraterrändern abrundend verhüllt. An der Küste aber, wo Menschen hausen und des Urwaldes gigantische Grösse der Axt oder dem Feuer gewichen ist, wiegen elegante Cocospalmen majestätisch ihre hellgrünen Fieder-Kronen aus mächtigen, mehrere Meter langen Wedeln im Winde über den Häusern der Ansiedler, den Hütten der Eingeborenen und den fremden Eindringlingen der weitverbreiteten tropischen Küstenflora, die hier, wie auch fremdes Wesen im menschlichen Leben den einheimischen Charakter verdrängen und unterdrücken. Daher bietet auch das Küstenland dem Naturfreund und Botaniker verhältnis-



Vegetationsbild aus einer Flussschlucht I (unterer Teil) mit Tarostauden.



Vegetationsbild aus einer Flussschlucht II.
Oberer Teil der steilen Wand mit Farnen und Schlinggewächsen.

mässig wenig Neues und Originelles in seinem buschigen Bestande, wengleich auch dort schöne Elemente, die dem im pacifischen Tropengürtel Unbekannten ins Auge fallen und fremdartig erscheinen, neben einzelnen pflanzlichen Weltbummlern, wie Wegebreit, Portulak, Solanum u. s. w. nicht fehlen.

Da sind u. A.: die eigenartigen, auf einem Wurzelgestell stehenden Pandanusbäume mit ihren mehrere Meter langen bandartigen, scharfgezähnten Blättern, aus deren Oberhaut die Eingeborenen feste Matten flechten; der Schirmbaum (*Terminalia*) mit wagerecht ausgebreiteten Etagen grosslaubiger Astquirle; Hibiscusbäume und -Sträucher mit ihren grossen goldigen Malvenblüten; stattliche Barringtonien, deren magnolienartige, mächtige Blüten mit riesigen Staubfadenbüscheln den Boden bedecken; Brodfrucht bäume; die ihrer saftigen Früchte wegen hochgeschätzten Mangobäume; die von Australien eingeführte Casuarina, deren Schachtelhalm ähnlich belaubte Zweige den Deutschen zur Weihnachtszeit Ersatz für den Tannenbaum bieten. Unter den Bäumen der Küste spriesst in immergrünem Schmuck ein Gebüsch von Sträuchern, Stauden, Farnen, Gräsern und kleineren Pflanzen über Flechten und Moosen. Jedes Fleckchen Erde ist von organischem Leben bedeckt. Selbst senkrecht aufsteigende Felswände am Meere, in tiefen Schluchten an den zahlreichen Wasserfällen u. s. w. zeugen von der Fruchtbarkeit des Gesteins, in dessen Poren und Rissen die zarten Wurzeln der mannigfaltigen Farne, Piperaceen, Urticaceen etc. Halt und Nahrung finden. Dort, wo das Meer in das Land eindringt und den Boden mit Salzwasser infiltriert, haben sich Mangroven (*Rhizophora* und *Brouquieria*) und der mächtige 2—3 m hohe Mangrovefarn (*Acrostichum aureum*) angesiedelt. Auf Küstenebenen, die noch vom Meerwasser getränkt sind, suchen die an Süßwasser gewöhnten Bäume und Sträucher durch sogenannte Brettwurzeln, auf dem Boden hinlaufend, den Regen aufzufangen und aufzunehmen.

Der eigentliche Urwald reicht nur stellenweise noch bis an die Küste herab; er ist zumeist durch die Ansiedlungen und Pflanzungen der Eingeborenen verdrängt und beginnt erst in gewisser Entfernung von der Küste. Alte Baumriesen haben hier und dort Feuer und Buschmesser widerstanden und zeugen, die junge Vegetation überragend, noch von der „guten alten“ Urwaldzeit. Das sind allen voran die kolossalen Banyanbäume (*Ficus aoa* etc.), endemische Vertreter dieser weitverbreiteten und geschätzten Pflanzengattung. Neben ihren 50—80 m hohen Kronen erscheinen selbst die stattlichen Cocospalmen als winzige, untergeordnete Geschöpfe. Der Aufbau dieser Elephanten im Pflanzenreiche bildet eins der interessantesten Kapitel der Pflanzenbiologie. Ein unscheinbares Samenkorn der erbsengrossen scharlachroten Fruchtstände (die Feige ist bekanntlich ein geschlossener Blütenstand, dessen im Inneren verborgene Blüten



Zusammenstellung samoanischer Farne, etwa 40 Arten (von Dr. Funk).

durch ganz bestimmte Insekten befruchtet werden und zu Früchten reifen, die der äussere Fleischmantel umhüllt) gelangt in der Rinde eines anderen Baumes zur Entwicklung. Hier treibt es auf Kosten seines Wirtes Wurzeln, Blätter und Zweige. Die Wurzeln umschliessen den Stamm des Ernährers und gelangen allmählich zur Erde. Aus den Blattachseln der Zweige entspringen neue Wurzeln, die zur Erde hinabwachsen. Inzwischen wird der Träger und erste Ernährer des Parasiten immer fester von den ersten Wurzeln umspinnen und schliesslich ausgesaugt und erwürgt. Der Wurzelstamm des Banyans hat indessen hinreichende Festigkeit und Stärke erlangt, um seine kleinblättrige Krone allein tragen und ernähren zu können, sich in stetem Wachstum zu vergrössern und zu einem gewaltigen Urwaldriesen auszuwachsen. Der Kampf ums Dasein, die Entwicklung des Grossen aus kleinen Anfängen, und die Herrschaft des Grossen über das Kleine — das sind die Lebenssymptome, die dem Urwald das grossartige Gepräge verleihen. Der samoanische Urwald gleicht darin auch dem anderer Gebiete, wenschon er in mancher Beziehung von seinen continentalen Genossen abweicht. Sein Charakter ist, je nach der Lage und dem Untergrund, sehr verschieden. Am Fuss der Berge besteht er zumeist aus mächtigen Waldbäumen mit geringem Unterholz; er bietet dort dem Vordringen deshalb keine erheblichen Hindernisse; sein Blätterdach ist aber dicht und geschlossen. Je höher man zu dem Centralgebiet hinaufsteigt, desto typischer wird das Vegetationsbild, desto dichter und vielgestaltiger die Flora und desto erbitterter der Kampf um Raum, Luft und Licht. Unter dem majestätischen Dom der hohen Urwaldbäume wölbt sich ein zweites Dach von kleineren, überwiegend schön blühenden, grossblättrigen Myrthaceen (*Eugenia*), Muskatbäumen, Parinarien etc. über schlanken Farnbäumen mit eleganten spitzenartigen Wedeln, Sträuchern, Musen und grösseren Stauden. Den Boden und die Gesteinstrümmer bedeckt ein saftiger Teppich von Farnen, Peperomien, Urticaceen, Orchideen u. s. w. Alle Äste und Zweige der Bäume und Sträucher sind von Epiphyten dicht besetzt. Zwischen riesigen Moospolstern, Flechten und Lebermoosen machen sich Orchideen und Farne den Platz streitig; Kletterpflanzen (*Hoya*, *Piper*, *Freycinetia*, *Flagellaria*, Farne etc.) streben an den Bäumen und Ästen empor und gewaltige Lianen (*Entada*, *Mucuna*) vervollständigen mit ihren stammartigen, herabhängenden, viele hundert Meter langen Achsen, die beim Durchschneiden grosse Mengen Wasser abgeben, das Chaos. Hier bedeckt ein Teppich weisser oder gelber Blüten das grüne Kleid des Bodens — aber den Erzeuger desselben vermag das Auge des Unkundigen kaum zu entdecken; dort duftet es lieblich nach Myrten oder dergl. — vergeblich sucht der Fremde nach der *Eugenia*, deren Blüten das Aroma verbreiten. Alles lebt, grünt und blüht ringsum in ewigem Werden und Vergehen, und das Vergehende bietet dem

Werdenden neue Quellen, neue Kraft. Wie Mirza Schaffy singt:

Es nährt vom Tode sich das Leben;
Und dies muss jenem Nahrung geben.
Ein ewig Werden und Vergehn, — —

Die vermodernden Stämme mächtiger Waldriesen sind schnell besetzt von neuem Leben, herabfallende Blätter und Zweige füllen die Poren und Hohlräume der Basalttrümmer und spenden verwesend neue Lebenskraft. Diese Fülle von organischem Leben entspringt oft einer Unterlage, der man alles Andere, nur nicht Fruchtbarkeit zutrauen sollte; denn unter den Füßen fühlt der Wanderer nichts als rauhe, poröse Steine und Lavablöcke zwischen dem üppig grünen Kleid, das sie verhüllt. Wenn man aber nach dem Urquell dieser grünenden Pracht und Lebensfülle sucht und den Steinmantel der Erde lüftet, dann findet man — oft sehr tief unter Lavatrümmern verborgen, die humose Verwesungs- und Verwitterungskrume, die den Wurzeln unerschöpflich Kraft und Saft spendet.

Trotz seiner Üppigkeit und Fülle entbehrt der samoanische Urwald die dumpfe Luft continentaler Urwälder, die so oft dem Europäer lästig und schädlich wird. Das hat seinen Grund einmal in der andauernden Luftbewegung, der reinigenden Wirkung des Passates und in der intensiven Ausdünstung der frischen, mehr noch in dem Fehlen stagnierender Niederschläge.

Die Flora der Inseln*) ist botanisch weder besonders reichhaltig noch spezifisch charakteristisch, obwohl reich an einheimischen Formen; sie zeigt am meisten Verwandtschaft zu der von Tonga, Tahiti und den Viti-Inseln; genetisch scheint sie jedoch von dem malayischen Florengebiet abhängig zu sein, wenschon gemeinsame Arten relativ selten sind; mit Hawaii hat sie nur sehr wenige Vertreter gemeinsam. Trotz des die Inseln umschliessenden ost-westlichen Äquatorstromes und des zur Zeit der Fruchtreife wehenden Süd-Ost-Passates sind Vertreter der südamerikanischen Florengebiete fast garnicht nach Samoa gelangt. Somit bietet die Samoa-Flora gerade in pflanzengeographischer Beziehung unter gleichzeitiger vergleichender Beobachtung der benachbarten Insularflore noch ein recht dankbares Arbeitsfeld und zweifellos auch noch mancherlei neues und interessantes Material für Systematiker, Biologen und Physiologen.

Von besonderem Interesse bleibt die pflanzengeographische Besiedlungsfrage, deren Lösung auf gleiche Bahnen weist, wie die der polynesischen Wanderung; noch fehlt uns aber für Menschen, Tiere und Pflanzen die richtige Brücke nach dem gemeinsamen, aller Wahrscheinlichkeit nach indomalayischen Ursprungsgebiet.**)

*) bearbeitet vom Verfasser in Englers Botan. Jahrbüchern Bd. XXIII und XXV.

**) Berichte über die 73. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte (Vortrag des Verfassers).

Nutzpflanzen.

Auf unserem Planeten giebt es nicht viele Gebiete, die durch ihre Fruchtbarkeit und günstigen klimatischen Verhältnisse ihren ursprünglichen Bewohnern so mühelos alle Bedürfnisse befriedigen und Alles liefern, was diese als Naturvolk in ihrer ursprünglichen Lebensweise für einen sorgenlosen Genuss ihres Daseins beanspruchen konnten, wie es die Samoa-Inseln thun. Die Natur hat dort Alles aufgeboden, um ihren edelsten Kindern die Pflichten der Arbeit, den Kampf um des Lebens Nahrung und Notdurft zu ersparen. Diese Bevorzugung wissen die Samoaner auch in vollem Masse zu schätzen und zu würdigen; denn einerseits liegt ihnen nichts ferner als sich um ihren Lebenszweck und Unterhalt die geringste Sorge zu machen oder ihren schönen Körper durch Arbeit zu belasten; andererseits aber haben sie auch wohl verstanden, mit lebhaftem Interesse für alle ihnen zur Verfügung gestellten Gaben Wert und Zweck zu ergründen, sie praktisch anzuwenden und auszunutzen. Ihr Leben, ihre Sitten und Gebräuche sind daher auf das engste mit der Flora ihrer Heimat verknüpft. Fast alle Vertreter ihres Pflanzenreiches waren ihnen bekannt, für die meisten hatten sie Namen, welche vielfach schon die charakteristischen Eigenschaften andeuteten; für formenreiche Gattungen existieren Wortstämme, welche, durch meist sehr treffende Epitheta ergänzt, die einzelnen Arten oder Varietäten bezeichnen. Von der Wurzel bis zur Blüte und Frucht kannten sie die Eigenschaften der Pflanzen und wussten sie zu verwenden und vielfach durch geschickte und mannigfache Behandlung nutzbar zu machen.

In der Neuzeit ist leider durch die Einflüsse der Civilisation, Ableitung des Interesses durch neue Bedürfnisse und vor allem durch die Andauer politischer Wirren und Unruhen diese innige Beziehung der Eingeborenen zu dem Ererbten stark erschüttert worden, und es ist jetzt schon sehr schwer, noch unverfälschte Angaben zu erhalten und die alten Namen und Traditionen auch in dieser Hinsicht zu fixieren. Das ist sehr zu bedauern.

Es ist nicht möglich und würde den Rahmen dieses Buches überschreiten, eine umfassende Schilderung aller für die Eingeborenen wichtigen Nutzpflanzen zu geben; indessen dürften einige Mittheilungen über die wichtigsten Nutz- und Kulturgewächse von allgemeinerem ergänzendem Interesse sein.

Die Cocospalme.

Die Cocospalme (*Cocos nucifera*) von den Samoanern „niu“ genannt, spielt in deren Leben die wichtigste Rolle und greift mit allen ihren Theilen in die Gewohnheiten und Bedürfnisse des Volkes ein. Ohne irgend welche Ansprüche an Pflege und Aufsicht zu

stellen, treibt die abgefallene reife Nuss, wie wir sie jetzt sehr häufig in Schaufenstern etc. sehen können, aus ihrer inneren harten Samenschale durch die feste fasrige Fruchtschale, wo sie auch liegen möge, nach wenigen Monaten Spross und Wurzeln, und durchdringt das dichteste Gestrüpp von Gras und Unkraut, mit ihren ersten wenig zerschlitzten Blättern dem Lichte zustrebend, um nach 6—8 Jahren bereits als 2—3 m hoher Stamm mit üppiger Fiederkrone die ersten Blüten und Früchte zu treiben; ganz gleich, ob der Keimling sich in fruchtbarer, feuchter Erde, in festen Korallen oder Gesteinsmassen oder in lockerem trockenem Küstensand Halt und Nahrung erkämpfen muss, ob seine Jugendjahre die heissen senkrechten Sonnenstrahlen belästigen oder ob kühler Schatten die früheste Entwicklung fördert.

In der ersten Wachstumsperiode, dem Stadium der Keimung,*) reicht der dem Samen von der Mutterpflanze vorsorglich mitgegebene Reservestoff — der die wertvolle Handelskopra liefernde innere Mantel der Nuss (Endosperm) — zur Sicherung der Existenz für die junge Pflanze aus. Nach einigen Monaten haben die grüne Knospe und die jungen Wurzeln die äussere Faserschale durchdrungen, und nun greift die werdende Pflanze nach äusserer Zufuhr in das Erdreich. In abgefallenen, reifen Nüssen beginnen die Entwicklung des Embryo und die Keimung bald wesentliche Veränderungen hervorzurufen. Das Fruchtwasser (Cocosmilch), welches mit Beendigung des Endospermbildungsprocesses bereits seine chemischen Beimischungen abgegeben hat, klar aussieht und fad schmeckt (S. 155), wird zunächst wieder von dem eindringenden Keimblatt, das sich zu einem Saugorgan entwickelt, benutzt und bei fortschreitender Vergrösserung dieser Einstülpung völlig verdrängt. Das Saugorgan füllt dann den inneren Hohlraum aus, legt sich mit seiner leicht gelblichen äusseren Zellschicht an das Endosperm an und saugt dasselbe bei stetig fortschreitender Zersetzung des fetthaltigen Nährgewebes in sein locker schwammiges Gewebe auf, in welchem die Umsetzung der Fette des Endosperms in Zucker stattfindet. Dieser Zuckergehalt macht das Saugorgan zu einem beliebten Leckerbissen. — Der Wert des Endosperms und sein Geschmack leiden fortschreitend bei der Keimung, und es bleibt schliesslich, wenn die junge Keimpflanze aus ihren ersten Wurzeln erst selbständig ihren Unterhalt der Aussenwelt entnehmen kann, nur noch ein schmieriger, gelblich weisser Rückstand übrig.

*) Die Cocosnuss ist, wie die drei Kanten ihrer Samenschale erkennen lassen, ursprünglich aus einer dreifährigen Samenanlage entstanden, in der jedoch regelmässig nur eine Samenknospe zur Entwicklung gelangt, während die Kanten und die — ausser dem lose verschlossenen Keimloch der entwickelten Samenanlage noch erkennbaren — verholzten Keimporen der andern beiden Schalensegmente die verdrängten Samenanlagen andeuten.

Als Nahrungsmittel spielt das reife, feste Endosperm die Hauptrolle. Mit einem spitzen Stück Holz fein herausgeschabt, dient es in der Kochkunst zur Darstellung verschiedener Gerichte (vergl. S. 152), vermischt mit junger süsser Cocosmilch oder mit Salzwasser. Auch mit anderen Nahrungsmitteln und in Taro oder Bananenblättern gekocht oder leicht geröstet, lassen sich recht wohlschmeckende Speisen daraus bereiten. Das Endosperm dient ferner als Futter für Schweine, Hunde und Hühner, die alle gleich grosse Neigung dafür zeigen. Den Eingeborenen selbst aber erfüllt es noch ein grosses Lebensbedürfnis, indem es, von dem Fruchtwasser befreit, sich verseift und schliesslich ölig wird. Das ausgepresste Oel wird alsdann mit den wohlriechenden Blüten der *Cananga odorata*, von *Hoja*, *Siegesbeckia*, den aromatischen Knöllchen eines Grases, dem Harz einiger Bäume etc. angesetzt und so parfümiert, durch Bastfilter oder mattenartig geflochtene Pressen aus Hibiscusbast filtriert und bei festlichen Gelegenheiten zum Einölen des Körpers benutzt, um diesem Glanz und der Haut Geschmeidigkeit zu verleihen. Auch Bekleidungsstücke, die der Feuchtigkeit trotzen sollen, werden damit imprägniert. Die auf solche Weise ihres Inhaltes entleerten unverletzten Samenschalen werden längere Zeit hindurch mit Wasser gereinigt und dienen dann als Wasserbehälter und Trinkgefässe, indem man das frische Keimloch mit einem Stöpfel aus trockenen Bananenblatteilen verschliesst. Die obere (der Ansatzstelle gegenüberliegende) Hälfte der Schale dient, sorgfältig abpoliert, als Kavabecher. — Die äussere Fruchthülle (das Pericarp) enthält die feste Faser, aus welcher die bei uns eingeführten widerstandsfähigen Decken gefertigt werden. Auch hierfür giebt es besonders geeignete Varietäten mit grossen Nüssen „niu afa“; die Samoaner flechten daraus Bindfaden, mit dem sie ihre Häuser und Kanus festigen und binden, Fischleinen herstellen etc. Das Pericarp einer Varietät ist stark zuckerhaltig und wird von Kindern deshalb gern gekaut.

Die Blätter der Palmen dienen in ihrer ganzen Länge von 3 — 5 m als provisorisches Dachmaterial; gespalten zur Anfertigung unverwüsthlicher Körbe und Jalousien an den Hauswänden, ferner als primitive Servierplatten, zu je zwei Hälften dicht verflochten, auf ebener Erde ausgebreitet. Die Spreiten allein, oder in Streifen geteilt, werden zu festen Matten verflochten und ferner getrocknet als Fackeln bei nächtlichen Belustigungen und bei Fischfang benutzt. Die Mittelrippen der Fiedern werden zu Haarkämmen, „selu“, in einer Ebene fest aneinander gereiht, mit Cocosfaser verbunden. Ihre Festigkeit trotz erfolgreich dem dichten, verwachsenen Haar der Eingeborenen. Das Herz der Krone, „taale“, d. h. die noch von den jüngsten Wedeln dicht umschlossene weiche Knospe, ist, wie anderwärts das von vielen Palmen,

als Delikatesse bei den Eingeborenen sehr beliebt, und wird auch von den Fremden, wie Spargel in holländischer Sauce oder als Salat zubereitet, sehr geschätzt.

Der Stamm der „Tropenkönigin“ endlich bietet, wegen seiner Länge bis 25 m und gleichmässigen Festigkeit sowie Ausdauer und Widerstandsfähigkeit gegen Fäulniss, ein willkommenes Material zur Überbrückung von Flüssen und Sümpfen. Sein festes Holz liefert schöne Spazierstöcke. — Kurz, es giebt kaum einen Teil an der ganzen Cocospalme, der nicht in irgend einer Weise den Bewohnern der Inseln nützlich, wenn nicht fast unentbehrlich wäre.

Dazu kommt noch, dass eine Palme ohne Unterbrechung Blüten treibt und Früchte entwickelt. Seitdem die Kultur und Civilisation sich des palmenbewohnten Tropengürtels bemächtigt und man den Wert der Cocosnuss erkannt und schätzen gelernt hat, ist ihre Bedeutung zu einer hervorragenden Wichtigkeit und Existenzfrage für Einzelne wie für ausgedehnte Unternehmungen herangewachsen. Die Eingeborenen achten die Cocospalme nun auch als indirectes Mittel zur Erfüllung neuer, ihnen durch die Civilisation aufgedrängter Wünsche und Bedürfnisse, und sie sind mehr denn je bestrebt, möglichst hohe Erträge davon zu erzielen. Von Jahr zu Jahr gewinnt die Kopra, das getrocknete Endosperm, auf dem Weltmarkt grössere Bedeutung, je mehr sich die Technik in der Verwertung ihres Gehaltes an Oel und der Darstellung feiner Seifen, Oele sowie Butter und anderweitiger Genussmittel, Delikatessen und Futtermittel aus den Rückständen ausbildet. Die Cocospalmen resp. ihre Produkte haben zur Urbarmachung weiter Ländereien an den Küsten der Tropen geführt und dort den Pionieren der Kolonisation bedeutenden Gewinn gebracht. Wo noch vor wenigen Jahren Hunderte von Hektaren fruchtbaren Landes ungemessen für eine Flinte, eine Büchse oder einige Ballen Stoff von den ahnungslosen Eingeborenen an Weisse abgetreten wurden, da zahlt man jetzt 100—1000 Mark und noch mehr für einen Hektar mit der sicheren Aussicht, dass die Erträge desselben die Kapitalsanlage gut verzinsen und amortisieren werden. Tausende von Centnern Kopra führen die Segelschiffe jährlich von den Inseln fort nach französischen, deutschen und englischen Häfen.

Fruchtbäume.

Der Brotfruchtbaum (*Artocarpus incisa*), „ulu“, steht mit seinem Werte in gewisser Beziehung höher als die Cocospalme; denn er liefert den Eingeborenen eine voluminöse, Magen füllende Nahrung, und einer solchen bedürfen diese in hervorragendem Masse. Nach Art, Form und Geschmack seiner 1—2½ kg schweren Früchte unterscheiden die Samoaner zahlreiche Varietäten. Es giebt Früchte mit und ohne Samen, von runder und länglicher Form, von

trockenen, mehligem oder feucht-seifigem Geschmack, Bäume mit tief gelappten oder nur gezähnten Blättern in allen Übergangsstadien. Hohen Häuptlingen werden nur ganz bestimmte Varietäten vorgesetzt. Der Brotfruchtbaum ist schon etwas anspruchsvoller als die Palme. Allerdings verlangt auch er keine Pflege, aber einen guten tiefgründigen Boden und Feuchtigkeit. Seine Früchte sind roh ungenießbar. Sie werden im „Samoa-Ofen“ erst in schmackhafte Nahrung verwandelt. Warm, mit etwas Salz genossen, schmecken sie recht angenehm, besonders an Stelle von Brod oder Kartoffeln mit Fleisch zusammen. Die Eingeborenen essen sie auch kalt, einige Tage aufbewahrt, noch sehr gern. Wiederholte Erwärmung ist unbeschadet dem Geschmack zulässig. — Sowohl die Früchte wie die Rinde enthalten ein milchiges gerbstoffhaltiges Harz, das besonders Samoakinder und Mädchen mit Vorliebe kauen, dabei schnalzende Laute hervorrufend. Wenn diese Passion mit sanitärer Absicht der Zahnpflege in Zusammenhang steht oder ihrem Einfluss die Pracht und Ausdauer der Kauwerkzeuge der Samoaner zu danken ist, dann könnte das Brodfruchtharz geeignet sein, selbst die best reklamierten Mundwässer und Zahnpasten moderner Geheimkünstler schnell zu verdrängen. — Das Holz des Brotfruchtbaumes ist von vorzüglicher Qualität, Festigkeit und Ausdauer. Es liefert die Pfosten zu den Häusern der Vornehmen und besonders zu den Versammlungs- und Beratungshütten, für welche deshalb auch der Name „fale ulu“, d. h. Haus aus Brotfruchtbaum, üblich ist. — Durch die französischen Missionare ist auch der *Artocarpus integrifolia*. „Jack fruit tree“ von Tahiti nach Samoa eingeführt. Seine bis 15 kg schweren, an Stamm und Asten hängenden Früchte erfreuen sich jedoch bei den Samoanern keiner besonderen Beliebtheit. Hierin, wie auch in Betreff der meisten anderen von den Fremden importierten Früchten und Obstsorten zeigt sich der Samoaner sehr konservativ und seinen altbewährten eigenen Erzeugnissen treu.

Der Melonenbaum, Mammy apple (*Carica Papaya*), „esi“, bei uns officinell bekannt wegen des in seinem Milchsaft enthaltenen *Papayacin*, ist als Baum mit seinem weichen Holz und bis 10 m hohen Stamm im Küstengebiet und auf den Pflanzungen weit verbreitet. Die melonenartigen, wie Cocosnüsse von der Krone an dem kahlen Stamme herabhängenden Früchte enthalten ein angenehm schmeckendes Fruchtfleisch und zahlreiche von verschleimter Pulpa eingehüllte schwärzliche, nach Kresse schmeckende und riechende hanfsamenähnliche Samen. Letztere werden von den Samoanern in Cocosmilch gekocht als Delikatesse genossen. Die Blätter üben auf in sie eingehüllte Früchte und Fleischstücke eine schnell fermentierende, peptonisierende Wirkung aus. Roh und gekocht findet man das Fruchtfleisch häufig auf den Tischen der Händler und Missionare.

Die Apfelsine (*Citrus aurantium*) „moli“ wissen die Samoaner sowohl ihres durststillenden, wie wohlschmeckenden Saftes wegen sehr zu schätzen. Man begegnet Apfelsinenbäumen deshalb im Küstengebiet sehr häufig. Diese süd- und westasiatische Frucht wird nach unseren Begriffen auf Samoa in sehr verschwenderischer Weise genossen: Man schält mit dem Messer die äussere gelbe Schale dünn ab, schneidet die Spitze etwa thalergross weg und saugt dann den Saft heraus, indem man die Frucht mit den Händen zusammenpresst. Die tropischen Früchte sind besonders saftreich, während ihre Zellmembran zäher und fester erscheint, als die der Mittelmeer-Apfelsinen. Citronen „tipola“ sind in einer wilden Form vorhanden, aber auch angebaut als Bäume, Sträucher und Hecken verbreitet; desgl. die Mandarine.

Der Mangobaum (*Mangifera indica*) „mango“ ist einer der schönsten nach Samoa importirten Schattenbäume der Küstengebiete. Seine Früchte schmecken zuerst leicht nach Terpentin, d. h. sie erinnern durch ihr Aroma daran, sind aber äusserst saftig und wohlschmeckend und überall gleich beliebt. Sie gelten nach der wundervollen indischen Mangostane (*Garcinia Mangostana*) für die schönste Frucht der Tropen. In anderen Gegenden wird der stärkemehlhaltige Same ebenfalls genossen und zur Stärkegewinnung benutzt. —

Der Vi-Baum, — vi apple — (*Spondias dulcis*) „vi“ reizt wie keine Frucht die Genusslust der Samoaner, besonders der Kinder. Schon allein das Verlangen und Bewusstsein, eine „Vi“ zu essen, verleitet die jungen Eingeborenen — wie bei uns die Kinder Äpfel und Birnen — diese Früchte unreif von den Bäumen zu schlagen und zu werfen. Ihr Geschmack ist sehr angenehm; aber durch stachelartige Auswüchse der Steinschale in das Fruchtfleisch hinein wird der Genuss etwas beeinträchtigt. Gekocht schmeckt das Fruchtfleisch unserem Apfelmus sehr ähnlich und es wird auch in dieser Zubereitung von den Fremden am meisten geschätzt.

Die Südsee-Kastanie — chest nut tree — (*Inocarpus edulis*) „ifi“, hat trockenfleischige Früchte, welche geschält oder frisch geröstet werden, dann werden die Samenkerne gegessen. Der Geschmack erinnert in der That an unsere echten Kastanien (Maroni). Sie erfreuen sich im tropischen Australien besonderer Beliebtheit. —

Als Fruchtbäume, erst in späteren Jahren durch die Fremden auf Samoa eingeführt, verdienen noch erwähnt zu werden: die allgemein beliebten Anona-Arten (*A. squamosa* und *A. Cherimolia*) aus dem tropischen Amerika, die Guave (*Psidium Guajava*) aus Südamerika, die ostindischen Malay apple — (*Jambosa malaccensis*), der virginische Sumach oder Essigbaum (*Rhus thyphinum*), die Butterfrucht (*Persea gratissima*) aus Brasilien. — Auch der Weinstock fehlt nicht und umrankt die Häuser mancher Weissen mit mächtigen Reben, deren

spärliches Laub jedoch deutlich zeigt, wie wenig wohl ihm in diesem allzu gesegneten Klima ist und wie sehr ihm die heimatliche Winter-
rast fehlt. Die ruhelose Entwicklung raubt ihm die Kraft und die
Lust, Blüten und Früchte zu treiben, und nur in sehr wenigen
Fällen haben künstliche Schlafmittel, wie längeres Eingraben des
Stockes etc., einige kümmerliche Früchte zu zeitigen vermocht. —
Einige auf Samoa einheimische wilde Muskatnuss-Arten haben
bisher keine weitere Beachtung gefunden.

Bananen.

Die Banane (*Musa sapientum* etc.), „fai“, welche durch ihre
schöne, fremdartige Form und Blattgrösse, sowie ihre enorme Ertrag-
fähigkeit die Bewunderung Alexanders d. Gr. auf seinem indischen
Feldzug und später das Staunen der ersten Forschungsreisenden
hervorrief, hat Humboldt zu einer Berechnung ihres Wertes ver-
anlasst. Dadurch kam er zu dem Resultat, dass ein Stück Land,
mit Bananen bepflanzt, sechs mal mehr Ertrag liefere, als eine
ebenso grosse mit Weizen bebaute Ackerfläche. Das trifft in der
Praxis nicht ganz zu. Auch für die Samoaner ist die Banane von
höchstem Werte. Sie wird von ihnen kultiviert; denn sie ist erheblich
anspruchsvoller als der Brotfruchtbaum. Ihr sagt besonders ein
feuchter Grund und von Bergen abgeschlossenes, geschütztes sonniges
Gebiet zu, die grössten Bananenpflanzungen findet man deshalb auch
in den Bergen oder wenigstens in einer gewissen Entfernung von
der Küste auf quelligem Terrain. Wie unsere Vorfahren und die
Kolonisten in Gebieten, wo der Wald mit seinen Holzschätzen
gegenüber den Nahrungs- und Lebensbedürfnissen noch nicht als
verwertbares Kapital, sondern lediglich als ein Kulturhindernis, als
störender Bodenparasit in Betracht kommt, so bedienen sich auch
die Eingeborenen Samoas des Feuers als billigster und bequemster
Kraft, um geeignete Flächen in trockenen Zeiten ihren Zwecken
nutzbar zu machen. Ist der Boden von Beschattung und Kräutern
befreit und nötigenfalls durch künstliche Gräben entsprechend
bewässert, dann werden junge Bananensprosslinge zumeist in Reihen
und Entfernungen von 2—3 m gepflanzt. Nach sechs bis neun
Monaten trägt die Pflanze Früchte in Bündeln von 100—200 Stück,
um danach wieder abzusterben, unter Zurücklassung zahlreicher neuer
Wurzelschösslinge.

Die Eingeborenen bevorzugen, wie erwähnt, die unreifen
Früchte, im Samoaofen gekocht. Das von der Schale befreite
Fruchtfleisch schmeckt dann süsslich-mehlig. Für einen fremden
Gaumen ist der aromatische Geschmack einer frischen reifen
Frucht von mittelgrosser Art entschieden angenehmer. Wie unter
allen Nutzpflanzen haben sich auch unter den Bananen zahlreiche
Varietäten durch die Kultur herausgebildet. Von der kleinsten 10 cm

langen und 3cm dicken Form mit intensiv orangegelber Schale und rötlich-gelbem Fleisch, giebt es alle denkbaren Übergangsstadien bis zu der 17 cm langen und 5 cm dicken Frucht der *Musa paradisiaca* mit gerade aufgerichteten mächtigen Fruchtstand. Auch auf den Kulturländereien der Weissen fehlen Bananenpflanzungen nicht; denn einmal war der Export nach Neu-Seeland und Australien, wie er noch heute von den Viti-Inseln und von Neu-Caledonien in schwunghafter Weise betrieben wird, sehr einträglich und ferner sind Bananen für die melanesischen Arbeiter ein wertvolles Nahrungsmittel.

Vor Jahren wurde auch der Export getrockneter Bananen nach unserem Continent versucht. Aber die hier dann auf alle denkbaren Methoden wieder in möglichst natürliche Verfassung umgearbeiteten, mit Zucker und Essenzen versetzten, der Schale beraubten Früchte haben wenig Anklang gefunden und im Allgemeinen bei uns eine recht falsche Vorstellung von dem natürlichen Geschmack frischer Bananen verbreitet. In neuerer Zeit wird in Italien, in London und unseren Hafenstädten, auch in Berlin etc. zeitweise Gelegenheit geboten, Bananen frisch vom Fruchtstand für 20—30 Pf. das Stück zu erstehen und zu kosten. Doch auch diese Proben sind wenig geeignet, den Ruf der Bananen zu erhöhen. Solche Fruchtstände können nur ganz unreif, womöglich noch in halber Grösse abgenommen, die lange Seereise von einigen Wochen überstehen, ohne völlig zu faulen und werden dann im Zustand kläglicher Notreife als „reife Bananen“ dem Publikum angeboten. Dass bei uns aber die jetzt als Zierpflanzen so beliebt gewordene *Musa* blüht und sogar völlig entwickelte, wohlschmeckende Früchte reift, ist noch eine sehr vereinzelte Erscheinung.

Die in unseren Anlagen oft bewunderten Blätter der Bananen dienen den Eingeborenen in mehrfacher Weise. Ihre kolossale Grösse und Spreitenlänge von 2—4 m macht sie zu einem äusserst bequemen Deckmaterial für Schutzhütten im Freien, 20—30 Blätter genügen, um fünf Personen sicheren Schutz gegen Regen und Sonnenstrahlen zu gewähren. Den in den Pflanzungen arbeitenden Jünglingen oder Mädchen bieten sie Material zur Schonung ihres gekauften Lendenschurzes aus Kattun etc., indem ein oder zwei längs der Mittelrippe gespaltene Blätter, um die Hüften gebunden, eine recht natürliche sittsame Bekleidung darstellen. Zu diesem Zweck werden die Blätter besonders brauchbar und zweckmässig präpariert, indem sie in ihrer ganzen Länge langsam über ein Feuer oder über heisse Steine gezogen werden. Dadurch verlieren sie die Turgescenz und die damit verbundene Neigung, sich längs der Seitennerven zu spalten. Auf dieselbe Weise geschmeidig gemacht und gefestigt sind sie auch als Ersatz für Packpapier bei Buschturen, und regnerischem Wetter überhaupt, äusserst wertvoll und für lange Zeit ein sicherer Schutz gegen die stärksten Tropengüsse, die, ohne sie zu erweichen

oder zu beschweren, an ihnen kraftlos abgleiten. Ihre Verwendung als Cigarettenpapier ist bereits an anderer Stelle erwähnt.

Stauden- und Knollengewächse.

Das Zuckerrohr (*Saccharum officinarum*) „tolo“ ist wahrscheinlich von Viti nach Samoa gelangt, jetzt in feuchten Gegenden, besonders in Bananen- und Taropflanzungen überall verbreitet. Durch Kauen der inneren Fasern, nach Entfernung der äusseren Rindenschicht mit den Zähnen, und gleichzeitiges Saugen geniessen die Eingeborenen den süssen Saft mit ausserordentlichem Eifer und Behagen. Selten fehlen Zuckerrohrstengel als Reserve-Leckerbissen in den Hütten, oft benutzen Kinder, einen Zuckerrohrstab als Spazierstock, um ihn später den Gelüsten nach Süssigkeit zu opfern. Eine grössere, praktische Bedeutung hat das Zuckerrohr seiner Blätter wegen, die, reitend über lange Stäbe einseitswendig geflochten, für Samoahütten und auch Häuser der Fremden als sogen. Thatch „lau“ wie in den Tropen allgemein, vorzügliches Deckmaterial für die Dächer liefern.

Krautige Nutzpflanzen sind erst mit der Civilisation eingeführt und auch im wesentlichen Genussmittel der Fremden geblieben. Für die Eingeborenen haben nur wenige Arten dieser zumeist europäischen Culturgewächse eine Bedeutung erlangt. Dies gilt speciell für einige Vertreter der *Solanaceen* und *Cucurbitaceen*. Von ersteren erfreuen sich der Chilipfeffer — bird's eye pepper (*Capsicum annuum*) „polo“ als verschärfendes Surrogat für die Kava, und einige *Solanum*-Arten, zum Teil in der Südsee heimisch, wegen der intensivroten Beeren für frische Halsketten und Tanzgürtel verwendet, besonderer Beliebtheit. In den Gärten der Fremden findet man viele Gemüsearten, die lebhaft an die Heimat erinnern. Tomaten aller Varietäten, Gurken, Melonen, die verschiedensten Kürbisformen, Erbsen, Bohnen, Salat, Kraut, Oberrüben, Rettig, Radieschen, Mehrettig, selbst Thymian, Estragon, und was mehr die Sehnsucht nach heimatlichen Genüssen hierher verpflanzt und allmählich mit teils vorzüglichem Erfolg acclimatisiert hat, beweisen, dass nicht nur der Träger der Cultur, sondern auch die Culturpflanze sich in fremde Verhältnisse zu schicken vermag, wenn es den Kampf um's Dasein gilt.

Einer ganz besonderen Beliebtheit erfreut sich bei den Fremden die Grenadilla-Frucht der Passionsblume (*Passiflora edulis*) aus dem südlichen Amerika und Westindien wegen des aromatischen, äusserst angenehmen Geschmackes des die Samenkerne bei der Reife einhüllenden verschleimten Arillusgewebes. Dieser schlüpfrige, die Fruchthöhle knapp zur Hälfte füllende Inhalt wird allgemein von den Fremden als eine Delicatsse ersten Ranges betrachtet. Die ansässigen Fremden knüpfen an ihren ersten Genuss

seitens uneingeweihter Besucher gern einen kleinen Scherz. Die ganze Frucht selbst sieht derartig appetitlich melonenähnlich aus, dass der Neuling auch eine entsprechende Verwertung vermutet und meist nur um eine Hälfte bittet. Der Gastgeber stellt daraufhin eine Frucht aufrecht mit einem leichten Ruck auf seinen Teller und bietet dem Gast die obere Hälfte an, aus der durch den Stoss sämtliche Kerne samt der wohlschmeckenden Schleimhülle herabgefallen sind. Natürlich versucht der auf diese Weise Geneckte in den meisten Fällen mit dem Messer dem Fruchtfleisch zu Leibe zu gehen, bis er sieht, dass sein Partner sehr bequem mit dem Theelöffel aus seiner Hälfte schöpft und dabei das Fruchtfleisch verachtet.

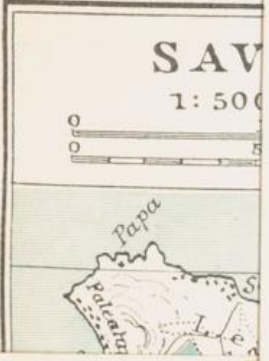
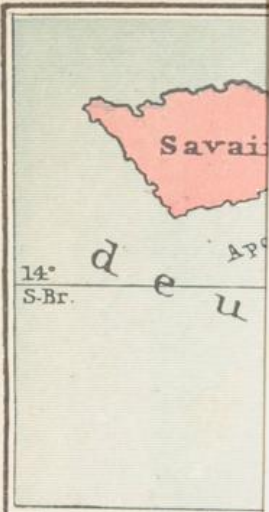
Als Knollen- und Wurzelgewächse sind Taro (*Colocasia antiquorum* etc.) — „talo“ und „taamu“ (*Alocasia indica*) die Kartoffeln der Samoaner, von fundamentaler Bedeutung. Es sind riesige, blattprächige *Araceen* aus dem tropischen Asien, sie gedeihen in sehr feuchtem, tiefgründigem Boden und beanspruchen eine gewisse, wenn auch geringe Pflege. Die äusserst stärkemehlreichen Knollen werden aus Stecklingen gezogen. Bis zur Reife der Rhizome vergehen 6—12 Monate, je nach Art und Grösse der Varietät. Die Rhizome erreichen vielfach ein Gewicht von 10 kg, gewinnen jedoch nicht mit der Grösse an Güte. Je höher die Anpflanzungen und je sonniger sie gelegen, je gleichmässiger sie von frischem Quellwasser durchzogen werden, desto besser ist die Qualität, desto trocken-stärkereicher werden die Knollen. In frischem Zustand ist der im Taro, wie im Taamu enthaltene Milchsaft giftig und von scharf brennendem Geschmack; besonders gefürchtet ist deshalb *Alocasia costata* „fanga“. Ihre Knollen frisch zu essen, galt in früheren Zeiten als schwerste Strafe für ein Vergehen oder für besiegte Feinde. Die Rhizome beider Feldfrüchte werden im „Samoa-Ofen“ geröstet und nach Entfernung der braunen, leicht angebrannten Aussenschicht warm oder kalt gegessen. Während frische Knollen sich nur wenige Tage halten, bleiben sie geröstet längere Zeit geniessbar. Frische nicht zu grosse stärkereiche Stücke vermögen Kartoffeln ganz gut zu ersetzen, zumal die von Amerika, Neu-Seeland oder Australien nach Samoa kommenden „Potatoes“ recht oft viel zu wünschen übrig lassen. — Die Cultur der Kartoffel ist mehrfach auf Samoa versucht worden, hat aber nie irgendwelche befriedigenden Resultate ergeben, da der ausgezeichnete Boden im Verein mit dem Klima auf Kosten der Reserve-Knollen ein rasches Austreiben von langen Sprossen und schnelles Absterben dieser üppigen Triebe hervorruft. — Ähnlich diesen Rhizomen ist der Wert und Geschmack auf Samoa einheimischer Yam- (*Dioscorea*-) Arten — „ufi“ mit verschiedenen Ergänzungen, je nach der Qualität benannt. Sie wachsen als Schlingpflanzen wild im Busch des Inneren. Die oft kolossalen Wurzelknollen dieser Gewächse stecken tief in der

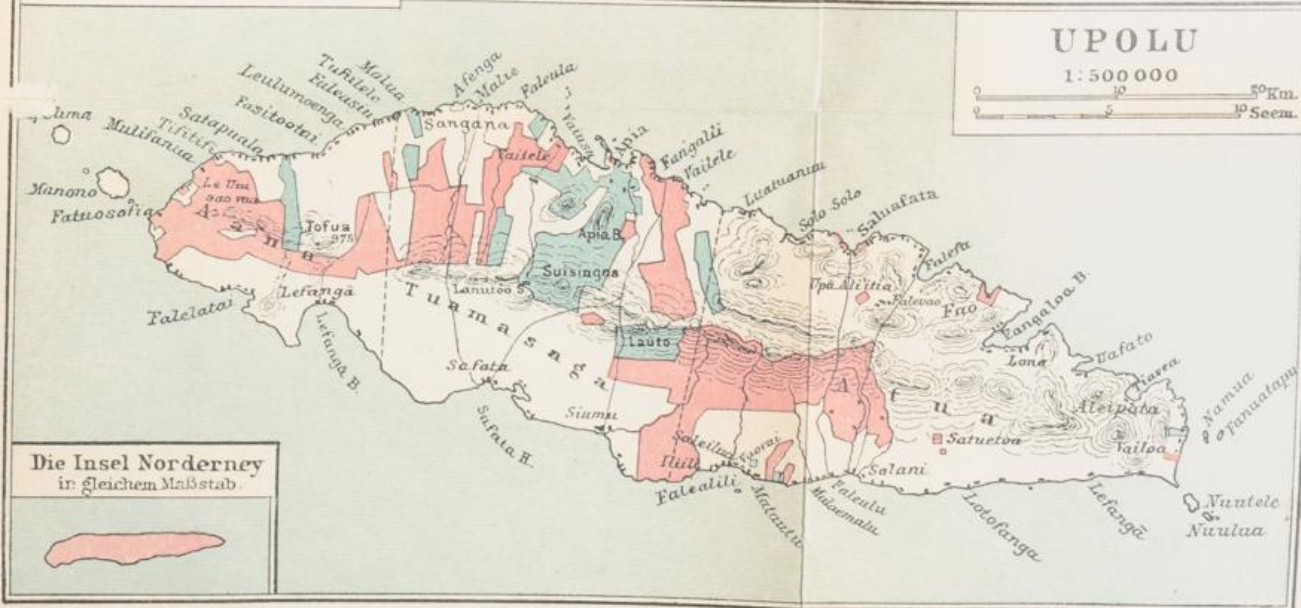
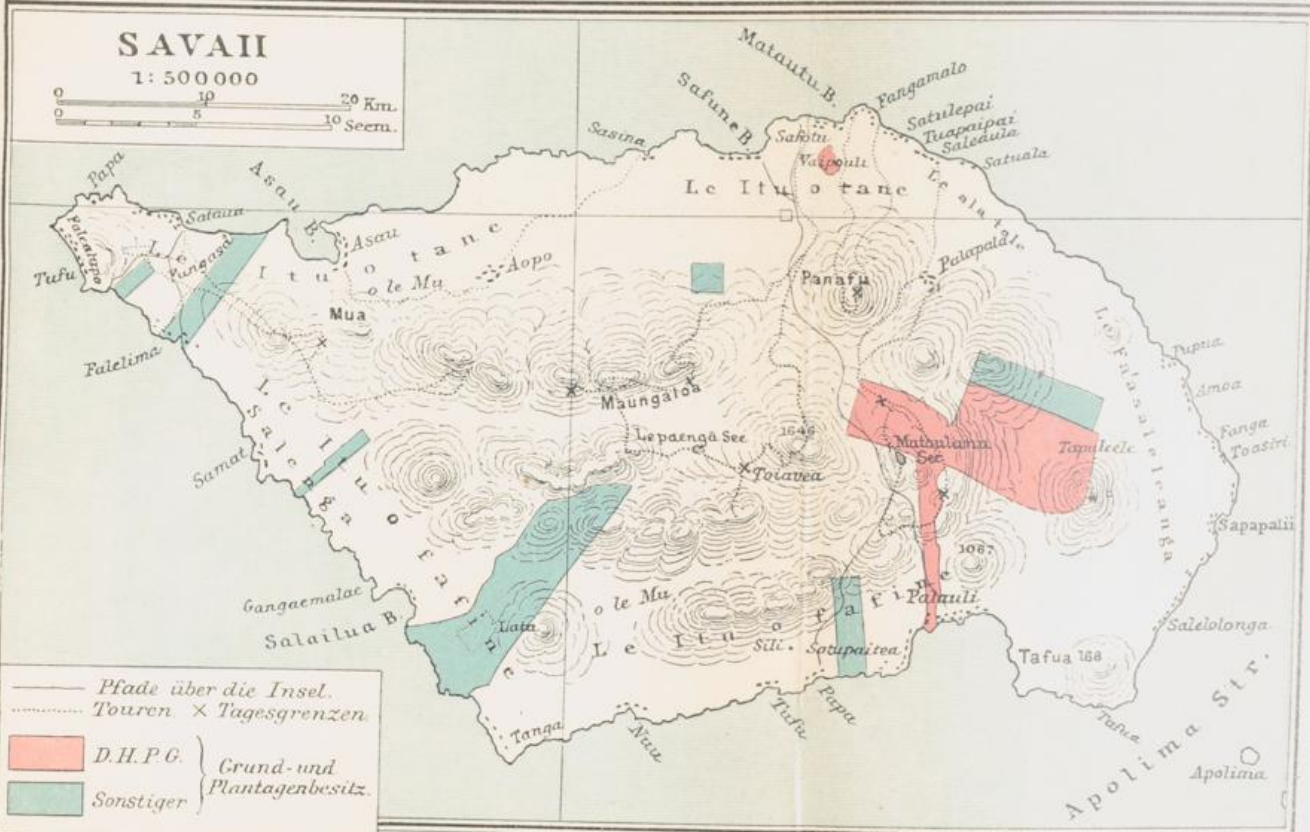
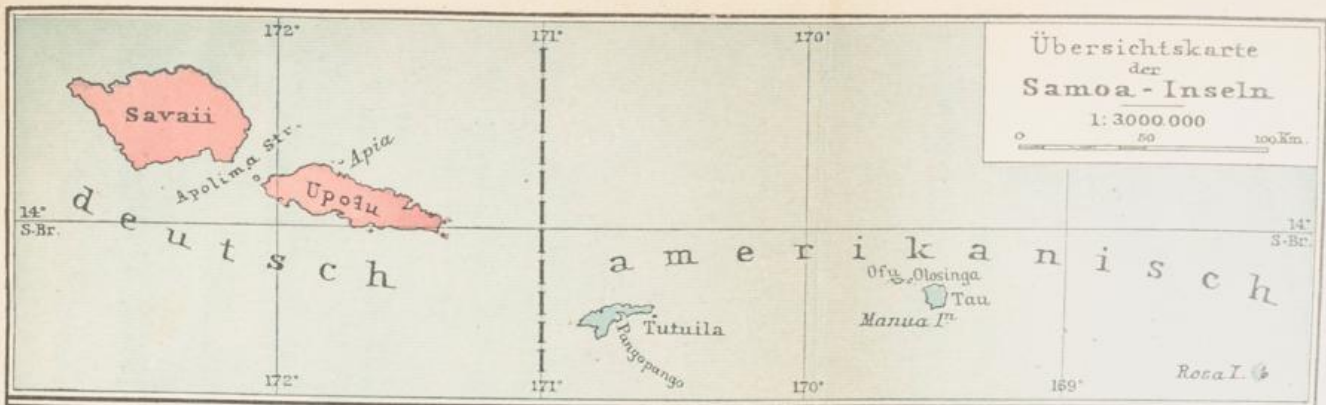
Erde und ihre Gewinnung ist deshalb nicht ganz einfach. Die Samoaner nehmen daher zu ihnen auch nur ihre Zuflucht, wenn die sonstigen voluminösen Nahrungsvorräte auf ihren Pflanzungen durch lange Festlichkeiten oder Kriege stark mitgenommen sind. Die Knollen werden gleich dem Taro und Taamu zubereitet, schmecken ähnlich, nur weniger mehlig, und sind an ihrer bläulichen Farbe leicht kenntlich.

Eine Dracaene (*Cordyline terminalis*) „ti“ wird wegen ihrer süssen, knollig verdickten Wurzeln besonders in trockenen Gegenden angepflanzt und in guten Zeiten von der Kochkunst der Samoaner zu einem wohlschmeckenden Gericht aus Cocosmilch mit Brotfrucht verwendet. In schlechten Zeiten dienen die Wurzeln ebenfalls als Nahrungsmittel. Die vielfach bunten, rötlichen Blätter dieser zierlichen Bäumchen werden zur Herstellung von luftigen Tanzgürteln, „titi“ den Lendenschurz ersetzend, benutzt.

Der T a b a k „utufanga“ hat auch bei den Samoanern sehr schnell Eingang und Beliebtheit gefunden, und ist zu einem ihrer grössten Bedürfnisse und unentbehrlichsten Genüsse geworden. Für seine Cultur auf bestem Boden verwenden sie viel Sorgfalt. Selten fehlen Tabakpflanzen in der Nähe der Häuser und Wohnplätze. Die Eigenartigkeit seiner Zubereitung und Art des Rauchens lassen darauf schliessen, dass sie entweder sehr originelle Lehrmeister hatten oder früher schon Raucher waren, ehe die Tabakpflanze nach ihren Inseln gelangte. Die gut entwickelten, ausgewachsenen Blätter werden bei gutem Wetter an Leinen aufgehängt, in der Sonne oder im Hause unter dem Dach angebracht getrocknet, danach wieder leicht angefeuchtet und fest zu mehr oder weniger dicken 20—40 cm langen Stäben aufgerollt. 4, 8 oder viele dieser sich nach den Enden zu verjüngenden Rollen werden alsdann mit einem aus Hibiscusbast geflochtenen starken Bindfaden, nachdem Pandanusblatthälften um das ganze Gebund in der Längsrichtung gehüllt sind, äusserst fest umwickelt und zusammengeschnürt. In diesen Packeten macht der Tabak alsdann die Gährung durch und nimmt eine dunkelbraune Farbe an. Wenn genügend gelagert, wird er in Gebrauch genommen, enthüllt, wieder getrennt, was oft ziemliche Kraftanstrengung erfordert, und, stückweise mit dem Messer abgeschnitten, aufgeraucht. Wenn die Samoaner jetzt nach der Erntezeit vor der feuchten Jahreszeit den Tabak fertig präpariert haben, tauschen sie ihn gegen Handels-Artikel auf den Stationen und in Läden der Weissen ein oder verkaufen ihn für 1—3 Mark das Paket, um es später wieder mit erheblichem Preis-Aufschlag durch Kopra zurückzuerwerben. Sie geben so den Vorrat, allerdings gegen erhebliche Gebühren, in Aufbewahrung.

Das Samoa-Kraut erfreut sich übrigens bereits einer gewissen Berühmtheit, wenigsten bei den Tonganern und Viti-Insulanern, die einen erheblichen Teil konsumieren.





Die Samoa-Inseln. Übersicht des Grund- und Plantagenbesitzes.
Mit Benutzung der Karte von Paul Langhans.

Druckfehlerberichtigung.

Es muss heissen:

Seite	5 von oben	1. Zeile:	wenn nicht der Himmel gerade
"	85 von unten	10. "	ein Ansinnen
"	90 1. Absatz	4. "	ohne ihn zunächst
"	95 neues Kapitel	7. "	ein Aufgeben
"	105 1. Absatz	10. "	Spalte dich
"	106 von oben	4. "	Verwünschung in
"	107 2. Absatz	2. "	an Geister
"	108 1. Absatz letzte	"	Tangaloalangi
"	111 2. Absatz	10. "	achttaktige Periode
"	121 von oben	3. "	herabfallend
"	124 von oben	3. "	fröhlicher Gemütlichkeit
"	126 neues Kapitel	5. "	Tangaloa
"	128 2. Absatz	9. "	welcher
"	128 3. Absatz	10. "	zu vereinigen war,
"	146 2. Absatz	12. "	„tongo“ hergestellt.
"	156 1. Absatz 7. u. 8.	"	Schulkinder mit Vorliebe den
"	160 1. Absatz	21. "	zu erklären.
"	171 2. Absatz	4. "	luftigen Tanzgürtel
"	185 2. Absatz	5. "	, aber doch einst
"	185 3. Absatz letzte	"	unnahbar
"	185 von unten	4. "	Forschungsgebietes, dem
"	202 1. Absatz	7. "	wurde geschlachtet oder es lief
"	243 von oben	24. "	liessen eine Zusammenwirkung



P. Raddatz & Co.

Berlin W. Leipzigerstrasse 123.

Magazin für Glas, Porzellan, Haus- und Küchengeräte.

Tropen- und Expeditions-Ausrüstungen,
speziell Feldmenagen

in entsprechend leichter aber solider Ausführung für jede Personenzahl,

leichte Feldapparate,

Sturmlampen und Laternen in marschfertiger Verpackung,
wasser- und luftdicht schliessende Koffer
und Transportkisten,

Feldbetten leicht zusammenlegbar, geringes Gewicht (ca. 25 Pfd.)
im wasserdichten Futteral.

Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft.

Herausgegeben von der
Deutschen Kolonialgesellschaft.

Schriftleiter A. Seidel.

Preis für das Heft 60 Pfg., im Abonnement für das Jahr
Mk. 10.00, Ausland Mk. 12.00.

Preis des 1. und 2. Jahrganges gebd. Mk. 13.00.

Abonnements nimmt jederzeit entgegen

Wilhelm Süsserott, Verlagsbuchhandlung,

Berlin W. 35, Potsdamerstr. 42.



Heinrich Schultze Nachf.

Papierhandlung

Geschäftsbücherfabrik, Buch- und Steindruckerei.
Berlin W., Behrenstr. 28.

Briefpapier extra leicht (überseeisch) mit oder ohne Namenaufdruck in Blockform, besonders geeignet zum Gebrauch im Freien.

Briefumschläge aus überseeischem Papier, ganz leicht und undurchsichtig, in Blockform.

Anhänge-Etiquetten mit unzerreissbaren Oesen in Blockform für Sammlungszwecke.

Etiquetten für zoologische Sammlungen.

Tagebücher zum Durchschreiben für eine und zwei Copien.

Copierbücher zum Copieren der Briefe in **verschliessbarer** leichter Copierpresse.

Routenbücher in grau Segelleinen.

Reiseschreibmappen in Segelleinen.

Dokumentenmappen in Segelleinen.

Sämmtliche Bureau- und Schreibmaterialien.

Füllfederhalter.

Rob. Reichelt

Berlin C., Stralauerstr. 58.

Telegramm-Adresse: Zeltreichelt Berlin.
Telephon: Amt I 7965. Reichsbank Giro-Conto.

Zelte-Fabrik



Spezialität: Tropenzelte.

↳ Besonders leicht und tadellos gearbeitet. ←

Zelte-Einrichtungsgegenstände wie

Tropenbettstellen mit Moskitonetz, Klapptische, Klappstühle, Hängematten, Wassersäcke, Waschbecken, Badewannen, Kameelhaar-Schlafdecken, etc.

Wasserdichte Segeltuche bis 3 m breit, Wagenplanen, Bagagedecken — Persennings — Wollene Tauschdecken.

Lieferant des Kgl. Kriegsministeriums, des Auswärtigen Amtes und der meisten Kolonial-Gesellschaften.

Illustrierte Preislisten gratis und frei.

H. Leue

Hofbüchsenmacher • Berlin W.

Friedrichstr. 82.

W. W. Greener u. Leue,

Birmingham-London-Berlin.

Waffen und Munitionsausrüstung
für unsere Kolonien gemäss lang-
jähriger Erfahrung.

Jagdgewehr und Büchsen jeden Calibers
in allen Preislagen.

In- und ausländische Revolver.

*Original Mauser Repetirbüchsen und
Selbstlade-Repetirpistolen.*

Sämmtliche Jagd-Utensilien.

Anfertigung und Versand
aller gangbaren Patronen nur in frischer Labo-
rirung, da Lagerpatronen wegen ihrer
Minderwertigkeit überhaupt nicht geführt werden.

**Zuverlässigste seetüchtige Verpackung
in starken Zinkkartons und Holzkisten.**



Ost- und Süd-Afrika



von

Moritz Schanz

dürfte gerade angesichts der jüngsten Ereignisse ein vielen willkommenes, zuverlässiges Orientierungsmittel bieten. Haben doch innerhalb der letzten Jahrzehnte wirtschaftliche und politische Verhältnisse in keinem Erdteil so tief greifende und vielfach umgestaltende Veränderungen erfahren, wie gerade in Afrika, so dass man es einem Manne, dessen Blick durch langjährige Studienreisen in allen fünf Weltteilen geübt und geschärft ist, Dank wissen kann, wenn er aus dem reichen, aber vielfach verstreuten und veralteten Material ein übersichtliches Bild davon zu geben sucht, wie sich die geschichtliche Entwicklung dieser interessanten Länderstriche bis zur Jüngstzeit vollzogen hat, und wie sich deren wirtschaftliche Gestaltung zu Beginn des neuen Jahrhunderts darstellt.

Das Werk behandelt auf 29 Bogen

Abessinien, Erythräa, Somaliland, Sansibar, Britisch-, Deutsch-, Portugisisch-Ostafrika, Britisch-Zentralafrika-Protektorat, Die Komoren, Madagascar, Die Mascarenen, Kapkolonie, Natal, Orangestaat und Basutoland, Transvaal und Swasiland.

Die Afrika-Post vom 25. Sept. 1901 schreibt:

„Aus diesen (den Aushängebogen) ersehen wir mit Freuden, dass es sich um ein **hervorragend brauchbares Werk** des geschätzten Weltreisenden und Nationalökonomens handelt und dass es eine grosse Fülle geschichtlichen, ethnographischen, politischen und kolonialwirtschaftlichen Materials in übersichtlicher Gruppierung enthält und speziell den kolonialpolitischen und handelsstatistischen Angelegenheiten Aufmerksamkeit widmet. Heute sei noch erwähnt, dass das neue Schanzsche Buch nun nicht etwa eine trockene Anhäufung von Zahlen, Namen und Thatsachen ist, sondern dass es lehrreich und zugleich **unterhaltend lesbar** geschrieben ist.“

Der Preis ist broschiert 10, Mk. eleg. geb. 12 Mk.

**Wilhelm Süsserott, Verlagsbuchhandlung.
Berlin.**



Australien und die Südsee.

Kolonial-Studien

von

Moritz Schanz.

22 Bogen gross Oktav mit zahlreichen Illustrationen.

Preis Mk. 8,—. In künstlerisch
ausgeführtem Originalband Mk. 10,—.

Einige Urteile der Presse:

Globus: „Ein vortreffliches Handbuch, das bleibenden Wert haben wird.“

Hamburger Fremdenblatt: „Das Werk bietet für den Gelehrten wie den Laien, für den Leser, der lediglich Unterhaltung sucht, wie für den Kaufmann, welcher praktische Belehrung sucht, ein reiches u. m. Geschick geordnetes Wissensmaterial.“

Vossische Zeitung: „Ohne Zweifel eines der besten Werke über den fünften Erdteil.“

Münchener Allgemeine Zeitung: „Ein ernstes streng wissenschaftliches Werk.“

Rheinisch-westfälische Zeitung: „Es giebt wohl kaum ein Werk über Australien, das sich mit diesem messen kann.“
„Wer eine wirklich gediegene Reisebeschreibung lesen will, der schaffe sich Schanz an.“

Norddeutsche Allgemeine Zeitung: „Es verdient recht viele Leser.“

Deutsche Kolonialzeitung: „Wir wünschen Herrn Schanz, was er sicher haben wird, viele Leser, dem Kolonialpolitik lesenden Publikum wünschen wir, was schwieriger zu erfüllen ist, viele solche Autoren.“

Ähnlich äussern sich in längeren Besprechungen „Deutsche Zeitschrift“, „Hamburger Nachrichten“, „Das Echo“, „Der deutsche Kulturpionier“, „Darmstädter Zeitung“, „Leipziger Zeitung“, „Kölnische Volkzeitung“, „Deutsche Welt“, „Kreuzzeitung“ u. s. w.

Berlin W. 35, Potsdamerstr. 42.

Wilhelm Süsserott, Verlagsbuchhandlung.

Deutsch-Suaheli-Taschenwörterbuch v. Otto Graf v. Baudissin.

Preis geb. Mk. 3.—

Prof. D. von Sowa in der Deutschen Kolonialzeitung: Das handliche kleine Buch bildet in zweckmässiger Auswahl eine garnicht unbedeutende Zahl von Wörtern, hie und da auch kurzer Phrasen. Da der Autor auch der Zuverlässigkeit seiner Suaheliwörter besondere Vorsicht zugewandt hat, wird sein Buch dem praktischen Zwecke, für den es bestimmt ist, gewiss entsprechen.

Die Deutsche Kolonialliteratur im Jahre 1898

von Maximilian Brose, Hauptmann a. D. 60 Pfg.
Ein vollständiger Katalog aller in Zeitschriften zerstreuten Aufsätze und Bücher.

Die Deutsche Kolonialliteratur im Jahre 1899 u. 1900

von Maximilian Brose, Hauptmann a. D. je Mk. 1.—

Deutschsüdwestafrika im Zusammenhang mit Südafrika

von Dr. Georg Hartmann, 50 Pfg.

Britische und deutsche Handelspolitik

von Fritz Bley und Dr. Max Grabein, 50 Pfg.

Neu-Yorker Staatszeitung: „Die Brochüre ist offenbar von sachkundigen und sehr gut unterrichteten Verfassern geschrieben und verdient die weiteste Verbreitung in gut deutschen Kreisen“.

England u. der Transvaal

von Wm. Fred. Regan,
Mitglied d. kgl. irischen Akademie und
der kgl. geolog. Gesellschaft.

Umgearbeitet und vervollständigt von
R. O. Füsslein, Mk. 1.—

Wilhelm Süsserott,

Verlagsbuchhandlung, Berlin W. 35.

Wilhelm Süsserott, Verlagsbuchhandlung, Berlin W. 35.

Im Januar 1902 erscheint:

Bei lebenswürdigen Wilden.

Ein Beitrag zur Kenntnis der Mentawai-Insulaner.
Mit 30 Textbildern, 6 Lichtdrucktafeln und 2 farbigen litho-
graphischen Tafeln

von

Alfred Maass.

Preis ca. Mk. 7,—.

Der Verfasser giebt uns in seinem Werk einen ausführlichen Reisebericht von seiner Reise, die er im Jahre 1897 nach den Mentawai-Inseln unternahm. Zum ersten Mal erscheint hier ein grösseres Werk, welches den Leser mit den Sitten und Gebräuchen der wilden, noch wenig bekannten Stämme der Mentawaiinseln bekannter macht, als die kleinen vielfach in der Litteratur zerstreuten Berichte von diesem Inselvölkchen. — Führt uns der Verfasser im 1. Kapitel die sonnigen Tage, die er bei seinen braunen Freunden verbrachte, vor Augen, so lernen wir dieselben in den ferneren Kapiteln durch das Auge ethnographischer Forschung in ihrer ganzen Ideenwelt kennen. Was das Buch ausser seinen typischen Illustrationen aber noch besonders wertvoll macht, sind die von Autoritäten bearbeiteten Kapitel des anthropologischen Materials durch Herrn Professor Dr. von Luschan, der Schmetterlinge durch den bekannten Archipelreisenden Herrn Hofrat Dr. med. Hagen, während die zoologischen Berichte sämtlich aus den Federn der Herren Spezialisten des Kgl. Museums für Naturkunde stammen.

Somit giebt uns die Arbeit des Verfassers ein hübsches abgerundetes, wie anschauliches Bild von seinen braunen Freunden und können wir das Werk jedem, der für fremde Völker und Sitten Interesse hat, nur warm empfehlen.

Wilhelm Süsserott Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Kreuz und Quer durchs Leben.

I.

Sumatra

von

Woldemar von Hanneken.

Preis Mk. 1.20; postfrei Mk. 1.30.

Der Verfasser, welcher viele Jahre in Ostasien und der deutschen Südsee zugebracht hat, schildert in diesem Bändchen, welches in die Abschnitte „Wie ich Tabakpflanzer wurde“, „Lehrzeit“ und „Wanderjahre“ eingeteilt ist, seine **persönlichen Erlebnisse** auf der Insel Sumatra.

Viel Trauriges und manch Freudiges ist dem Verfasser auf seinem Lebenswege begegnet. Die Zeit hat ersterem allmählich die Schärfe genommen, und so begegnen wir überall einer sachlichen und ruhigen Beurteilung der Verhältnisse und der in Betracht kommenden Personen. Das Werk bietet durch seine flüssige Schreibweise eine sehr interessante Lektüre.

Oesterreich-Ungarns Handels- und Industrie-Politik.

Mit besonderer Rücksichtnahme auf das in der Monarchie zu Tage tretende

Bestreben nach überseeischer Kulturarbeit

von

H. von Bülow.

Gewidmet Sr. Durchlaucht Alfred Fürst Wrede, Präsident der österr.-ungar. Kolonial-Gesellschaft.

Mit dem Portrait desselben. — Preis kart. 8 Mk.

Dem Verfasser standen die besten Quellen zu Gebote, sodass das Werk einzig in seiner Art sein dürfte. Der Autor lobt, wo er kann, tadelt scharf Missgriffe und giebt Ratschläge, die weit und breit Beachtung finden werden.

Bei Wilhelm Süsserott, Verlagsbuchhandlung, Berlin W. 35
erschienen

Bilder aus der Mecklenburgischen Geschichte und Sagenwelt

für die unteren Klassen höherer Lehranstalten
von **Dr. R. Wagner**, Oberlehrer.

Preis Mk. 1.—. ☉ ☉ ☉ ☉ Kart. Mk. 1.25.

Bilder aus der Mecklenburgischen Geschichte.

Im Auftrage einer Sektion
des Vereins Meckl. Schulmänner unter Mitwirkung von
Oberlehrer **Dr. Beltz—Schwerin**, Oberlehrer **Kraner—Doberan**,
Oberlehrer **Dr. Wagner—Schwerin**.

Herausgegeben von
Gymnasialprofessor **Dr. A. Rudloff—Schwerin**.
Se. Hoheit der Herzog-Regent **Johann Albrecht von Mecklenburg**
hat die Widmung anzunehmen geruht.

Preis geb. Mk. 2.—.

Grundriss der Mecklenburgischen Geschichte

für den Schulgebrauch bearbeitet
von

Carl Benjes, Lehrer in Rostock.

Preis cart. 80 Pfg.

Mecklenburgische Geschichte für Volks- u. Bürgerschulen

von **C. Benjes**.

Sechste Auflage. Preis 20 Pfg.

Zeittafel zur Mecklenburgischen Geschichte

nebst

Stammbäumen und Wappen

von **Carl Benjes**.

Preis 10 Pfennig.



Mecklenburgische Geschichte in Einzeldarstellungen:

- Heft I. Dr. R. Belsk, unter Mitwirkung von Dr. R. Wagner:
Die Vorgeschichte von Mecklenburg. Mit
284 Abbildungen. Mk. 6,—, Subskriptions-
preis Mk. 5,—.
- Heft II. Dr. R. Wagner: Die Wendenzeit. Mk. 3,50, Sub-
skriptionspreis Mk. 3,—.
- Heft III. Professor Dr. Rudloff: Die Germanisierung Mecklen-
burgs. Mk. 3,50, Subskriptionspreis Mk. 3
- Heft IV. Oberlehrer Rische: Mecklenburgs Kampf um den
Vorrang an der Ostsee (die Hansa).
Mk. 3,50, Subskriptionspreis Mk. 3,—
- Heft V. Dr. S. Schnell: Mecklenburg im Zeitalter der Refor-
mation. Mk. 6,—, Subskriptionspreis Mk. 5.

Heft I und II bilden den ersten Band.

Heft III, IV und V bilden den zweiten Band.

Jeder dieser zwei Bände kostet elegant gebunden Mk. 10,—.

In Vorbereitung sind:

- Heft VI. Dr. R. Wagner: Mecklenburg im Jahrhundert des
Großen Krieges.
- Heft VII. Dr. S. Schnell: Mecklenburgs Verfassungskampf im
18. Jahrhundert.
- Heft VIII. Geh. Regierungsrat Dr. Karl Schröder: Die neuere
Geschichte Mecklenburgs.
- Heft IX. — Mecklenburgische Literaturgeschichte.

➡ Man subskribiert bei jeder Buchhandlung. ➡

Wilhelm Süsserott, Verlagsbuchhandlung, Berlin W. 35

empfiehlt:

- Belk, Dr. R.:** Die steinzeitlichen Fundstellen in Mecklenburg. Mk. 2,—.
— Vier Karten zur Vorgeschichte von Mecklenburg. In Rolle Mk. 4,—.
- Benjes, C.:** Zeittafel zur Mecklenburgischen Geschichte. Mk. —,10
— Mecklenburgische Geschichte für Volks- und Bürgerschulen. 6. Auflage (50.—60. Tausend). Mk. —,20.
— Dasselbe. Ausgabe für Mecklenburg-Strelitz. Mk. —,20.
— Grundriß der Mecklenburgischen Geschichte. 3. Auflage. Mk. —,80.
- Bredow, A.:** Erzählungen aus der neueren Geschichte Mecklenburgs. 2. Auflage. Mk. 1,—.
- Buchwald, Dr. Gustav von:** Bilder aus der volkswirtschaftlichen und politischen Vergangenheit Mecklenburgs (1631—1708). Mk. 1,25.
- Freybe, D. Dr. A.:** Das älteste Mecklenburger Karfreitaglied zugleich der erste Liederdruck Mecklenburgs. Ein Beitrag zur Litteratur des niedersächsischen Gruy fidelis. Mk. 1,20.
- Langfeld, Geh. Ministerialrat Dr. A.:** Mecklenburgische Ausführungsverordnungen zum Bürgerlichen Gesetzbuch. Mk. 14,50, in Halbfranz geb. Mk. 17,—.
— Die Lehre vom Retentionsrecht nach gemeinem Recht. Mk. 2,—.
- Mau, Pastor G.:** Kirchliche Verhältnisse in Mecklenburg. Mk. 2,—.
- Rudloff, Prof. Dr. A.:** Bilder aus der Mecklenburgischen Geschichte. Geb. Mk. 2,—.
- Sanders, Daniel.** Sein Leben und seine Werke. Festschrift zum 70. Geburtstage. 2. Auflage. Mk. —,90.
- Schliemann, M.:** Claus Hansen. Historische Erzählung. Mk. 2,—, geb. Mk. 2,60.
- Schnell, Dr. S.:** Das Bekenntnis des Herzogtums Mecklenburg. Mk. 1,25.
- Wagner, Dr. R.:** Bilder aus der Mecklenburgischen Geschichte und Sagenwelt Mk. 1,—, karton. Mk. 1,25.
- W. S.:** John Brindman, das Leben eines niedersächsischen Dichters. Mit 13 Illustrationen. Mk. 2,—, geb. Mk. 2,60.
- Wentorff, S. zu:** Per aspera ad astra. Eine Handlung in 3 Akten Mk. 1,—.

Plattdeutsche Bibliothek

für jede Schul- und Volksbibliothek empfohlen!

- Band 1. **Beyer, Karl:** Swinegelgeschichten. II. Auflage.
Mk. 1,—, geb. Mk. 1,50.
Jung und alt haben sich prächtig amüsiert, als ich die Geschichten vorlas. Für die Nasen parfümierter Salondamen sind sie gottlob nicht geschrieben! (Neue Preussische Kreuz-Zeitung.)
- Band 2. **Bandslow, Heinrich:** Frisch Salat. Plattdutsche Geschichten. Mk. 1,—, geb. Mk. 1,75.
Jeder Liebhaber guten niederdeutschen Volkshumors wird sich durch das Lesen dieser Geschichten heitere Stunden verschaffen! (Meckl. Nachrichten.)
- Band 3. **Kehse, Hermann:** Knaak'n un Plünn. Mk. 1,—.
Jeder, der an liebenswürdigem Humor seine Freude hat, kommt bei Kehse auf seine Rechnung. (Flensburger Zeitung.)
- Band 4. **Hagen, Ulrich:** Meckelnbörger Stadt- u. Dörpgeschichten. II. Auflage. Mk. 1,—, geb. Mk. 2,—.
Hagen beherrscht die plattdeutsche Sprache ganz. (Deutsche Warte.)
- Band 5. **Gammin, Friedrich:** Nahschrapsel. Frnsthaftig Rimels, spaßig Läuschen un Bertelles. Mk. 2,—, geb. Mk. 3,—.
Wir können diesen Beitrag zur plattdeutschen Litteratur nur empfehlen und mit Freuden begrüßen. (Rostocker Zeitung.)
- Band 6. **Bagel Strauß.** Schelmstück.
Dichtungen, die schon beim Erscheinen in Zeitschriften berechtigtes Aufsehen erregten.
Preis Mk. 1,—, geb. Mk. 1,50.

Die Bibliothek wird fortgesetzt.

DR. KADE'S
Medicinish-pharmaceutisches Fabrikations- u. Exportgeschäft.
BERLIN SO. 26.

ENGROS.



EXPORT.

Inh.: **Dr. F. Lutze**

Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers u. Königs.

Lieferant der Kolonialabtheilung des Auswärtigen Amtes und des Oberkommandos der Kaiserl. Schutztruppen für den gesammten medicinischen Bedarf in den deutschen Kolonien.

Lieferant des Central-Comités der deutschen Vereine vom Roten Kreuz. Inhaber der silbernen Staatsmedaille des Kgl. Preuss. Kriegsministeriums, der Kgl. Preuss. Staatsmedaille für gewerbl. Leistungen u. d. Kgl. Sächs. Staatsmedaille für gewerbl. Verdienste.

Centralstelle für sämmtliche reellen medicinischen Novitäten.

Export und Import neuer Arzneimittel, Drogen und Chemikalien engros.

Fabrik pharm. Präparate, medicinischer Specialitäten und Verbandstoffe.

Bewährte prakt. Arzneiformen f. Militärbedarf u. d. Gebrauch i. d. Tropen:

Comprimirte Tabletten mit aufgedruckter Inhaltsangabe in Rollen. — Comprimirte Species. — Gelatinekapseln. — Pillen. — Granules. — Sterilis. Subcutan-Inject. — Salben in Tuben.

Cresolytin in graduirten Zinntuben.

Haltbare Carbolsäuretableten. — Boroglycerinlanolin. — Comprimirte Verbandstoffe — Comprimirte Binden.

Bewährte deutsche Arzneipräparate in Originalpackung

mit Gebrauchsanweisungen in fünf Sprachen, speciell für Export:
Dr. Kade's deutsches Fruchtsalz, bewährtes unschädliches Abführmittel speciell für den dauernden Gebrauch in den Tropen. — **Dr. Kade's bewährtes Dysenteriemittel.** — **Dr. Kade's berühmtes Malariamittel etc.**

Complete med. Ausrüstungen jeder Form und Grösse:

Bewährte Tropenapotheken für Expeditionen und Stationen. — Bewährte Kühlapparate, Wasserfilter und Wassersterilisationsmittel für den Gebrauch in den Tropen. — Schiffsapotheken. — Veterinärapotheken.

Commission u. Export sämmtlich. Artikel für med. und pharm. Bedarf.

Sämmtliche chirurgische Instrumente u. Artikel z. Krankenpflege aus den renomirtesten deutschen Fabriken.

Apparate und Utensilien für chemische und bacteriologische Untersuchungen. Mikroskope, Mikrotome, Photographische Apparate, Röntgen-Apparate und dazu gehörige Utensilien.

Complete Einrichtungen und Einrichtungsgegenstände für Krankenhäuser nach neuesten Mustern und Modellen.

Complett ausgerüstete Barackenlazarethe

für die Gesellschaften vom rothen Kreuz.

Speciallisten u. Specialprospekte auf Wunsch gratis u. franco zur Verfügung.

Telegramm-Adresse: **Dr. Kade, Berlin.**
Fernsprech-Anschluss: **Amt IV, 9037.**

Bankkonto: **Deutsche Bank,**
Kasse D., **Oranienstr. 140.**

H. SPERLING, BUCHBINDERE
BERLIN-LEIPZIG

2. 3830

Reimecke, Samoa

V
2
C
3830